

Literarischer Journalismus

Theorie – Traditionen – Gegenwart

Dissertation zur Erlangung des Grades
Doktor der Philosophie (Dr. phil.)
der Fakultät Kulturwissenschaften
der Technischen Universität Dortmund

vorgelegt von

Dipl.-Journ. Tobias Eberwein

Dortmund, 8. Januar 2013

Inhalt

1.	Zur Einführung: Wenn die Blätter fallen	5
A. AUF DEM WEG ZU EINER THEORIE DES LITERARISCHEN JOURNALISMUS		
2.	Was ist Literatur?	13
2.1	Zum Stand der Theoriediskussion	14
2.2	Literatur aus systemtheoretischer Perspektive	18
2.2.1	Funktion des Literatursystems	20
2.2.2	Struktur des Literatursystems	24
2.3	Folgerungen	27
3.	Was ist Journalismus?	32
3.1	Zum Stand der Theoriediskussion	33
3.2	Journalismus aus systemtheoretischer Perspektive	37
3.2.1	Funktion des Journalismussystems	39
3.2.2	Struktur des Journalismussystems	44
3.3	Folgerungen	49
4.	Was ist Literarischer Journalismus?	55
4.1	Literatur und Journalismus im Systemvergleich	57
4.2	Strukturelle Kopplung von Literatur und Journalismus	61
4.3	Literarischer Journalismus – eine Spurensuche	66
4.4	Literarischer Journalismus als Systemirritation	78

B. TRADITIONEN DES LITERARISCHEN JOURNALISMUS

5.	Vier Phasen des Literarischen Journalismus	85
6.	Genese: Frühformen und Journalisierung der Literatur	90
7.	Verselbständigung und Differenzierung: Feuilletonismus und Literarische Reportage	101
8.	Neu-Formierung: Zwischen Standardisierung und Innovation	112
9.	Differenzierung und Entgrenzung: Neuer Literarischer Journalismus	117

C. LITERARISCHER JOURNALISMUS HEUTE

10.	Vorbemerkungen	131
10.1	Systematisierung der Forschungsfragen	131
10.2	Erhebungsmethoden	132
10.3	Durchführung der Erhebung	138
11.	Funktion des Literarischen Journalismus	141
11.1	Definitionen	141
11.2	Selbstverständnis	145
11.3	Historische Bezugspunkte	152
12.	Struktur des Literarischen Journalismus	157
12.1	Rollen	157
12.2	Organisationen	161
12.3	Programme	170
13.	Entwicklungsperspektiven	183

14. Schluss: Literarischer Journalismus zwischen Irritation und Entgrenzung	188
15. Quellen	195
Personenregister	240
Zusammenfassung	244
Erklärung gemäß § 8 Prom.O.	246

1. Zur Einführung: Wenn die Blätter fallen

„Fremdwörter sind sehr selten glücklich und gültig verdeutscht worden. Sie bekamen meist einen präzisen, aber schiefen Sinn (einen undeutschen), wie zum Beispiel das Wort: Tagesschriftsteller. Ein Journalist aber kann, er soll ein Jahrhundert-Schriftsteller sein. Die echte Aktualität ist keineswegs auf 24 Stunden beschränkt. Sie ist zeit- und nicht tagesgemäß.“

Joseph Roth, „Einbruch der Journalisten in die Nachwelt“

„That’s good thinking there, Cool Breeze.“

Tom Wolfe, „The Electric Kool-Aid Acid Test“

Die Uhr tickt.

Für eine Vielzahl von Journalisten, die in Zeitungsredaktionen ihren Lebensunterhalt verdienen. Für die gesamte Printbranche. Vielleicht sogar für den Journalismus als solchen.

Im Spätherbst 2012 geht in Deutschland die Angst vor dem großen Zeitungssterben um.¹ Auf eine Hiobsbotschaft folgt sogleich die nächste: Ende September stellte nach 93 Jahren die „Abendzeitung Nürnberg“ ihr Erscheinen ein.² Mitte November musste die hoch angesehene „Frankfurter Rundschau“, eines der überregionalen Traditionsblätter der Nachkriegszeit, Insolvenz anmelden.³ Im Dezember verschwand nach einigem Hin und Her auch die „Financial Times Deutschland“ vom Markt.⁴ Die Blätter fallen – eines nach dem anderen.

Diverse Medien berichten beim Blick auf die deutsche Presselandschaft unter Berufung auf die Deutsche Presse-Agentur von der „größte[n] Entlassungswelle seit Bestehen der Bundesrepublik“.⁵ Und das ist erst der Anfang, sind sich die Experten einig: „Wir werden binnen zehn Jahren den Tod vieler kleinerer Zeitungen erleben“, prognostiziert der Hamburger Jour-

¹ Vgl. stellvertretend für viele andere Diskussionsbeiträge die Titelgeschichte der „Zeit“ vom 22. November 2012 („Wie guter Journalismus überleben kann“).

² Vgl. die Pressemitteilung des Verlags „Die Abendzeitung – 8-Uhr Blatt“ vom 28. September 2012 (URL: <http://www.bjv.de/sites/default/files/download/az-pm2609.pdf>).

³ Vgl. die Pressemitteilung der Mediengruppe M. DuMont Schauberg vom 13. November 2012 (URL: <http://www.dumont.de/dumont/de/102185/presse>).

⁴ Vgl. die Pressemitteilung von Gruner+Jahr vom 23. November 2012 (URL: http://www.guj.de/index2.php4?/de/presse/suchergebnisse/meld_121123_10.php4).

⁵ So etwa „Spiegel Online“ am 1. Dezember 2012 (URL: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/medienkrisen- nie-zuvor-gab-es-so-viele-entlassungen-in-der-presse-a-870402.html>).

nalistik-Wissenschaftler Volker Lilienthal.⁶ Das befürchtet auch Horst Röper vom Dortmunder Formatt-Institut für Medienforschung – und kommentiert: „[D]as alte Finanzierungsmodell für Zeitungen, nämlich Anzeigen und Verkaufserlöse allein[,] reicht nicht mehr.“⁷

Neben der Frage nach geeigneten Erlösmodellen, mit denen sich Printjournalismus auch in Zeiten des digitalen Umbruchs finanzieren lässt, beschäftigt sich die Branche gegenwärtig mit noch viel fundamentaleren Überlegungen: Was sind die besonderen Qualitäten eines gedruckten, schreibenden Journalismus? Brauchen wir einen solchen Journalismus überhaupt noch, wenn die Themen, die er verarbeitet, ohnehin für jeden Leser und jede Leserin frei auf diversen digitalen Kanälen verfügbar sind? Wie muss ein solcher Journalismus gestaltet sein, damit er den Rezeptionserwartungen der modernen Zeitungsleserschaft gerecht wird? Und was ist eigentlich die besondere gesellschaftliche Aufgabe von Journalismus?

Erste Antworten auf diese und ähnliche Sinnfragen liefert eine Blitzumfrage unter führenden Köpfen der deutschen Verlagsbranche, die die Redaktion der „Zeit“ aus aktuellem Anlass durchgeführt hat.⁸ „Tiefe, Substanz, Recherche, Servicequalität, Auswahl“ und nicht zuletzt „gute Geschichten“, fordert etwa Gruner+Jahr-Vorstand Julia Jäkel. Tobias Trevisan, Geschäftsführer der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, empfiehlt eine Konzentration auf Werte wie „Glaubwürdigkeit, Kompetenz und Relevanz“. Die Chefredakteurin der „Landlust“, Ute Frieling-Huchzermeyer, hält es für wichtig, vor allem „von nachhaltig gutem Journalismus zu sprechen und nicht vom schnellen Geschäft“. WAZ-Chefredakteur Ulrich Reitz will in erster Linie „an einer schöneren Sprache [...] arbeiten. Und unseren Lesern praktisch wie intellektuell durch ihr Leben [...] helfen.“ Und auch der Vorstandsvorsitzende der Axel Springer AG Mathias Döpfner betont „kritische Recherche, lebendige Sprache, mutige Haltung“ und ergänzt: „Eine gute Geschichte bleibt eine gute Geschichte“ – auch unter den Bedingungen des Medienwandels.

All diese Kommentare verweisen auf Kernqualitäten des Journalismus, die manchen Medien in Zeiten der digitalen Dauerbeschleunigung und der sich beständig verkürzenden Publikationszyklen abhanden gekommen sind. Was bei den zitierten Medienmachern zählt, sind offenbar vor allem gut recherchierte und erzählte Geschichten, weniger schnelle Nachrichten vom Fließband, also vor allem Qualität – und nicht Quantität. Ähnliche Signale sind in der Branche seit einiger Zeit immer häufiger zu vernehmen: Nachdem die jüngere Entwicklung des Journalismus lange vom Mantra des ‚Online first‘ geprägt war, scheint der Trend nun in

⁶ In einem Beitrag von „tagesschau.de“ am 21. November 2012 (URL: <http://www.tagesschau.de/wirtschaft/ftd-einstellung102.html>).

⁷ Im Gespräch mit Dieter Kassel von „Deutschlandradio Kultur“ am 13. November 2012 (URL: <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/thema/1920835/>).

⁸ Vgl. die diversen Kurzinterviews zum Titelthema der „Zeit“ vom 22. November 2012 auf den Seiten 25ff.

die Richtung einer Entschleunigung zu weisen. Dies macht sich nicht nur in aktuellen Meinungsbeiträgen bemerkbar, die dem Erzähljournalismus eine prächtige Zukunft vorhersagen,⁹ sondern auch auf einer Reihe von Workshops wie denen des noch jungen „Reporter Forums“, das alljährlich die Edelfedern des deutschen Journalismus in Hamburg zu einem Informationsaustausch zusammenbringt.¹⁰ Als einhelliger Tenor derartiger Wortmeldungen und Initiativen kristallisiert sich die Einsicht heraus, dass Erzähljournalismus – im Gegensatz zum möglichst schnellen Nachrichtenjournalismus – offenbar besser in der Lage ist, Sinn zu stiften, Orientierung zu bieten und seinen Rezipienten die Zusammenhänge einer immer komplexer werdenden gesellschaftlichen Wirklichkeit zu erklären. Wie die Welt, in der wir leben, funktioniert und was das alles für den Einzelnen bedeutet, lernen wir am besten aus Geschichten – und nicht aus einer kaum noch zu überblickenden Vielzahl unverbundener Informationshäppchen, die aus Nachrichtentickern, verstreuten Internetquellen und nicht zuletzt auf Sozialen Netzwerk-Plattformen tagtäglich auf uns einprasseln.

Bei der Einordnung der aktuellen Probleme im Journalismus könnte auch die Journalismusforschung eine tragende Rolle übernehmen. Wie unter anderem Stephan Ruß-Mohl mit einer Studie zum Zeitungssterben in den USA anschaulich gezeigt hat, bietet gerade die Krise immer auch besondere Chancen, sich über Innovationen zu verständigen und Perspektiven aufzuzeigen (vgl. Ruß-Mohl 2009). Die besonderen Potenziale des journalistischen Erzählens als Ausweg aus dem gegenwärtigen Elend der Zeitungsbranche sind in der deutschsprachigen Forschungsliteratur bislang allerdings weitgehend übersehen worden (vgl. die schmale Quellenbasis bei Lampert/Wespe 2011). Theoretisch fundierte Überblicksdarstellungen sind bis dato ebenso Desiderat wie aussagekräftige empirische Fallstudien, aus denen sich Entwicklungsoptionen für den praktischen Journalismus entwickeln lassen würden.¹¹

Dies ist im anglo-amerikanischen Raum anders. Als Don Fry und Roy Peter Clark vom Poynter Institute for Media Studies 1994 den „return of the narrative“ ausriefen, konnten US-amerikanische Medienpraktiker nicht nur auf eine lange Tradition der hochschulgebundenen Ausbildung im Bereich des journalistischen Erzählens zurückblicken, sondern auch auf eine Vielzahl wissenschaftlicher Untersuchungen, die sich mit den spezifischen Techniken dieses Journalismustyps sowie dessen Traditionen und Potenzialen auseinandersetzen (vgl. überblicksartig Zelizer 2004: 128ff.). Besonders aufschlussreich ist dabei ein Zweig der For-

⁹ Wie z. B. Martin Eiermanns „Loblied auf den Narrativ“, das er am 11. Dezember 2011 für das Debatten-Magazin „The European“ komponierte (URL: <http://www.theeuropean.de/martin-eiermann/9183-die-zukunft-gehört-dem-erzähljournalismus>).

¹⁰ Hintergründe zur Arbeit des „Reporter Forums“ finden sich in den folgenden Kapiteln dieser Studie – und auf der Webseite <http://www.reporter-forum.de>.

¹¹ Eine ausführlichere Diskussion verschiedener Arbeiten mit Bezug zum Thema folgt weiter unten.

schung, der sich auf die Analyse eines als ‚literary journalism‘ bezeichneten Erzähljournalismus konzentriert, welcher meist durch Merkmale wie Immersion, komplexe Textstrukturen, Präzision, Subjektivität, Verantwortungsbewusstsein und die Suche nach den symbolischen Wirklichkeiten einer Geschichte charakterisiert wird (vgl. einführend Sims 2007). Prominente US-Vertreter dieses Typs journalistischer Berichterstattung sind New Journalists wie Tom Wolfe, Hunter S. Thompson, Truman Capote und Norman Mailer, die in den 1960er und -70er Jahren mit ihrer Herangehensweise einen Gegenentwurf zum objektivierenden Nachrichtenjournalismus ihrer Zeit liefern wollten. Die Forschung hat jedoch gezeigt, dass der erzähljournalistische Ansatz des New Journalism keineswegs neu war (vgl. u. a. Hartsock 2000). Literarischer Journalismus als Alternative zu nachrichtlichen Berichterstattungsmustern etablierte sich in den USA schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und kam im Verlauf der Journalismusgeschichte durch Autoren wie Mark Twain, Stephen Crane, Jack London, Ernest Hemingway, James Agee, Joseph Mitchell und John Hersey zu großer Popularität – lange bevor Wolfe und Co. die Bühne der Medienöffentlichkeit betraten. Ihr Erbe lebt bis heute fort und spiegelt sich wider in aktuellen Veröffentlichungen von Gay Talese, John McPhee, Jane Kramer, Tracy Kidder, Ted Conover, Eric Schlosser, Jon Krakauer, Sebastian Junger und vielen, vielen anderen, die die Opposition zur vermeintlich objektiven Realitätsbeschreibung der Nachrichtenform zum Programm gemacht haben.

Auch im deutschen Sprachraum hat die wechselseitige Beeinflussung von Literatur und Journalismus eine lange Tradition. Viele der großen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts – Joseph Görres, Ludwig Börne, Heinrich Heine, Georg Büchner, Theodor Fontane, um nur einige zu nennen – waren mal mehr, mal weniger erfolgreich als Journalisten tätig (vgl. überblicksartig Jakobs/Langenbacher 2004). Besonders in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen erlebte das Genre der Literarischen Reportage, das heute vor allem mit Autoren wie Egon Erwin Kisch und Joseph Roth in Verbindung gebracht wird, eine große Blüte (vgl. u. a. Schütz 1977; Kostenzer 2009). Neues Interesse für diese journalistische Darstellungsform entwickelte sich in den 1960er und -70er Jahren im Kontext der Dokumentarischen Literatur und ihren (oftmals kritischen) Industrie- und Betriebsreportagen (vgl. einführend Berghahn 1979). Zeitversetzt fand seit den 1980er Jahren auch der US-amerikanische New Journalism hierzulande einige Anhänger, deren Einfluss bis in die Gegenwartspresse fortwirkt (vgl. v. a. Bleicher/Pörksen 2004).

Blickt man auf diese und weitere Traditionslinien des deutschsprachigen Literarischen Journalismus, so muss überraschen, dass sie meist unverbunden nebeneinanderstehen. Eine gemeinsame Geschichte des Literarischen Journalismus lässt sich aus der vorliegenden For-

schung zum Thema jedenfalls nicht herauslesen. Selbst der Begriff Literarischer Journalismus ist in der deutschsprachigen Literatur- und Journalismusforschung eher ungebräuchlich. Wird er doch einmal aufgegriffen, dann geschieht dies meist unter Verweis auf journalistisches Fehlverhalten (vgl. Eberwein 2010b): Ein allzu freier Umgang mit aus der Literatur entlehnten Gestaltungstechniken, vor allem ein allzu sorgloses Spiel mit Fakten und Fiktionen sei nicht mit den Aufgaben des Journalismus vereinbar, mahnen manche Kritiker. Skandalträchtige Beispiele wie das des Schweizer Autors Tom Kummer, der in den 1990er Jahren unter Berufung auf einen angeblich neuartigen ‚Konzept-Journalismus‘ für das Magazin der „Süddeutschen Zeitung“ Star-Interviews fingierte, geben ihnen scheinbar Recht. Literarisch gestalteter Journalismus wird dabei zum medienethischen Problemfall, den es im Sinne professioneller Standards auszuräumen, keinesfalls aber zu fördern gelte.

Eine solche Sicht der Dinge wird den Potenzialen des gescholtenen Gegenstandes jedoch nicht gerecht. Wie kann es sein, dass Literarischer Journalismus im anglo-amerikanischen Raum in den vergangenen Jahrzehnten quasi zum Synonym für anspruchsvollen Qualitätsjournalismus geworden ist, hierzulande jedoch unter Generalverdacht steht? Was genau sind die besonderen Potenziale, was ist die gesellschaftliche Funktion von Literarischem Journalismus? Wie hat sich diese Spielart journalistischer Berichterstattung im deutschen Sprachraum historisch entwickelt? Welchen Stellenwert hat Literarischer Journalismus in der Presse-landschaft der Gegenwart? Und inwiefern kann er helfen, der Branche den Weg aus der Krise zu weisen? Diesen Fragen will die vorliegende Studie auf den Grund gehen.

Da das Konzept des Literarischen Journalismus in der deutschsprachigen Literatur- und Journalismusforschung bislang weitgehend unbekannt ist, muss sie dazu weit ausholen. Kernanliegen des *Hauptteils A* dieser Arbeit ist daher die begriffliche Präzisierung des Untersuchungsgegenstandes. Die umfangreiche internationale Forschung zum Thema stellt dabei einen wichtigen Bezugspunkt dar. Ihre Erkenntnisse jedoch ungeprüft zu übernehmen und zur Grundlage der weiteren Analyse zu machen, erscheint wenig gewinnbringend. Stattdessen soll zunächst nach möglichen Anknüpfungspunkten im deutschsprachigen Theoriediskurs der Literaturwissenschaft und der Journalistik gesucht werden. Was genau ist eigentlich Literatur? Was ist Journalismus? Was sind die besonderen Funktionen dieser beiden Kommunikationsformen? Und wie lassen sie sich voneinander unterscheiden? Eine Diskussion dieser Grundfragen bietet eine geeignete Ausgangsbasis für eine theoriegeleitete Annäherung an das Objekt der Analyse. Erst danach werden die vorliegenden Definitionsversuche zum Literarischen Journalismus im Hinblick auf ihre Anschlussfähigkeit an den deutschsprachigen Theoriebestand ausgewertet. Durch dieses Vorgehen soll gewährleistet werden, dass die definatorischen

Grundlagen dieser Studie nicht im luftleeren Raum verbleiben, sondern sinnvoll in den bisherigen Forschungsstand eingeordnet werden können.

Im *Hauptteil B* wird die zuvor erarbeitete Theorie des Literarischen Journalismus mit der Praxis verknüpft, indem die Geschichte des deutschsprachigen Journalismus nach Beispielen für dieses Berichtermuster abgesehen wird. Dabei kann auf eine relativ breite Forschung zu einzelnen Akteuren und spezifischen Darstellungsformen zurückgegriffen werden, die bislang jedoch in weitgehend unverbundenen Untersuchungskontexten entstanden ist. Durch die Einbindung in den Theorierahmen dieser Studie wird eine Re-Kontextualisierung dieser Forschungsarbeiten ermöglicht, die verschiedene Traditionslinien des deutschsprachigen Literarischen Journalismus erkennen lässt. Auf diese Weise werden erste Bausteine einer Geschichte des Literarischen Journalismus in Deutschland sichtbar, die auf unterschiedliche Phasen und Entwicklungsstadien dieses Journalismustyps verweist. Die Geschichte des Literarischen Journalismus lässt sich von der Entstehung des modernen redaktionellen Journalismus bis in die Gegenwart fortschreiben und stellt damit gleichzeitig die Grundlage für eine aktuelle Bestandsaufnahme dar.

Diese Bestandsaufnahme ist das Kernziel des *Hauptteils C*. Welche Spielarten des Literarischen Journalismus lassen sich in der Gegenwartspresse nachweisen? Wer sind die aktuellen Vertreter dieses Berichtermusters? Welche Anliegen und Ziele verbinden sie mit ihren Publikationsstrategien? Auf welche Strukturen können sie dabei bauen? Inwiefern knüpfen sie mit ihrer Arbeit an die Traditionen des deutschsprachigen Literarischen Journalismus an? Und welche Entwicklungsperspektiven schreiben sie ihrer Tätigkeit und dem Journalismus insgesamt zu? Mit diesen Fragen beschreitet die vorliegende Studie Neuland, denn die Erforschung des Literarischen Journalismus in der Gegenwartspresse steht gerade erst am Anfang. Um erste Antworten darauf zusammenzutragen, bieten sich verschiedene Analyse-schritte an: Neben einer Untersuchung verschiedener Beispieltex-te stellen vor allem die Selbstauskünfte ihrer Autoren eine hilfreiche Quelle dar. Dafür werden problemzentrierte Leit-faden-Interviews mit wichtigen Vertretern des Berichtermusters durchgeführt und ebenso wie weitere Selbstzeugnisse (etwa Vorträge, Werkstattberichte, Interviews mit anderen Medienvertretern usw.) mit der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet. Auf diese Weise kann zum einen die zuvor modellierte Theorie des Literarischen Journalismus einem Praxistest unterzogen werden. Zum anderen lässt sich vor diesem Hintergrund aber auch das eigentliche Kernproblem diskutieren, ob und inwieweit das Konzept des Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum dafür geeignet ist, der Printbranche zu einem Innovationsschub zu verhelfen und sie damit bereit für die Zukunft zu machen.

Antworten auf die hier gesammelten Fragestellungen sind längst überfällig – und dies in vielerlei Hinsicht:

Aus wissenschaftlicher Perspektive interessiert dabei nicht nur die Anbindung der überaus vielseitigen internationalen Forschung zum ‚literary journalism‘ an die Wissensbestände im deutschsprachigen Raum. Auch der für den Theorieteil angeratene Brückenschlag zwischen Literaturwissenschaft und Journalistik ist bei Forschungsprojekten vergleichbaren Zuschnitts bislang viel zu selten in die Tat umgesetzt worden. Gerade bei einem Untersuchungsgegenstand wie dem Literarischen Journalismus sind Internationalität und Interdisziplinarität der Forschung jedoch unumgängliche Gebote, die den nachfolgenden Überlegungen daher als Leitmotiv vorangestellt werden sollen. Von der wechselseitigen Befruchtung von Journalistik und Literaturwissenschaft im In- und im Ausland können alle Seiten nur profitieren.

Auch aus der Perspektive des praktischen Journalismus sind die aufgeworfenen Fragen von höchster Relevanz. Die jüngsten Meldungen vom Niedergang der Zeitungsbranche machen einmal mehr deutlich, dass der journalistischen Profession tief greifende Veränderungen bevorstehen. Will der gedruckte, schreibende Journalismus auch künftig am Markt bestehen, muss er sich hinterfragen und neu erfinden. Dazu gehört nicht nur die Suche nach zukunftsfähigen Finanzierungsmodellen, sondern auch nach einem inhaltlichen und formalen Konzept, das seine gesellschaftliche Bedeutung rechtfertigt – das zeigt, dass er unentbehrlich ist. Ein solches Konzept – das veranschaulichen vergleichbare Überlegungen in der krisenerprobten Presselandschaft der USA – kann der Literarische Journalismus anbieten. Inwiefern seine Prämissen dem Printjournalismus tatsächlich zu einer Zukunftsperspektive verhelfen können, soll vor allem der letzte Hauptteil dieser Studie sondieren.

Relevant sind die Befunde dieser Arbeit schließlich auch aus gesamtgesellschaftlicher Sicht. Die Zeit, in der wir leben, ist von weit reichenden sozialen Veränderungen geprägt, die mitunter einen Komplexitätsgrad erreichen, der für den einzelnen Menschen kaum noch zu verstehen ist. Literarischer Journalismus will diese neuen Komplexitäten erfahrbar machen, indem er sie auf eine individuelle Ebene herunterbricht. Er will Geschichten erzählen, um darin eine soziale Realität einzufangen, die sich anders kaum erschließen lässt. Dass es einen solchen Literarischen Journalismus gibt, ist daher nicht nur für Journalisten von Interesse, sondern für jedes Mitglied der modernen Weltgesellschaft. Zur Verständigung und Vergewisserung über die gesellschaftliche Bedeutung eines Literarischen Journalismus kann auch die Wissenschaft einen Beitrag leisten. Als solcher Beitrag versteht sich die vorliegende Studie.

A. AUF DEM WEG ZU EINER THEORIE DES LITERARISCHEN JOURNALISMUS

2. Was ist Literatur?

Um nachvollziehbar klären zu können, was Literarischer Journalismus ist bzw. sein kann, muss zunächst einmal Klarheit über die einzelnen Bestandteile des Begriffs herrschen: Literatur und Journalismus. Im Folgenden werden daher in einem ersten Annäherungsversuch einige Antworten auf die Frage ‚Was ist Literatur?‘ zusammengetragen (*Kapitel 2*). Im Anschluss daran richtet sich der Fokus auf die Folgefrage ‚Was ist Journalismus?‘ (*Kapitel 3*), bevor im umfangreicheren *Kapitel 4* beide Perspektiven verschränkt und zu einer theoriegeleiteten Konzeption des Literarischen Journalismus verbunden werden.

Gerade die Frage nach der Definition von Literatur und deren Verhältnis zum Journalismus liegt dabei deutlich abseits der üblichen Interessenschwerpunkte deutschsprachiger Kommunikations- und Journalismusforschung. Zwar finden sich in vielen historischen Forschungsarbeiten der Journalistik mehr oder weniger klare Hinweise auf die schriftstellerischen Wurzeln des Journalismus (vgl. etwa Baumert 1928; Requate 1995; Haas 1999; Birkner 2012), und auch an kleineren Fallstudien zu einzelnen Akteuren aus dem Grenzbereich zwischen Journalismus und Literatur herrscht kein Mangel (vgl. beispielsweise Blöbaum/Neuhaus 2003b; Bleicher/Pörksen 2004). Die meisten dieser Arbeiten versäumen jedoch einen Anschluss des von ihnen verwendeten Literaturbegriffs an den Status quo der Journalismustheorie. Nicht selten dominiert ein eher vorwissenschaftliches Verständnis des Untersuchungsgegenstands, verbunden mit der vagen Vorstellung, die auch unter Laien-Lesern weit verbreitet ist,

„Literatur habe es vor allem mit Phantasie und Kreativität zu tun, sie sei Ausdruck einer Schaffenskraft, die sich in einigen wenigen Autoren der Vergangenheit exemplarisch offenbart habe. Der Name Goethes etwa steht in der Geschichte der deutschen Literatur stellvertretend für die Idee einer schier unerschöpflichen Schaffenskraft ein, die Gelebtes unmittelbar in Literatur umsetzt. Mit dem Begriff ‚Literatur‘ verbindet der Leser daher meist einen bestimmten Kanon von klassischen Texten, die der weiteren Überlieferung wert sind, weil sie die Geschichte bisher überdauert haben.“ (Geisenhanslüke 2003: 7)

Gänzlich falsch ist eine solche Auffassung von Literatur sicherlich nicht, denn ohne ein gewisses Maß an Imaginationskraft könnte kaum ein literarisches Werk entstehen. Allerdings unterschlägt sie, dass es in der Jahrhunderte und Jahrtausende währenden Geschichte der Literaturtheorie unterschiedlichste Vorschläge gab, das Wesen des Literarischen zu bestimmen. „Die moderne Journalismusforschung blendet das Verhältnis von Literatur und Journalismus weitgehend aus“, konstatiert daher auch Bernd Blöbaum (2003: 26) und macht damit einmal mehr deutlich: Soll die Perpetuierung eines einseitig verkürzten und unreflektierten Literaturbegriffs im Rahmen dieser Studie verhindert werden, ist ein wenigstens kursorischer Blick auf das weite Feld der Literaturtheorie – verbunden mit der Suche nach Anknüpfungspunkten zur aktuellen Theoriediskussion in der Journalistik – unausweichlich.

2.1 *Zum Stand der Theoriediskussion*

Der Stand der Theoriediskussion in der Literaturwissenschaft¹² ist in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend unübersichtlich geworden, denn kaum ein Teilbereich dieser akademischen Disziplin hat im besagten Zeitraum einen ähnlichen Boom erlebt wie die Theoriebildung (vgl. Nünning 1998a: 1). blieb die „Forderung nach einer stärkeren Theoretisierung der Literaturwissenschaft“ (Pasternack 1975: 9) lange ungehört, so hat sich spätestens seit den 1970er Jahren eine bemerkenswerte Vielzahl unterschiedlicher Theorien, Modelle und Methoden entwickelt, die bis heute miteinander konkurrieren und teilweise sogar regelrechte ‚Theoriekriege‘ (vgl. Easthope 1991: 11) losgetreten haben. Als Hauptgrund für diese Entwicklung ist vermutlich der überbordende Einfluss von Strukturalismus und Post-Strukturalismus zu sehen, der traditionelle Ansätze der literaturkritischen Analyse in den 1960er und -70er Jahren grundlegend in Frage stellte (vgl. Newton 1997: xiii). Das Ergebnis der damit ausgelösten Diversifizierung der Theoriediskussion versuchen heute zahlreiche ebenso voluminöse wie detailreiche Handbücher und Enzyklopädien zur zeitgenössischen Literaturtheorie abzubilden (vgl. zum Beispiel Coyle et al. 1990; Makaryk 1993; Ryan 2011; für den deutschen Sprachraum vor allem Nünning 2001), die ihrem sich ständig fortentwickelnden Untersuchungsgegenstand allerdings kaum je gänzlich gerecht werden.

Die theoretische Beschäftigung mit Literatur – also die Frage nach ihrem Begriff, ihrem Wesen, ihrer Form, ihrer Struktur und Zeichenhaftigkeit, der Produktion und der Wirkung

¹² Für eine überblicksartige Einführung in die Literaturtheorie vgl. u. a. die gut lesbaren Lehrwerke von Bogdal (1997), Culler (2002), Eagleton (1997), Geisenhanslüke (2003), Geppert/Zapf (2003ff.), Jahraus (2004), Köppe/Winko (2008), Nünning (1998b) und Sexl (2004).

literarischer Texte, aber auch nach den Möglichkeitsbedingungen ihres Verstehens – ist so alt wie die Literatur selbst. Sie führt zurück bis zu Homer und Platon (vgl. Geisenhanslüke 2003: 12ff.). Vor allem der Dialog „Ion“ (Platon 1963) wird häufig als Grundlegung der modernen Hermeneutik begriffen, denn hier formuliert Sokrates eine Prämisse, die bis in die Gegenwart hinein zum Kern aller Verstehenslehren werden sollte: dass es dem Rezipienten literarischer Erzeugnisse in einem hermeneutischen Akt der Übersetzung darum gehe, nicht nur die Worte, sondern den Sinn eines Textes zu verstehen (vgl. Japp 1977: 583). Sokrates' Definition des Wissens von der Literatur als Verständigung über ihren Sinn blieb lange Zeit das Leitmotiv literaturwissenschaftlicher Theoriebildung.

Erst im 20. Jahrhundert wird die Dominanz hermeneutischer Herangehensweisen nach und nach brüchig. Wesentliche Impulse bei der Entwicklung eines neuen Literaturverständnisses gingen dabei zunächst von der modernen Linguistik aus, die ihr Augenmerk auf die Formbeschaffenheit literarischer Sprache richtete (vgl. Saussure 1931). In der Perspektive formalistischer Ansätze stand weniger der Sinngehalt, sondern vielmehr die Frage nach der Natur des sprachlichen Zeichens und der poetischen Funktion von Sprache im Mittelpunkt des Interesses (vgl. Jakobson 2005: 92). Die Abkehr vom hermeneutischen Substanzdenken setzte sich in verschiedenen poststrukturalistischen Ansätzen fort, etwa in Jacques Derridas philosophischer Tradition der Dekonstruktion (vgl. u. a. Derrida 1972, 1974) oder der diskursanalytischen Ausprägung im Sinne Michel Foucaults (vgl. v. a. Foucault 1973). Mit ihrem Verweis auf die Bedeutung historischer Wissenskontexte legte die Diskursanalyse zugleich den Grundstein für die Begründung einer neuen Kulturwissenschaft, die sich nicht mehr nur für den literarischen Text als solchen interessiert, sondern für Literatur als kulturelle Praxis (vgl. z. B. Greenblatt 1987). In den vergangenen Jahren rückte verstärkt auch die Frage nach der medialen Bedingtheit von Literatur, d. h. dem Einfluss verschiedenartiger primär technischer „Aufschreibesysteme“ auf die Funktion literarischer Texte, in den Mittelpunkt literaturtheoretischer Diskussionen (vgl. v. a. Kittler 1985).

Schon diese wenigen, notwendigerweise bruchstückhaften Schlaglichter lassen erahnen, dass der geschichtliche Gang der Literaturtheorie von der Antike bis in die Gegenwart keineswegs als ein gradliniger Prozess mit einem klar erkennbaren Anfang und einem absehbaren Ende zu verstehen ist. „Die Geschichte der Literaturtheorie ist begleitet von zahllosen Brüchen, von Rivalitäten, Revolutionen und Revisionen. Dabei können die neuen Literaturtheorien zwar als Einschränkung der traditionellen Hermeneutik gelten, nicht aber als deren endgültige Widerlegung“, fasst Geisenhanslüke (2003: 15) zusammen. Demnach gibt es heute nicht die eine Theorie der Literatur, sondern vielmehr eine Vielzahl miteinander konkurrie-

render Ansätze und Methoden, die sich – je nach Erkenntnisinteresse und Zielsetzung – zur Analyse unterschiedlichster Aspekte literarischer Kommunikation heranziehen lassen.

Will man die verschiedenen Theorie- und Analyseansätze in der Literaturwissenschaft in eine sinnvolle inhaltliche Ordnung bringen, bietet das auf Roman Jakobson zurückgehende Kommunikationsmodell einen hilfreichen Bezugsrahmen (vgl. Nünning 1998a: 9; ausführlicher auch Fricke 1991: 176; Nünning/Nünning 2007: 37ff.; Köppe/Winko 2007, 2008). Im Sinne dieses Modells lassen sich literarische Texte stark vereinfacht als *Nachrichten* beschreiben, die von einem *Sender* (Autor) produziert werden und von dort über einen dafür vorgesehenen Kanal (zum Beispiel: Buch) zu einem *Empfänger* (Leser) gelangen. Obgleich literarische Texte häufig einen fiktionalen Charakter aufweisen, sind sie durch implizite oder explizite Bezüge zur historischen oder gegenwärtigen Wirklichkeit in einen *kulturellen Kontext* eingebettet. Eine Vermittlung dieser Bezüge kann aber nur funktionieren, wenn Sender und Empfänger sich mit Hilfe eines gemeinsamen *Codes* verständigen, d. h. die gleiche Sprache sprechen und von ähnlichen Gattungskonventionen ausgehen. Die einzelnen Elemente aus Jakobsons Modell lassen sich sinnvoll zur Typologisierung der verschiedenen literaturwissenschaftlichen Theorie- und Analyseansätze heranziehen, weil sie veranschaulichen, auf welche Aspekte literarischer Kommunikation sich die jeweiligen Ansätze konzentrieren. Demnach lässt sich unterscheiden zwischen:

- *textzentrierten Theorien*: Hierzu zählen alle Ansätze, die den literarischen Text als eigenständiges Produkt begreifen und sich in der Analyse auf thematische, formale oder sprachliche Merkmale literarischer Werke konzentrieren, etwa formalistisch-strukturalistische Herangehensweisen wie Narratologie, Plot-Modelle, viele der Theorie- und Analyseansätze im Bereich der Dramen- und Lyrikforschung, aber auch die Hermeneutik, die literarische Semiotik, poststrukturalistische und verschiedenste feministische Ansätze.¹³
- *autorzentrierten Theorien*: Zu dieser Gruppe gehören unter anderem die biografischen und die psychoanalytischen Ansätze (häufig aus dem Umfeld der feministisch orientierten Literaturwissenschaft), entstehungs- und werkgeschichtliche Herangehensweisen sowie die Produktionstheorien der Empirischen Literaturwissenschaft. Im Mittelpunkt steht da-

¹³ Vgl. – um nur einige wenige Referenzen zu nennen – Barthes 1976; Booth 1961; Chatman 1978; de Man 1971, 1979; Derrida 1972, 1974; Dilthey 1883; Eco 1987; Eichenbaum 1965; Gadamer 1960; Genette 1980; Greimas 1971; Hirsch 1967; Hjelmslev 1974; Jakobson 2005; Lotman 1973; Medvedev 1976; Peirce 2000; Propp 1972; Ricœur 1973, 1974; Saussure 1931; Sontag 1982; Stanzel 1979.

bei meist der Versuch, die Intentionen des Autors bei der Textproduktion zu ergründen und von der Autorpersönlichkeit auf das Werk zu schließen – oder umgekehrt.¹⁴

- *leserzentrierten Theorien*: Diese Ansätze interessieren sich vor allem für die Wirkungen oder Wirkungsabsichten von Literatur. Beispiele sind die Herangehensweisen von Rezeptionsästhetik, Rezeptions- und Wirkungsgeschichte, empirischer Rezeptionsforschung, *reader-response criticism* und kognitiver Narratologie.¹⁵
- *kontextzentrierten Theorien*: Die Ansätze dieser Gruppe begreifen Literatur primär als Ausdruck historischer oder sozialer Zusammenhänge, wie etwa die marxistische Literaturtheorie, der *New Historicism* und andere kulturwissenschaftliche Theorien, gendertheoretische Ansätze, die postkoloniale Literaturkritik, die Theorie des literarischen Feldes und die systemtheoretische Literaturwissenschaft.¹⁶

Auf die Eingangsfrage ‚Was ist Literatur?‘ geben all diese Ansätze höchst unterschiedliche Antworten: Je nach Zugrundelegung einer textzentrierten, einer autorzentrierten, einer leserzentrierten oder einer kontextzentrierten Perspektive lassen sich als Bestimmungsort des Literarischen das jeweilige Werk, dessen Urheber, der Rezipient oder die sie umgebende Lebenswelt heranziehen. Dementsprechend lässt sich Literatur entweder über bestimmte textuelle Qualitäten, etwa ein besonderes Vokabular oder einen typischen Textaufbau, definieren – oder über transtextuelle Merkmale, die zum Beispiel die künstlerische Schaffenskraft des Autors, eine besondere Rezeptionsweise oder andere kontextbedingte Zuschreibungen betreffen können (vgl. Jahraus 2004: 115ff.). In Abhängigkeit vom gewählten Untersuchungsgegenstand und der darauf ausgerichteten Fragestellung gibt es für jede dieser Herangehensweisen gute Gründe – und ebenso gewichtige Gegenargumente (vgl. etwa Brenner 1996; Eagleton 1997: 1ff.; Gottschalk/Köppe 2006).

Für die vorliegende Forschungsarbeit scheint es sinnvoll, bei der Theoriewahl eine kontextorientierte Perspektive einzunehmen. Besonders vielversprechend ist dabei der Blickwinkel der Systemtheorie – vor allem aus zwei Gründen (vgl. dazu und zum Folgenden Eberwein

¹⁴ Stellvertretend für zahlreiche weitere Publikationen vgl. Jannidis et al. 2000.

¹⁵ Vgl. u. a. Groeben 1977; Herman 2002, 2003; Holub 1984; Iser 1970, 1972, 1976; Jahn 1997; Jauß 1970, 1982, 1999; Müller 1981; Suleiman/Crosman 1980; Tompkins 1980; Warning 1975.

¹⁶ Zur marxistischen Literaturtheorie vgl. z. B. Benjamin 1961; Eagleton 1976; Jameson 1971; Lukács 1955; Williams 1977; zur Formierung kulturwissenschaftlicher Gesellschafts- und Literaturkritik vgl. v. a. Hoggart 1957; Thompson 1963; Williams 1958, 1961; speziell zum *New Historicism* vgl. grundlegend Greenblatt 1980, 1988 oder überblicksartig Baßler 1995; Veese 1989; zur feministischen Literaturtheorie und zu gendertheoretischen Ansätzen vgl. stellvertretend für andere Eagleton 1986, 1991; zur postkolonialen Literaturkritik vgl. u. a. Adam/Tiffin 1991; Ashcroft/Griffiths/Tiffin 1989; Barker/Hulme/Iversen 1994; Bhabha 1994; Said 1978, 1993; Williams/Christman 1993; zur Theorie des literarischen Feldes vgl. v. a. Bourdieu 1999; zur systemtheoretischen Literaturwissenschaft vgl. überblicksartig Werber 2011, weitere Quellen s. unten.

2010a): Zum einen ermöglicht das systemtheoretische Rüstzeug einen besonders präzisen Blick auf die Strukturkontexte literarischer (bzw. literarjournalistischer) Textproduktion, denen in den eingangs skizzierten forschungsleitenden Fragen ein wesentlicher Stellenwert beigemessen wurde (vgl. oben). Zum anderen bietet eine systemtheoretische Annäherung an den Literaturbegriff zahlreiche Anknüpfungspunkte an die Theoriediskussionen in der Journalismusforschung, die seit zwei Jahrzehnten deutlich vom Systemdenken dominiert sind (vgl. unten). Umso erstaunlicher ist es, dass die systemtheoretischen Schulen in Literaturwissenschaft und Journalistik sich einander bislang fast vollständig ignoriert haben. Ein kurzer Überblick über den Theoriediskurs zum Literatursystem soll dies verdeutlichen.

2.2 *Literatur aus systemtheoretischer Perspektive*

Die Karriere der Systemtheorie innerhalb der Literaturwissenschaft lässt sich vor allem vor dem Hintergrund der Krise der hermeneutischen Beobachtungstheorien in den 1960er und -70er Jahren verstehen. Als es zunehmend schwierig wurde, die zeitgenössische Literatur allein durch werkimmanente Betrachtung verstehbar zu machen, richteten viele Literaturwissenschaftler bei der Suche nach neuen Erklärmodellen den Blick auf den Theoriefundus benachbarter wissenschaftlicher Disziplinen – und ebneten damit den Weg für eine vielschichtiger Auseinandersetzung mit Phänomenen literarischer Kommunikation. Mitte der 80er Jahre zog im deutschen Sprachraum auch die Systemtheorie, die seinerzeit unter dem Einfluss Niklas Luhmanns einen prägenden Einfluss auf das soziologische Denken gewann (vgl. grundlegend Luhmann 1984), das Interesse mancher Literaturtheoretiker auf sich. In den Folgejahren kam es in der Literaturwissenschaft zu einem lebhaften und fruchtbaren Aus- und Umbau dieses überaus komplexen Theoriegebäudes, der sich unter anderem in einer Reihe von Sammelbänden niederschlug, welche aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Anwendbarkeit der Systemtheorie auf den Untersuchungsgegenstand Literatur erörterten (vgl. z. B. Schmidt 1993b; de Berg/Prangel 1993, 1995, 1997; Plumpe/Werber 1995; Fohrmann/Müller 1996 und manche mehr).

Auch wenn der Systembegriff historisch keineswegs erst durch die Inklusion jüngerer soziologischer Theorien in den literaturwissenschaftlichen Diskurs Einzug erhielt (vgl. Rusch 1994: 5), schrieben ihm viele Literaturforscher ein beträchtliches Innovationspotenzial und eine geradezu „paradigmatische Orientierungs- und Integrationskraft“ (Ormrod 1990: 1; ähnlich auch Schwanitz 1990a) zu. Diese Hoffnungen speisten sich nicht nur aus dem innovati-

ven inhaltlichen Fokus systemtheoretischer Sichtweisen, die Literatur primär als soziales und nicht mehr als rein textuelles Phänomen betrachteten – eine Erkenntnis, die unmittelbar mit den zahlreichen gescheiterten Versuchen zusammenhängt, Literarizität ausschließlich auf der Basis von Textmerkmalen zu definieren (vgl. Barsch 1996: 136). Darüber hinaus versprochen systemtheoretische Ansätze auch eine längst überfällige Empirisierung und – damit verbunden – eine verbesserte Methodisierung literaturwissenschaftlicher Forschung (vgl. Kramaschki 1993: 103). Auch wenn eine breite internationale Rezeption systemtheoretischer Literaturforschung bis heute ausgeblieben ist, wertet Niels Werber den Import des Systemdenkens in die Literaturwissenschaft rückblickend als Erfolgsmodell:

„Gerade die Fähigkeit der Systemtheorie, mit ihren abstrakten Begriffen wie System und Umwelt oder Code und Programm zwar nicht alles mit allem, aber immerhin so unterschiedliche Funktionsbereiche wie Politik, Wirtschaft, Erziehung, Wissenschaft, Religion und Kunst miteinander vergleichbar zu machen, wird inzwischen hoch geschätzt, und Formulierungen wie ‚Reduktion von Komplexität‘, ‚Ausdifferenzierung‘ oder ‚Anschlußfähigkeit‘ zählen längst zum Phrasenschatz der Massenmedien.“ (Werber 2008: 443)

Allerdings wäre es irrig, anzunehmen, dass der Umgang mit dem Begriff ‚Literatursystem‘ innerhalb der deutschsprachigen Literaturwissenschaft einem einheitlichen Muster folgt. Im Gegenteil haben Literaturwissenschaftler in den vergangenen Jahren eine Vielzahl höchst unterschiedlicher systemorientierter Literaturkonzeptionen vorgelegt, die sich mal explizit auf die soziologische Systemtheorie Talcott Parsons’ oder Niklas Luhmanns beziehen, mal Anleihen bei der Allgemeinen Systemtheorie machen, mal ihre eigenen Systembegriffe erfinden und mal versuchen, systemtheoretische und handlungstheoretische Ansätze miteinander zu verbinden (vgl. Schmidt 1996: 108; Barsch/Rusch/Viehoff 1994: 84f.).

Gemeinsam ist diesen Konzeptionen, dass sie die Frage nach dem literarischen Wesen eines Textes von der Text- auf die Systemebene verlagern. Im Literatursystem – im Sinne eines von der Umwelt abgegrenzten sozialen Systems – entscheiden die dort miteinander kommunizierenden Teilnehmer, ob ein Text das Prädikat ‚literarisch‘ oder ‚nicht-literarisch‘ zugewiesen bekommt: Autoren können ihre Textprodukte für die Verwertung als Literatur oder für ein anderes Sozialsystem (z. B. Journalismus) konzipieren; Verlagslektoren können unveröffentlichte Manuskripte als nicht-literarisch ablehnen; Leser können Schriftstellerbiografien als literarisch oder nicht-literarisch rezipieren (vgl. Barsch 2001: 376). Mit anderen Worten: „Die Zurechnung zu Literatur oder Journalismus hängt davon ab, was beobachtet wird, wie beobachtet wird und wer beobachtet.“ (Blöbaum 2003: 25)

Abweichungen offenbaren die unterschiedlichen Konzeptionen des Literatursystems vor allem im Hinblick auf zwei Aspekte: die Bestimmung der Außengrenzen des Systems (*Funktionskontext*) und die Beschreibung seiner Binnenstrukturen (*Strukturkontext*). Die folgenden Abschnitte tragen einige der zentralen Beiträge zur Diskussion dieser beiden Aspekte zusammen, um auf dieser Grundlage anschließend ein Literaturkonzept zu skizzieren, das für die Untersuchung des Forschungsgegenstandes dieser Arbeit, also der Funktion und Struktur eines Literarischen Journalismus, zweckdienlich erscheint.

2.2.1 Funktion des Literatursystems

Die Liste der Arbeiten, die die Funktion eines Sozialsystems Literatur diskutieren, um dieses von anderen gesellschaftlichen Teilsystemen abzugrenzen, ist lang. Nicht allen Beiträgen gelingt es dabei, eine genuin systemtheoretische Methode kenntlich zu machen, die sich eindeutig von anderen literaturwissenschaftlichen Verfahren abgrenzen ließe. Dietrich Schwanitz etwa gehörte zu den ersten Forschern, die die Verbindung von Systemtheorie und Literatur zu einem neuen Paradigma erklären wollten (vgl. Schwanitz 1990a, 1990b, 1993). Seine Textanalysen blieben jedoch, wie Werber kritisiert, „einem strukturalistischen Verfahren verpflichtet, das auch ohne systemtheoretische Schützenhilfe auskäme.“ Mit Blick auf Schwanitz' Ansatz kommt er zu dem Fazit: „Hinter dem Anspruch, eine systemtheoretische Literaturtheorie zu liefern, bleibt dieser Versuch jedenfalls zurück.“ (Werber 1992: 21f.)

Deutlich zielgerichteter zeigt sich demgegenüber die Herangehensweise der Münchener Forschungsgruppe „Sozialgeschichte der deutschen Literatur 1770-1900“. Bei dem Versuch, eine systemtheoretische Literaturwissenschaft zu begründen (vgl. dazu u. a. Heydebrand/Pfau/Schönert 1988; Meyer/Ort 1988, 1990; Ormrod 1990), beziehen sich die Mitarbeiter dieses Projekts auf die strukturell-funktionale Systemtheorie Talcott Parsons'. Literatur wird in dieser Konzeption

„als ein relativ eigenständiges ‚Teilsystem‘ charakterisiert, das nach ihren primären Funktionen in jenem Subsystem des Gesellschaftssystems zu orten ist, der im Agil-Schema Parsons' als Bereich der ‚pattern maintenance‘ bzw. ‚latency‘ bezeichnet wird. Im Unterschied zu den Bereichen A (‚adaptive‘, d. h. in erster Linie wirtschaftliche Funktionen), G (‚Goal-Attainment‘, politische Funktionen) und I (die Mechanismen der sozialen Integration), besteht die Hauptfunktion des L-Subsystems und ihrer Teilsysteme darin, die Herausbildung und Konsolidierung von Werten und Normen zu ermöglichen, die als Inputs für die anderen Subsysteme zur Stabilisierung (‚Strukturerhaltung‘) des Gesellschaftssystems dienen. Diese primäre, wenn auch keineswegs ausschließliche Funktion – analog zur Funktion anderer ‚latency‘-Subsysteme wie Religion, Recht und Wissenschaft – wird für die Literatur angenommen.“ (Ormrod 1990: 3f.)

Zwar lässt sich mit Hilfe des Parsons'schen Vierfunktionen-Schemas das eigentliche Ziel der Forschergruppe, einen Orientierungsrahmen für eine theoretisch gestützte Sozialgeschichte der Literatur zu liefern, durchaus erreichen. Allerdings bleibt der verwendete Literaturbegriff in dieser Konzeption unpräzise. Unpassend erscheint vor allem, dass sich das Literatursystem aufgrund einer vergleichsweise unspezifischen Funktionszuweisung kaum von anderen Sozialsystemen unterscheiden lässt (vgl. auch Werber 1992: 24). Um eine klare Abgrenzung von benachbarten Systemen wie Recht, Religion oder Wissenschaft zu ermöglichen, können code-theoretische Überlegungen einen wesentlichen Erkenntnisfortschritt liefern.

Derartige Überlegungen haben in der funktional-strukturellen Systemtheorie Niklas Luhmanns einen zentralen Stellenwert. Luhmann selbst nahm sich der Frage „Ist Kunst codierbar?“ erstmals 1974 anlässlich eines interdisziplinären Kolloquiums an (vgl. Luhmann 1976), seither hat er sich in einer Reihe von Schriften immer wieder mit der systemtheoretischen Beschreibung von Kunst im Allgemeinen und Literatur im Speziellen befasst (vgl. u. a. Luhmann 1986a, 1986b, 1990, 1993, 1995a, 1995b, 1998; für einen Überblick vgl. de Berg 1995; Werber 2008). Darin beschreibt er Kunst als ein sich selbst reproduzierendes Teilsystem einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft, welches sich von den Systemen in seiner Umwelt – etwa Politik, Wirtschaft, Erziehung oder eben Recht, Religion und Wissenschaft – durch eine einzigartige Funktion und eine darauf ausgerichtete binäre Codierung unterscheidet. Im Zuge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung hat jedes dieser Funktionssysteme die Fähigkeit entwickelt, ein spezifisches Problem der Gesellschaft zu lösen – im Falle der Wirtschaft etwa die Verteilung knapper Güter, im Falle der Politik die Herbeiführung kollektiv bindender Entscheidungen. So auch das Kunstsystem:

„Mit einer zunächst sehr unscharf angesetzten Beschreibung sehen wir die Funktion der Kunst in der *Konfrontierung der (jedermann geläufigen) Realität mit einer anderen Version derselben Realität*. Die Kunst läßt die Welt in der Welt erscheinen [...]. Darin liegt ein Hinweis auf die Kontingenz der normaler Realitätssicht, ein Hinweis darauf, daß sie auch anders möglich ist. Schöner zum Beispiel. Oder weniger zufallsreich. Oder mit noch verborgenem Sinn durchsetzt. [...] Im Ergebnis erscheint die Funktion von Kunst dann schließlich in der Herstellung von Weltkontingenz selbst zu liegen. Die festsitzende Alltagsversion wird als auflösbar erwiesen; sie wird zu einer polykontextualen, auch anders lesbaren Wirklichkeit – einerseits degradiert, aber gerade dadurch aufgewertet.“ (Luhmann 1986b: 624f.; H.i.O.)

Um seiner spezifischen Funktion nachzukommen, operiert das Kunstsystem in der Theorie Luhmanns – wie alle anderen gesellschaftlichen Teilsysteme auch – mit Hilfe eines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums, das sich im Falle der Kunst an den Code-Werten ‚schön‘ und ‚hässlich‘ orientiert. Dieser Schematismus ist laut Luhmann zeitresistent,

er „garantiert die Gegenwärtigkeit der Kunst, die Möglichkeit aktuell vollziehbarer Operationen. Er kann nicht aufgegeben werden, ohne daß die Kunst ihre Eigenständigkeit, ihre besondere ‚Adresse‘ im System gesellschaftlicher Kommunikationen verlöre.“ (Luhmann 1976: 93) Allerdings ist die Unterscheidung ‚schön‘/‚hässlich‘ als Code der Kunst nicht misszuverstehen als eine Art Diskriminierung, die festlegt, dass es schöne Dinge gibt, die zur Kunst gehören, und hässliche Dinge, die von der Kunst ausgeschlossen bleiben. Wie auch die Luhmann-Schülerin Elena Esposito betont, ist mit der Formel ‚schön‘/‚hässlich‘ nichts anderes ausgedrückt als eine Unterscheidung wie ‚gelingen‘/‚misslingen‘ oder ‚stimmig‘/‚nicht stimmig‘ – oder auch ‚passt‘/‚passt nicht‘. „Welche Kriterien diese Beurteilung führen, bleibt eine offene Frage, die jeweils von den internen Programmen und Strukturen des Kunstsystems abhängig ist, und kann nicht a priori entschieden werden.“ (Esposito 1996: 60f.)

Luhmanns systemtheoretische Deutung von Kunst als ein Bereich gesellschaftlicher Kommunikation hat in den späten 1980er und in den 1990er Jahren für einen großen Nachhall gesorgt und viele Literaturwissenschaftler dazu motiviert, seinen Denkansatz für die Anwendung auf literarische Kommunikation zu spezifizieren. Als vergleichsweise einflussreich hat sich dabei vor allem das so genannte ‚Bochumer Modell‘ erwiesen, das im Wesentlichen auf die beiden Germanisten Gerhard Plumpe und Niels Werber zurückgeht (vgl. v. a. Plumpe 1993, 1995; Werber 1992, 1996, 2003; Plumpe/Werber 1993, 1995). Sie übernehmen Luhmanns Grundannahmen aus der Theorie sozialer Systeme, indem sie Literatur als autonomes, aber nicht hermetisch abgeschlossenes System in einer funktional differenzierten Gesellschaft konzipieren. Kritisch gehen sie jedoch mit Luhmanns Funktionsbeschreibung des Kunstsystems und vor allem mit der von ihm vorgeschlagenen Codierung ‚schön‘/‚hässlich‘ ins Gericht. Seine Orientierung an Schönheit sei nicht vereinbar mit dem eigentlich ausgegebenen Ziel, sich mit einer systemtheoretischen Literaturkonzeption von der Tradition ästhetischer Theoriebildung abzugrenzen, argumentieren Plumpe und Werber und behaupten stattdessen: „*Die Funktion der Kunst ist Unterhaltung, ihr Code ist ‚interessant‘ vs. ‚langweilig‘.*“ (Plumpe/Werber 1993: 30; H.i.O.) In diesem Sinne verstehen sie die Systembildung der Kunst – und ihres Subsystems Literatur – als Reaktion auf die allmähliche Zunahme von Freizeitkontingenten im Verlauf des 18. Jahrhunderts, die nach und nach zu einem Bedarf an ausdifferenzierter Unterhaltung geführt habe (vgl. z. B. Werber 1992: 64).

Dieser Vorschlag wurde in einer Reihe von Studien aufgegriffen (vgl. u. a. Reinfandt 1997, 2003; Stöckmann 2001; Berlemann 2011), provozierte aber ebenso auch Unbehagen: Die Diskussion um einen eindeutigen kunstspezifischen Code sei auch mit dem Dual ‚interessant‘/‚langweilig‘ oder ähnlichen Alternativ-Vorschlägen noch nicht abgeschlossen, mahnen

etwa Harro Müller (1997: 222), Oliver Sill (2001) oder Georg Stanitzek (2000: 657) und verweisen überdies auf die Notwendigkeit, bei der Diskussion über das Literatursystem auch die Struktur- und Programmebene einzubeziehen, die maßgeblich über die systeminterne Annahme oder Ablehnung der jeweiligen Code-Werte entscheidet – und zudem einen sinnvollen Anknüpfungspunkt bietet, um die abstrakte Systemtheorie auch empirisch anwendbar zu machen.

Darüber hinaus wurde aus dem Kreis der sich zeitgleich neu formierenden Empirischen Literaturwissenschaft noch eine viel grundlegendere Kritik an der Luhmann'schen Auslegung des Literatursystems laut: Vor allem Luhmanns Vorschlag, soziale Systeme mit Kommunikation gleichzusetzen und individuelle Aktanten dabei unberücksichtigt zu lassen, stieß hier auf deutlichen Widerspruch. In Luhmanns Kommunikationstheorie „wird bewußt ausgeblendet, daß es – bis heute – immer Menschen sind, die Texte produzieren, die sprechen und zuhören“, beanstandet etwa der Begründer der Empirischen Literaturwissenschaft, Siegfried J. Schmidt (1993a: 248). Für seine eigene Konzeption des Literatursystems beruft er sich stattdessen explizit auf die systemtheoretisch-konstruktivistische Sozialtheorie Peter M. Hejls (vgl. v. a. Hejl 1982, 1987a, 1987b), die drei unterschiedliche Typen von Systemen vorsieht – nämlich neben sozialen auch lebende und psychische Systeme. Mit Hilfe dieses theoretischen Bezugsrahmens gelingt es Schmidt, das Literatursystem auf der Basis literarischer Handlungen zu beschreiben, die empirisch auf menschliche Individuen zurückzuführen sind:

„Kopplungen literarischer Handlungen führen zu Literaturprozessen. Die Gesamtheit der Literaturprozesse in einer Gesellschaft bezeichne ich als Literatursystem. Ein Literatursystem ist hierarchisch und holistisch organisiert; das heißt, alle seine Bestandteile sind zugleich autonom und selbstregulierend *und* funktional integriert in das Gesamtsystem. Keines kann ohne Bezug auf das Gesamtsystem definiert oder verstanden werden.“ (Schmidt 1984: 10; H.i.O.)

Die Außengrenzen des Handlungssystems Literatur bestimmen sich in Schmidts Ansatz durch spezifische „Erwartungserwartungen“ oder „Konventionen“ – konkret: die „Ästhetik-Konvention“ und die „Polyvalenz-Konvention“, welche sich im späten 18. Jahrhundert herausgebildet haben und seitdem stabil geblieben sind. Die erste Konvention bewirkt dabei, dass die Teilnehmer des Literatursystems ihre Handlungen in erster Linie auf solche Werte, Normen und Bedeutungsregeln ausrichten, die sie nach der von ihnen vertretenen Ästhetik für literaturbestimmend halten. Die zweite Konvention eröffnet Handelnden im Literatursystem die Möglichkeit, sich beim Umgang mit literarischen Texten auf eine Optimierung ihrer subjektiven Ausdrucks- und Erfahrungsmöglichkeiten zu konzentrieren (vgl. Schmidt 1989: 19). Mit die-

ser Herangehensweise kehrt Schmidt einer rein funktionalen Definition von Literatur den Rücken zu. Die Frage nach den Grenzen des Literatursystems stellt sich ihm nicht allein als Frage nach dem Code von Literatur, der bei ihm nur noch als ‚literarisch‘ vs. ‚nicht-literarisch‘ benannt wird, sondern als Frage nach den Mechanismen der Selbstorganisation des Systems (vgl. Schmidt 1995: 237).

Speziell die Einführung der Leitdifferenz ‚literarisch‘/‚nicht-literarisch‘ hat der Theorie Schmidts allerdings erhebliche Kritik eingebracht. Oliver Jahraus etwa sieht darin eine bloße „Tautologisierung des Literaturbegriffs“ (Jahraus 2004: 141), die er paraphrasiert mit den Worten: „Literatur ist, was eine Gesellschaft für literarisch hält.“ (ebd.) Auch Niels Werber sieht die entscheidenden Fragen unbeantwortet: „Was jedoch für soziale Systeme regelt, was literarische Kommunikation ist und was nicht, bleibt genauso offen wie die Frage nach jenen sozialen Mechanismen, die erst Subjekte zu Beiträgen zur literarischen Kommunikation ermutigen.“ (Werber 1992: 26) Tatsächlich rückte auch Schmidt in einer Rückschau von seiner Definition der literarischen Makro-Konventionen wieder ab und gestand ein, „daß sie nicht vollständig den Bereich von Handlungen in Literatursystemen abdecken“ und entsprechend „respezifiziert werden“ (Schmidt 1996: 117) müssten.

Eine allgemein anerkannte Beschreibung von Funktion und Außengrenzen des Literatursystems liegt demnach bis heute nicht vor.

2.2.2 *Struktur des Literatursystems*

Im Vergleich zu den ausführlichen und oft hitzig geführten Theoriediskussionen zum Funktionskontext des Literatursystems ist die systemtheoretische Auseinandersetzung mit dessen Binnenstrukturen deutlich zaghafter und vielfach auch unsystematischer geblieben. Ein früher Versuch Werner Faulstichs, den „Literaturbetrieb als lebendes System“ (Faulstich 1986: 126) zu beschreiben, griff als wichtigste Kategorie zur Unterscheidung von Subsystemen innerhalb des Literatursystems beispielsweise auf den Begriff des Mediums zurück und differenzierte zwischen: Buch, Computer, Fernsehen, Film, Heftchen, Hörfunk, Plakat, Schallplatte, Theater, Video, Zeitschrift und Zeitung (vgl. ebd.: 128). Einen klaren Bezug zu den bestehenden systemtheoretischen Denkschulen ließ dieser wenig elaborierte Ansatz jedoch nicht erkennen.

Ähnlich eklektisch wirkt auch die System- und Handlungstheorie verbindende Herangehensweise Siegfried J. Schmidts, der sich bei der Beschreibung der Strukturen des Literatursystems vor allem für die grundlegenden Handlungsrollen interessiert, die dieses prägen (vgl. v. a. Schmidt 1989: 285ff.). In seiner Konzeption unterscheidet Schmidt zwischen den vier

Handlungsrollen Literaturproduzent, Literaturvermittler, Literaturrezipient und Literaturverarbeiter, ohne jedoch dabei zu bedenken, dass vor allem Letztere in vielen Fällen über die Grenzen des Literatursystems hinausweist und damit eben nicht mehr der Literatur zuzuordnen ist, sondern – wie etwa im Falle der Literaturkritik – einem Nachbarsystem, zum Beispiel dem Journalismus oder der Wissenschaft (vgl. ähnlich auch Natori 1994). Dieser Konstruktionsfehler wird in der Typisierung von Rusch (1991), der zahlreiche weitere literarische Handlungsrollen differenziert und dabei sehr unterschiedliche Berufsgruppen, unter anderem auch Lehrer, Wissenschaftler, Politiker, Richter und Anwälte etc., in das Literatursystem inkludiert, nur noch verschärft. Noch schwerer wiegt allerdings das Problem, dass in den vorgenannten Konzeptionen sämtliche Strukturelemente des Literatursystems, die sich nicht mit handlungstheoretischem Denken in Einklang bringen lassen, gleich gänzlich durchs Analyseraster fallen.

Dieses Missverhältnis versucht die Forschungsgruppe „Sozialgeschichte der deutschen Literatur 1770-1900“ zu korrigieren, indem sie zur internen Differenzierung des Sozialsystems Literatur abermals auf das Agil-Schema Talcott Parsons' zurückgreift. Das ‚adaptive‘ Subsystem des Literatursystems umfasst demnach die Bereiche Verlagswesen, Buchproduktion und Buchhandel; das ‚G‘-Subsystem bezeichnet den Bereich der Kulturpolitik; beim ‚I‘-Subsystem geht es um die mannigfachen Institutionen der literarischen Sozialisation und Normvermittlung; im ‚L‘-Subsystem sind schließlich die textspezifischen Aspekte der Bildung und Erhaltung von Gattungskonventionen und ästhetischen Wertmaßstäben versammelt (vgl. z. B. Ormrod 1990: 4). Mit dieser Herangehensweise gelingt es den Forschern zwar, bei der Beschreibung der Binnenstrukturen des Literatursystems einem klaren und nachvollziehbaren Muster zu folgen; dem Problem mangelnder Abgrenzung von benachbarten Funktionssystemen (vgl. oben) entkommen sie jedoch nicht.

Hilfreicher erscheinen in diesem Kontext verschiedene Überlegungen im Sinne der Systemtheorie Luhmann'scher Prägung. Luhmann selbst hat zu dieser Diskussion einige aufschlussreiche Gedanken vor allem zum Stilbegriff und zur Programmierung des Kunstsystems beigetragen (vgl. z. B. Luhmann 1986b, 1993, 1995a: 301ff.), die auch in der Literaturwissenschaft aufgegriffen und weiterentwickelt wurden (vgl. z. B. Plumpe 1993, 1995). Allerdings stammt der bislang systematischste Versuch, die verschiedenen Strukturbereiche des Literaturbetriebs unter Bezugnahme auf Luhmanns funktional-strukturelle Systemtheorie auszu-leuchten, nicht von einem Literaturwissenschaftler, sondern von einem Journalismusforscher – einer der wenigen fruchtbaren Versuche, eine Brücke zwischen systemorientierter Literatur- und Journalismustheorie zu schlagen: Bernd Blöbaum überträgt ein Analyseschema, das er

ursprünglich im Geiste des Luhmann'schen Systemdenkens zur Untersuchung der Strukturen des Journalismus entwickelt hat (vgl. Blöbaum 1994: 47ff., 2004: 201ff.), auf die Literatur und legt damit den Grundstein für einen gewinnbringenden Vergleich der beiden Sozialsysteme. Konkret unterscheidet er in seiner Analyse zwischen literarischen Organisationen, literarischen Rollen und literarischen Programmen – und geht damit deutlich über bestehende Kategorisierungsversuche hinaus (vgl. dazu und zum Folgenden Blöbaum 2003):

- Als *literarische Organisationen* lassen sich demnach Verlage und Agenturen, aber auch Interessenvertretungen wie Schriftstellerverbände, Gewerkschaften usw. verstehen, die die Produktionsabläufe im Literatursystem maßgeblich beeinflussen können. Auch in der an den Produktionsprozess anschließenden Phase der Distribution ist das Literatursystem auf Organisationen angewiesen (beispielsweise Vertrieb, Buchhandel, Grossisten etc.).
- Beim Blick auf die *literarischen Rollen* grenzt sich Blöbaum dezidiert von Schmidts Konzept der Handlungsrollen (vgl. oben) ab. Als Primärrolle identifiziert er die des Autors/Schriftstellers, die sich horizontal differenzieren lässt in Spezialisten für verschiedene literarische Gattungen (etwa Romane, Kurzgeschichten, Gedichte, Dramen usw.) oder Themengebiete (z. B. historische Literatur, Krimis, Science Fiction, erotische Literatur etc.). Der Rolle des Autors stellt Blöbaum die Komplementärrolle des Publikums gegenüber. Die Inhaber der Handlungsrolle Vermittlung sieht Blöbaum, anders als Schmidt, überwiegend in der Umwelt des Literatursystems verortet, im Falle der Vertriebsmitarbeiter etwa im Wirtschaftssystem. Inwiefern die Handlungsrolle des Literaturverarbeiters dem Literatursystem oder dessen Umwelt zuzuordnen ist, diskutiert Blöbaum nicht.
- Im Bereich der *literarischen Programme* unterscheidet Blöbaum zwischen den Hauptgattungen Lyrik, Epik und Dramatik, die sich weiter in verschiedene Untergattungen unterteilen lassen (etwa Novelle, Märchen, Fabel, Epos, Roman, Trägodie, Komödie usw.). Daneben erwähnt er mit Brief, Predigt, Tagebuch, Reportage und Essay eine Reihe weiterer Formen, die zunächst außerhalb des Literatursystems entstanden, dann aber „literarisiert“ worden seien (ebd.: 44). Programmelemente wie diese sind dabei als verfestigte Regeln zu verstehen, die es dem Literatursystem erlauben, vor dem Hintergrund seines Leitcodes Kommunikationen zuzuordnen und in einer dem System entsprechenden Form weiterzuverarbeiten. Eine Besonderheit ist allerdings ihre Offenheit für Umwelteinflüsse: Während der binäre Code die Identität des Systems bestimmt und nicht veränderbar ist, können sich Programme im Laufe der Zeit wandeln – oder sogar im Widerspruch zueinander stehen. So kommt es im Literatursystem immer wieder zu einem Wechselspiel un-

terschiedlicher Ästhetiken, die sich unter anderem in den gesellschaftlichen Diskursen über Autoren und Werke, Epocheneinteilungen und literarische Kanons oder Formen- und Themenkontinua bzw. -differenzen widerspiegeln.

Mit der Unterscheidung zwischen Organisationen, Rollen und Programmen schlägt Blöbaum ein Raster zur Analyse der Strukturen des Literatursystems vor, das vergleichbare Modelle korrigiert und gleichzeitig deutlich erweitert. Seine theoretischen Überlegungen stellen für die weiteren Untersuchungsschritte im Rahmen der vorliegenden Arbeit daher eine gelungene Ausgangsposition dar. Inwiefern sich die Strukturen des Literatursystems von denen des Journalismussystems unterscheiden, wird dabei noch zu klären sein.

2.3 *Folgerungen*

Kernanliegen dieser Studie ist eine Spurensuche nach verschiedenen Ausprägungen des Literarischen Journalismus in Deutschland. Es wäre daher vermessen, in diesem Rahmen eine völlig neuartige Literaturkonzeption erdenken zu wollen. Ziel der vorhergehenden Überlegungen war es, einen Überblick über die Theoriediskussionen in der Literaturwissenschaft zu geben und aus dem reichhaltigen Fundus unterschiedlicher Herangehensweisen eine auszuwählen, die für das Erkenntnisinteresse der nachfolgenden Analyse am zweckdienlichsten erscheint. Dass dabei eine systemtheoretische Sichtweise auf literarische Phänomene ausgewählt wurde, bedeutet nicht, dass andere Literaturtheorien damit als fehlerhaft und überholt betrachtet werden. Systemkonzepte sind, wie alle Konzepte, beobachterabhängige Instrumente, die sich heranziehen lassen, um bei der Beschreibung der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmte Zusammenhänge zu fokussieren, die bei einer anderen Perspektivierung möglicherweise in den Hintergrund rücken oder gar unentdeckt bleiben würden. Die Entscheidung für eine bestimmte Literaturtheorie ist daher immer verknüpft mit der Frage, welche Funktion diese Theorie hat bzw. welches Problem man damit lösen will. Im Falle der systemtheoretischen Literaturforschung ist es ganz besonders das Interesse an der gesellschaftlichen Bedeutung literarischer Textproduktion und an den dafür bereitstehenden Infrastrukturen, das diesen Ansatz im Rahmen der vorliegenden Studie zu einem vielversprechenden Kandidaten macht.

Bei der Einordnung und Bewertung der zahlreichen unterschiedlichen Varianten systemtheoretischer Literaturbetrachtung müssen daher vor allem zwei Kriterien Berücksichtigung finden: Zum einen muss der Ansatz eine möglichst präzise Definition des Literaturbegriffs

liefern, damit sich literarische Kommunikation zweifelsfrei von Kommunikationen in anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen unterscheiden lässt. Zum anderen muss er einen möglichst differenzierten Blick auf die Binnenstrukturen des Literatursystems erlauben, um erklärbar zu machen, mit welchen Mitteln das System seine gesellschaftliche Aufgabe erfüllt. Darüber hinaus muss ein hohes Maß an Anschlussfähigkeit an die Theoriediskurse in der Journalismusforschung gegeben sein, wenn sich das Anliegen, auf dieser Grundlage einen Theorieentwurf für einen Literarischen Journalismus zu konzipieren, sinnvoll umsetzen lassen soll.

Die Herangehensweise, die diese Ansprüche gegenwärtig am besten einlösen kann, ist die funktional-strukturelle Systemtheorie im Geiste Niklas Luhmanns – von ihm selbst wiederholt bei der Beobachtung des Kunstsystems im Allgemeinen erprobt, von vielen seiner Schüler und Nachfolger für die Analyse literarischer Kommunikation im Besonderen erweitert und spezifiziert. Gegenüber anderen systemorientierten Denkschulen, die in der Literaturwissenschaft Verbreitung gefunden haben, verfügt der Luhmann'sche Ansatz über einige entscheidende Vorteile: Im Vergleich zur strukturell-funktionalen Systemtheorie in der Prägung Talcott Parsons' ist die Funktion des Literatursystems hier deutlich präziser bestimmbar – eine Grundvoraussetzung, wenn gewährleistet sein soll, dass sich Literatur unmissverständlich von anderen Sozialsystemen abgrenzen lässt. Im Vergleich zur konstruktivistisch grundierten und um Elemente der Handlungstheorie erweiterten Spielart Siegfried J. Schmidts überzeugt an der funktional-strukturellen Systemtheorie nicht zuletzt ihre deutlich geringere theoretische Fallhöhe, denn die Virtuosität, mit der Schmidt und seine Mitstreiter verschiedene Großtheorien zu einer überaus komplexen Synthese bringen, ist zwar beeindruckend – einen forschungspraktischen Mehrwert lässt sie jedoch nicht erkennen. Im Gegenteil: Gerade bei der Beobachtung der Strukturen literarischer Kommunikation erscheint der konzeptionelle Ansatz, den Bernd Blöbaum unter Bezugnahme auf Luhmanns Theorierahmen entwirft, deutlich differenzierter als alle anderen bislang vorliegenden Modellierungen – erst recht, wenn es um die Anwendbarkeit in der empirischen Forschung geht. Angesichts der dieser Studie zugrunde liegenden Fragestellungen ist es deswegen nur naheliegend, den Grundannahmen der funktional-strukturellen Systemtheorie zur Konturierung und Präzisierung der weiteren Arbeitsschritte den Vorzug vor alternativen systemtheoretischen Literaturbeschreibungen einzuräumen.

Der bisherige Theorieüberblick hat jedoch gezeigt, dass auch die funktional-strukturelle Herangehensweise nicht frei von Friktionen und offenen Fragen ist. Auch hier kann und will die vorliegende Arbeit allerdings nicht den Anspruch erheben, das Rad völlig neu zu erfinden und einen gänzlich neuartigen Ansatz innerhalb dieser Denkschule zu konzipieren. Stattdes-

sen empfiehlt sich ein eher pragmatisches Vorgehen: Im Folgenden sollen daher diejenigen Elemente aus der funktional-strukturellen Theoriediskussion, die sich gewinnbringend und widerspruchsfrei in die Anlage der angestrebten Untersuchung einbinden lassen, zu einer sinnvollen Synthese gebracht werden. Um offenkundige Schwächen der bereits diskutierten Konzeptionen zu umgehen, sind im Zuge dessen an einigen Stellen geringfügige Anpassungen im Detail notwendig; die Grob-Justierung des funktional-strukturellen Ansatzes soll dabei jedoch grundsätzlich übernommen werden.

In diesem Sinne wird Literatur im Rahmen der vorliegenden Studie als funktional ausdifferenziertes Sozialsystem verstanden, dessen gesellschaftliche *Primärfunktion* in der Vervielfachung unterschiedlicher Wirklichkeitsmodelle zu sehen ist. Literatur ist demnach in der Lage, der Gesellschaft ihre eigene Kontingenz zu verdeutlichen: Jede Form von Realitätsbeschreibung, so alternativlos sie auch erscheinen mag, ist im Prinzip auch anders möglich. Diese Funktionsbeschreibung orientiert sich an der Herangehensweise Luhmanns, der die Aufgabe von Kunstkommunikation als „Konfrontierung der (jedermann geläufigen) Realität mit einer anderen Version derselben Realität“ definiert. Sie bringt dessen Wortfügung jedoch auf eine griffigere Formel, die sich grundsätzlich auch mit der Lesart von Schmidt in Einklang bringen lässt (vgl. Schmidt 1989: 21). Demgegenüber ist die Sichtweise von Plumpe und Werber, die dem Literatursystem in erster Linie eine Unterhaltungsfunktion zuweisen, klar abzulehnen. Unterhaltung wird in dieser Studie eher als Qualität medienvermittelter Kommunikation im Allgemeinen verstanden, die sich ebenso auch für Nachbarsysteme der Literatur einfordern lässt – zum Beispiel für den Journalismus (vgl. dazu Pöttker 2000a). Als exklusives Abgrenzungskriterium und Alleinstellungsmerkmal des Literatursystems, mit dessen Hilfe sich die Funktion von Literatur von der anderer Sozialsysteme unterscheiden ließe, eignet sich der Aspekt der Unterhaltung nicht.

Ebenso unpassend erscheint es angesichts dessen, die von Plumpe und Werber vorgeschlagene *Leitdifferenz* ‚interessant‘/‚langweilig‘ als zeitresistenten Code zu identifizieren, der die Operationen des Literatursystems prägt. Diese Unterscheidung hilft bei der Bestimmung der Besonderheiten literarischer Kommunikation ebenso wenig weiter wie das alternative Angebot ‚literarisch‘/‚nicht-literarisch‘ im Theoriegebäude Schmidts, dem – völlig zu Recht – eine „Tautologisierung des Literaturbegriffs“ vorgeworfen wurde. Gewinnbringender muten im Vergleich die von Luhmann herangezogenen Code-Werte ‚schön‘ und ‚hässlich‘ an. Versteht man sie nicht als Pole eines Bewertungsrahmens in der Tradition der Ästhetik, sondern vielmehr im Sinne einer grundlegenden Unterscheidung wie ‚gelingen‘/‚misslungen‘ oder ‚stimmig‘/‚nicht stimmig‘ (und nichts anderes schwebte Luhmann vor), werden sie zu

einer sinnvollen Schematisierung, mit deren Hilfe sich der Entstehungsprozess literarischer Werke durchaus treffend beschreiben lässt. Inwieweit gesellschaftliche Kommunikationen eher dem einen oder dem anderen Code-Wert zuneigen, liegt dabei nicht im subjektiven Ermessen des jeweiligen Beobachters, sondern ist in erster Linie von den internen Strukturen des Literatursystems abhängig, die über Annahme oder Ablehnung dieser Kommunikationen als literarisch oder nicht-literarisch entscheiden.

Unter den verschiedenen Versuchen, die *Strukturen* des Sozialsystems Literatur möglichst differenziert zu beschreiben, hat sich der Ansatz von Blöbaum am vielseitigsten und fruchtbarsten erwiesen. Seine Systematisierung aufgreifend, wird im Folgenden zwischen literarischen Rollen, literarischen Organisationen und literarischen Programmen unterschieden.

Als *Primärrolle* ist dabei die des Autors/Schriftstellers zu verstehen, die sich auf horizontaler Ebene anhand unterschiedlicher Spezialisierungen für bestimmte Themengebiete oder literarische Gattungen aufgliedern lässt. Ihre Komplementärrolle ist die des Publikums. Andere Rollen, die häufig der Literaturkommunikation zugeordnet werden, sind demgegenüber als systemfremd zu kategorisieren. So lässt sich beispielsweise die Rolle des Literaturkritikers (bei Schmidt: Handlungsrolle Literaturverarbeitung) in der überwiegenden Zahl der Fälle eher in den Funktionssystemen Journalismus oder Wissenschaft verorten, während etwa Vertriebsmitarbeiter (bei Schmidt: Handlungsrolle Literaturvermittlung) eher in das Wirtschaftssystem zu inkludieren sind.

Literarische Organisationen sind neben Interessenvertretungen wie Schriftstellerverbänden und Gewerkschaften vor allem Verlage und Agenturen, wobei hier klar zu unterscheiden ist zwischen Operationsbereichen, die eher der Logik des Literatursystems verpflichtet sind (z. B. Lektorat), und solchen, die sich eher an einer systemfremden Leitdifferenz orientieren (z. B. Public Relations, Vertrieb). Letztere dürften ihre Operationen in der Regel am symbolisch generalisierten Kommunikationsmedium des Geldes (binärer Code: ‚Haben‘/‚Nicht-Haben‘) ausrichten, weniger an dem im Literatursystem vorherrschenden Kommunikationsmedium der Schönheit. Sie sind damit ebenfalls dem Funktionssystem Wirtschaft zuzurechnen.

Unterschiedliche *literarische Programme* lassen sich vor allem mit Hilfe der übergeordneten Gattungsbegriffe Lyrik, Epik und Dramatik identifizieren. Innerhalb dieser Hauptgattungen gibt es eine Vielzahl verschiedenartiger Untergattungen mit jeweils wechselnden formalen Regeln. Da diese Regeln unter der Einwirkung von Umwelteinflüssen jedoch ständigen Wandlungsprozessen unterworfen sind, ist eine systematische Kategorisierung der vielfältigen literarischen Darstellungsprogramme an dieser Stelle weder möglich noch sinnvoll.

Zur Verständigung über derartige Regelwerke, über die Systemstrukturen im Allgemeinen und auch über die Identität des Literatursystems – also letztlich über die Frage: Was ist Literatur und was nicht? – tragen ganz wesentlich die *Reflexionseinrichtungen* des Literatursystems bei. Literaturkritik und Literaturwissenschaft helfen den Teilnehmern des Literatursystems, sich selbst zu beobachten, um die systeminternen Kommunikationen nachvollziehbar zu machen und ggf. zu korrigieren. In diesem Sinne ist auch der hier vorgenommene Versuch, Literatur als Sozialsystem zu modellieren, als (wissenschaftliche) Reflexion einzuordnen, die die Selbstbeobachtung des Literatursystems systematisieren und damit sein Selbstverständnis hinterfragen soll.

Die wesentlichen Bausteine der hier erarbeiteten systemtheoretischen Modellierung literarischer Kommunikation, die als Grundlage für die nachfolgenden Analyseschritte dienen sollen, sind in *Abbildung 1* zusammengefasst.

Abbildung 1: Das System Literatur

<i>Funktion:</i> Vervielfachung von Wirklichkeitsmodellen zur Herstellung von Weltkontingenz
<i>Binärer Code:</i> schön/hässlich
<i>Leistungsrolle:</i> Autor, Schriftsteller
<i>Publikumsrolle:</i> Rezipient
<i>Organisationen:</i> Verlage, Agenturen
<i>Programme:</i> Hauptgattungen: Lyrik, Epik, Dramatik; Untergattungen: z. B. Novelle, Märchen, Fabel, Epos, Roman, Tragödie, Komödie
<i>Reflexionseinrichtungen:</i> Literaturkritik, Literaturwissenschaft

(Adaption von Blöbaum 1994: 20, 2003: 34, 40 und 46)

3. Was ist Journalismus?

Bevor die in Kapitel 2 zusammengetragenen Überlegungen dafür nutzbar gemacht werden können, den Terminus Literarischer Journalismus näher zu bestimmen, ist ein präziseres Verständnis des zweiten Teils dieser Wortprägung notwendig. Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht daher die Leitfrage: ‚Was ist Journalismus?‘

Dass diese Frage schwieriger zu beantworten ist, als es zunächst scheinen mag, hat verschiedene Gründe: Zum einen lassen sich journalistische Akteure nicht leicht identifizieren, weil Journalismus in Deutschland (ebenso wie in vielen anderen Demokratien) ein freier Beruf ist. Nach Artikel 5 des Grundgesetzes kann sich jeder Journalist nennen, ohne zuvor eine geregelte Ausbildung absolviert oder andere normierte Zulassungsvoraussetzungen erfüllt zu haben (vgl. z. B. Branahl 2006: 67ff.). Zum anderen führen vor allem wirtschaftliche und technische Veränderungen in der Medienwelt dazu, dass das Berufsfeld Journalismus einem kontinuierlichen Wandel unterworfen ist, der gleichzeitig auch einen Wandel des Begriffsverständnisses nach sich zieht (vgl. z. B. Behmer et al. 2005).

Aufgrund dieser Rahmenbedingungen ist die vorwissenschaftliche Verständigung über Journalismus von merklichen Unschärfen geprägt:

„Wer früher einer journalistischen Erwerbsarbeit nachging, den nannten andere ‚eine Edelfeder‘ oder ‚zur Journaille gehörend‘. Heute spricht man von ‚Alpha-Journalisten‘ oder ‚Herdentieren‘, die in ‚mulchwarmer Medienküchen‘ oder im ‚Medienzirkus‘ auftreten, als ‚Wahrheitsfanatiker‘, ‚Tabubrecher‘ oder als ‚Bürgerjournalisten‘“,

konstatiert etwa Manfred Rühl (2011: 15f.). Nicht selten speisen sich solche Laien-Definitionen aus den Journalisten-Bildern, die populäre fiktionale Erzählungen in Literatur und Film vermitteln (vgl. dazu u. a. Engesser 2005; Jelle Behnert 1992; von Studnitz 1983, 2003). Mit der Realität journalistischer Tätigkeiten haben derartige Charakterisierungen allerdings meist wenig gemein.

Konkretere Anhaltspunkte bei der Eingrenzung von Journalismus liefern journalistische Selbstbeschreibungen wie etwa das aktuell gültige „Berufsbild Journalistin – Journalist“, das

der Deutsche Journalisten-Verband (DJV) auf seinem Verbandstag in Kassel 1996 beschlossen hat. Demzufolge ist Journalist, wer sich „hauptberuflich an der Erarbeitung bzw. Verbreitung von Informationen, Meinungen und Unterhaltung durch Medien mittels Wort, Bild, Ton oder Kombinationen dieser Darstellungsmittel beteiligt“ (DJV 2009: 3). Wesentliche Definitionsmerkmale des Journalismus wären demnach zum einen die hauptberufliche Tätigkeit seiner Akteure, zum anderen ein Bezug zu den Inhalten der Massenmedien. Inwiefern sich Journalismus jedoch eindeutig von anderen medienbezogenen Tätigkeitsfeldern – beispielsweise in der Öffentlichkeitsarbeit, aber auch in der Literatur – abgrenzen lässt, das kann diese Selbstbeschreibung nicht klären.

Um der Komplexität des journalistischen Berufsfeldes Rechnung zu tragen und zu einer angemessen präzisen Definition zu gelangen, erscheint es sinnvoll, den Bereich der Alltags- und Arbeitstheorien zum Journalismus (vgl. Rühl 2004: 71ff.) hinter sich zu lassen. Schon ein flüchtiger Blick auf die Theoriebestände in Journalistik und Journalismusforschung verdeutlicht, dass diese nicht nur äußerst vielfältige Antworten auf die Frage ‚Was ist Journalismus?‘ zu geben imstande sind, sondern gleichzeitig auch zahlreiche Andockstellen zu der oben diskutierten Definition von Literatur bieten.

3.1 Zum Stand der Theoriediskussion

Vergleicht man den Stand der literaturwissenschaftlichen Theoriediskussion mit der Theoriebildung in Journalistik und Journalismusforschung¹⁷, muss Letztere zwangsläufig fragmentarisch und unterentwickelt erscheinen, was sich vor allem anhand der deutlich weniger umfangreichen und verzweigten Fachgeschichte erklären lässt. Das bedeutet jedoch nicht, dass die theoretische Beschäftigung mit den Charakteristika des Journalismus keine Tradition hat. Im Gegenteil: Den Beginn der wissenschaftlichen Analyse verschiedener Merkmale der Presse markiert Kaspar Stieler's Untersuchung „Zeitungs Lust und Nutz“ von 1695 (Stieler 1969; vgl. auch Rühl 1999; Conter 1999). Als erste theoretische Arbeit, die die Aufgabe des Journalismus in der Gesellschaft reflektiert, gilt vielen Forschern die 1845 von Robert E. Prutz vorgelegte „Geschichte des deutschen Journalismus“ (Prutz 1971; vgl. auch Conter 2003; Reimann 2006). Auch Max Webers Vorschlag für eine (nie realisierte) „Enquête über das Zeitungswesen“, von ihm in einem „Vorbericht“ von 1910 als theoriegeleitete und empirisch-

¹⁷ Einen ersten Zugang bieten verschiedene Überblicksdarstellungen und Aufsatzsammlungen, u. a. Altmepfen/Hanitzsch/Schlüter (2007), Baum (1994), Löffelholz (2004c), Meier (2007: 23ff.), Raabe (2005: 15ff.), Rühl (1980: 25ff., 1992, 2011), Scholl/Weischenberg (1998: 25ff.) und Weischenberg (2002, 2004).

analytisch ausgerichtete Bestandsaufnahme der deutschen Presse entworfen, darf als wegweisendes Frühwerk auf einer langen Liste unterschiedlicher Forschungsarbeiten gelten, die auf eine systematische Beschreibung von Journalismus abzielten (Weber 2001; vgl. dazu vor allem Kutsch 1988; Weischenberg 2012). Die Bedeutung dieser und anderer theoretischer Ansätze aus der Frühphase der Journalismusforschung ist jedoch heute weitgehend in Vergessenheit geraten – oder erst in jüngeren fachhistorischen Arbeiten wieder herausgearbeitet worden.

Martin Löffelholz setzt in seiner „synoptische[n] Einführung“ in die Journalismustheorie (Löffelholz 2004a; ähnlich auch Löffelholz 2002, 2008) daher auch später an und unterscheidet im Kern „acht Theoriekonzepte [...], die für die Journalistik besonders relevant sind – oder relevant waren“ (Löffelholz 2004a: 61). Die einzelnen „Konzepte“ sind allerdings keine jeweils in sich geschlossenen Ansätze, sondern eher Sammelbegriffe für ganz unterschiedliche theoretische Herangehensweisen, die sich in ihrem Entstehungskontext, ihrem Referenzrahmen und ihrem jeweiligen Untersuchungsfokus ähneln:

- Der *Normative Individualismus* steht in der Tradition der Zeitungskunde/Zeitungswissenschaft des frühen 20. Jahrhunderts und begreift Journalismus in erster Linie als Werk individueller Persönlichkeiten, deren Begabung und Gesinnung als maßgebliche Einflussgrößen auf die journalistische Textarbeit gesehen werden.¹⁸
- Die *Materialistische Medientheorie*, die vor allem von der „sozialistischen Journalistik“ an der Karl-Marx-Universität im Leipzig der ehemaligen DDR gepflegt wurde, versteht journalistische Tätigkeit als klassenabhängige und kapitalverwertende Warenproduktion.¹⁹
- Der *Analytische Empirismus* wurde nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst in den USA, später dann auch in Deutschland zum zentralen Leitbild der Journalismusforschung. Seine Vertreter konzentrieren sich auf die Entwicklung und empirische Prüfung von Theorien mittlerer Reichweite, etwa im Bereich der Gatekeeper- und Agenda-Setting-Forschung.²⁰

¹⁸ Wichtige Vertreter waren u. a. Karl Bücher (z. B. 1926), Otto Groth (z. B. 1928-1930), Walter Hagemann (z. B. 1947) und vor allem Emil Dovifat (u. a. 1927, 1929, 1931). Ihr subjektbezogener Journalismusbegriff hat bis heute einen nachweisbaren Einfluss auf die wissenschaftliche Theoriebildung.

¹⁹ Maßgeblich waren in diesem Kontext vor allem die Arbeiten von Hermann Budzislawski (z. B. 1966) und Emil Dusiska (z. B. 1973). Auch in Westdeutschland gab es u. a. mit Horst Holzer (1971, 1973), Wulf D. Hund und Bärbel Kirchoff-Hund (Hund/Kirchoff-Hund 1980) einige Vertreter dieser Theorieströmung. Ihr Einfluss im Fach war jedoch überschaubar.

²⁰ Stellvertretend für viele andere sei hier auf die Forschung von David M. White (1950), Maxwell E. McCombs (1972, 1992), Winfried Schulz (z. B. 1976) und Klaus Schönbach (z. B. 1977) verwiesen. Ein Überblick über zahlreiche weitere Einzelstudien, die diesem Konzept der Journalismusforschung zuzuordnen sind, findet sich bei Böckelmann (1993).

- Unter dem Schlagwort *Legitimistischer Empirismus* lassen sich verschiedene Arbeiten der ‚Mainzer Schule‘ der Publizistikwissenschaft zusammenfassen. Sie interpretieren Journalismusforschung als Teil der Medienwirkungsforschung und interessieren sich unter anderem für empirische Befunde zum Selbstverständnis und zum Wirklichkeitsbezug journalistischer Akteure, die häufig mit kommunikationspolitischen Normen konfrontiert werden.²¹
- Die (*Kritischen*) *Handlungstheorien* stützen sich auf Basiskonzepte aus Linguistik und Soziologie und analysieren Journalismus vor diesem Hintergrund als soziales und kommunikatives Handeln.²²
- Die *Funktionalistischen Systemtheorien* beziehen sich auf die Differenzlogik und die Theorie autopoietischer sozialer Systeme und konzipieren Journalismus als soziales System in der ausdifferenzierten Weltgesellschaft.²³
- Als *Integrative Sozialtheorien* lassen sich eine Reihe jüngerer Herangehensweisen bezeichnen, deren gemeinsames Ziel die Überwindung der Dichotomie von system- und subjektorientierten Zugängen zur Journalismusforschung ist. Als Referenzrahmen dienen dabei ganz unterschiedliche fachfremde Theoriekonzepte, etwa der Soziokulturelle Konstruktivismus, das Konzept der Akteur-Struktur-Dynamiken von Uwe Schimank oder Anthony Giddens’ Strukturationstheorie.²⁴
- Die *Cultural Studies* knüpfen an Überlegungen aus dem Kontext von Marxismus, Kritischer Theorie, Semiotik, Linguistik und den Handlungstheorien. Sie verstehen Journalismus als Teil der Alltags- und Populärkultur und fragen nach der Rolle der Medien bei der (Re-)Produktion von Bedeutung.²⁵

Die von Löffelholz skizzierte Synopse ist in der Journalismusforschung vielfach als Ordnungsrahmen zur Veranschaulichung unterschiedlicher Theoriekonzepte aufgegriffen worden. Sie hat jedoch auch Kritik provoziert. So hat etwa Klaus Meier (2007: 25ff.) darauf hingewie-

²¹ Beispiele dafür bietet die Forschung von Elisabeth Noelle-Neumann (z. B. 1980), Wolfgang Donsbach (z. B. 1982), Renate Köcher (z. B. 1985) und Hans Mathias Kepplinger (z. B. 2011).

²² Elaborierte Theorieansätze, die diesem Konzept zuzuordnen sind, haben u. a. Maximilian Gottschlich (1980), Achim Baum (1994) und Hans-Jürgen Bucher (2004) vorgelegt.

²³ Einen prägenden Einfluss auf diese Theorieströmung hatten verschiedene Studien von Manfred Rühl (v. a. 1969, 1980). Sie wurden u. a. von Bernd Blöbaum (1994, 2004), Alexander Görke (1999, 2002a, 2004) und Matthias Kohring (1997, 2004a, 2004b) aufgegriffen und weiterentwickelt.

²⁴ Dieser Zugang kennzeichnet u. a. die Arbeiten von Siegfried Weischenberg und Armin Scholl (z. B. Scholl/Weischenberg 1998), Christoph Neuberger (1996, 2004a), Klaus-Dieter Altmeyen (1999) und Vinzenz Wyss (2002, 2004).

²⁵ Wegweisend waren in diesem Zusammenhang vor allem die Studien von John Hartley (z. B. 1996) und Stuart Allan (z. B. 1999). Wichtige deutschsprachige Vertreter sind u. a. Rudi Renger (2000, 2004), Elisabeth Klaus und Margreth Lünenborg (Klaus/Lünenborg 2000, 2002).

sen, dass Löffelholz mit der „berufsorientierten Journalistik“²⁶ ein wesentliches Konzept unterschlägt, obwohl es vor allem in der hochschulgebundenen Journalistenausbildung gegenwärtig einen wichtigen Stellenwert einnimmt. Ebenso ausgeblendet werde beispielsweise die Sichtweise von Wolfgang R. Langenbacher (u. a. 1993, 2008) und Hannes Haas (1999), die Journalismus als intellektuelle Leistung bzw. als Kulturleistung sehen und den „Werkcharakter“ journalistischer Arbeit betonen. Weitere Leerstellen verdeutlicht der Sammelband „Journalismustheorie: Next Generation“ (Altmeppen/Hanitzsch/Schlüter 2007), der verschiedene sozialwissenschaftliche Ansätze nach Innovationspotenzialen bei der Beobachtung von Journalismus absucht und so Perspektiven für die weitere Entwicklung der Journalismustheorie aufzeigt – unter anderem mit Hilfe der Rational-Choice-Theorie (vgl. dazu ausführlich Fengler/Ruß-Mohl 2005), Bourdieus Feldtheorie (vgl. u. a. Bastin 2003; Benson/Neveu 2005; Raabe 2003, 2005) und unterschiedlicher Netzwerk-Ansätze (vgl. z. B. Quandt 2005).

Angesichts dieser Vielzahl unterschiedlicher Herangehensweisen schlägt Raabe (2005: 18ff.) dann auch eine andere Typologie vor, in der er grundsätzlich zwischen personenbezogener und systembezogener Journalismusforschung unterscheidet und die wichtigsten Theoriekonzepte des Faches auf einem Kontinuum zwischen diesen beiden Polen anordnet. Gleichzeitig verweist er jedoch auf eine ganze Reihe alternativer Gliederungsmöglichkeiten, die bei der Strukturierung des heterogenen Feldes der Journalismusforschung hilfreich sein können – etwa empirische vs. theoretische Forschung, Mikro- vs. Makroansätze, individualistische vs. kollektivistische Konzeptionen, empiristische bzw. positivistische vs. erkenntniskritische, ‚postempirische‘ Forschung, realistische vs. konstruktivistische Wissenschaft, voluntaristische oder subjektivistische vs. objektivistische Ansätze u. ä. m.

Im Rahmen der vorliegenden Forschungsarbeit kann darauf verzichtet werden, die Aussagekraft dieser und möglicher weiterer Einteilungen gegeneinander abzuwägen. Wesentlich ist hingegen die Erkenntnis, dass der aktuelle Theoriebestand in Journalistik und Journalismusforschung als äußerst vielschichtig und heterogen bezeichnet werden kann. Die Theorieentwicklung ist dabei keineswegs abgeschlossen: Gegenwärtig stehen etliche Teiltheorien mit unterschiedlichen fachlichen Wurzeln und Herangehensweisen sowie jeweils spezifischen Erklärungspotenzialen in einem – oft erbittert geführten – Wettstreit. Die Herausbildung einer integrativen ‚Supertheorie‘ zur Beschreibung aktueller Medienkommunikation wird – zumin-

²⁶ Dazu gehören laut Meier (2007: 26) u. a. die Arbeiten von Horst Pöttker (z. B. 2010), Ulrich Pätzold (z. B. 2008), Michael Haller (z. B. 2004) und Stephan Ruß-Mohl (z. B. 1994), die sich in der Regel auf Probleme der journalistischen Praxis konzentrieren – neben anderen Fragen beispielsweise auf das Themenfeld Qualität und Ethik des Journalismus.

dest für die nahe Zukunft – als unwahrscheinlich bewertet (vgl. übereinstimmend Löffelholz 2002: 51; Meier 2007: 25).

Für die hier vorgeschlagene Untersuchung der gesellschaftlichen Funktion und der Strukturen eines Literarischen Journalismus ist es naheliegend, eine systemorientierte Sichtweise einzunehmen. Die systemtheoretische Betrachtung medienvermittelter Kommunikation hat sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten – zumindest im deutschen Sprachraum – zum Mainstream der Journalismustheorie entwickelt. Ihre Anwendbarkeit ist in zahlreichen Forschungsprojekten, die ihr Hauptaugenmerk auf die Strukturkontexte des Journalismus gelegt haben, erprobt worden, was die Adaption für den hier entwickelten Forschungsansatz sehr erleichtert. Weitgehend ungeklärt ist jedoch das Verhältnis von systemtheoretischer Journalismusforschung und systemtheoretischer Literaturwissenschaft. Wenn im Folgenden ein systemorientiertes Schlaglicht auf die Frage ‚Was ist Journalismus?‘ geworfen wird, soll damit gleichzeitig auch nach Anknüpfungspunkten zum oben entwickelten Literaturmodell gesucht werden.

3.2 *Journalismus aus systemtheoretischer Perspektive*

Erste Forschungsarbeiten, die eine dezidiert systembezogene Perspektive vertraten und sich damit von der individualistischen Sichtweise der Journalismusforschung zu Zeiten der Zeitungskunde und der Publizistik nach Ende des Zweiten Weltkrieges abgrenzten, entstanden in den späten 1960er und den -70er Jahren. Kaum zu überschätzen ist dabei die Bedeutung der Dissertation Manfred Rühls. Unter dem Titel ‚Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System‘ legte dieser 1969 eine Fallstudie über die Strukturen und Funktionen einer journalistischen Organisation vor, die in vielerlei Hinsicht als Pionierarbeit anzusehen ist. Unter Bezugnahme auf die funktional-strukturelle Spielart der Systemtheorie beschrieb Rühl redaktionelles Handeln ‚als durchrationalisierte[n] Produktionsprozeß in einer nicht minder rationalisierten Organisation‘ (ebd.: 13) und leitete somit einen Perspektivenwechsel in der Journalismusforschung ein. Seine Untersuchung prägte die weitere Entwicklung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Journalismus nicht nur aufgrund ihrer theoretischen Neuorientierung, sondern markierte einen grundsätzlichen Umbruch in der deutschen Publizistikwissenschaft insgesamt: ‚von der Vermutungs- und Behauptungswissenschaft zur Beschreibungs- und Erklärungswissenschaft‘ (Löffelholz 2004a: 46), die sich in wachsendem Umfang

der Methoden der empirischen Sozialforschung bediente, um die Zusammenhänge öffentlicher Kommunikation verstehbar zu machen.

Die Idee, die Analyse journalistischer Organisationen mit Systemdenken in Einklang zu bringen, wurde schon früh von weiteren Forschern aufgegriffen (vgl. etwa Dygutsch-Lorenz 1971; Eichinger 1975; Koller 1981). In der Folgezeit verschoben sich die Interessenschwerpunkte systemtheoretischer Journalismusforschung jedoch von der Meso- auf die Makro-Ebene: In den 1980er und vor allem in den -90er Jahren entstand eine Vielzahl unterschiedlicher Studien, die die Herangehensweise der Systemtheorie dafür nutzbar machten, die gesellschaftliche Funktion von Journalismus zu reflektieren. Wesentliche Impulse gingen dabei abermals von Manfred Rühl aus, der in seiner Habilitationsschrift von 1980 („Journalismus und Gesellschaft“) ein gesellschaftstheoretisches Fundament für die Journalismusforschung legte, das er später mehrfach modifizierte und weiterentwickelte (vgl. z. B. Rühl 1992, 1993, 2011). Zahlreiche weitere Arbeiten mit ähnlichem Erkenntnisinteresse folgten (vgl. u. a. Marcinkowski 1993; Spangenberg 1993; Blöbaum 1994; Gerhards 1994; Luhmann 1996; Kohring 1997; Scholl/Weischenberg 1998; Görke 1999 – um nur einige zu nennen). Bei der Beschreibung der journalistischen Systemzusammenhänge, vor allem bei der Diskussion des Verhältnisses von Journalismus und anderen gesellschaftlichen ‚Entitäten‘ wie Öffentlichkeit, Publizistik, Massenmedien usw., divergieren diese Arbeiten teilweise erheblich (mehr dazu unten). Gemeinsam ist ihnen allerdings der Bezugspunkt der Theorie selbstreferentieller, autopoietischer Sozialsysteme in der Prägung Niklas Luhmanns, die damit zum ‚Starting point‘ für einige der einflussreichsten theoriegeleiteten Beschreibungen von Journalismus im deutschen Sprachraum wurde (vgl. Raabe 2005: 49). Anders als beispielsweise in der Literaturtheorie werden ältere Systemvorstellungen, etwa in der Tradition anglo-amerikanischer Sozialforscher wie Talcott Parsons oder Alfred Radcliffe-Brown, in der hiesigen Journalismusforschung von vornherein übersprungen. Dies erklärt vielleicht auch, warum die systemorientierte Journalismustheorie in der internationalen Forschungslandschaft – trotz vielfältiger Vermittlungsversuche (vgl. z. B. Görke/Scholl 2006; Hanitzsch 2006; Luhmann 2000; Scholl 1996; Rühl 2008) – bis heute ein Schattendasein führt.

Im deutschen Sprachraum hingegen führt in der Journalismusforschung, will sie ihren komplexen Untersuchungsgegenstand mit seinen vielschichtigen gesellschaftlichen Bezugsebenen angemessen abbilden, gegenwärtig kein Weg an der Systemtheorie vorbei. Das von ihr bereitgestellte Instrumentarium bringt eine Reihe besonderer Vorzüge mit sich (vgl. dazu u. a. Kohring 2004a: 199, 2004b: 142): So ermöglicht die Systemtheorie einen neuen, nicht durch normative Prämissen verstellten Zugang zur gesellschaftlichen Bedeutung von Kom-

munikation. Gleichzeitig bietet sie eine Begrifflichkeit, mit deren Hilfe sich Journalismus präziser als bislang von anderen Formen gesellschaftlicher Kommunikation unterscheiden lässt – zum Beispiel wenn es darum geht, die Termini Journalismus und Massenmedien trennscharf zu differenzieren. Überdies ist sie sehr gut dafür geeignet, die systeminternen Strukturen des Journalismus zu beschreiben und zu erklären. Diese und weitere Vorteile machen es auch für neuere, alternative Theorieansätze in der Journalismusforschung schwierig, das ‚Systemparadigma‘ gänzlich zu ignorieren (vgl. z. B. Hohlfeld 2003: 89).

Um zu einem Verständnis des Systems Journalismus zu gelangen, das sich im Rahmen der vorliegenden Studie gewinnbringend weiterentwickeln lässt, werden im Folgenden einige zentrale systemtheoretische Journalismuskonzeptionen detaillierter diskutiert. Wie schon in Abschnitt 2.2 gilt das Hauptaugenmerk dabei zunächst der Bestimmung der Außengrenzen des Systems (*Funktionskontext*), erst anschließend rücken der *Strukturkontext* und damit die Binnenstrukturen des Systems in den Fokus.

3.2.1 *Funktion des Journalismussystems*

Die Frage nach der Funktion eines Sozialsystems ist in der Theorie autopoietischer Systeme direkt verknüpft mit der Frage nach der Beschaffenheit der jeweiligen System/Umwelt-Beziehungen. Ein zentraler Aspekt der bisherigen Theoriediskussion in der systemtheoretischen Journalismusforschung betrifft dabei die Bestimmung des sozialen Systems selbst, von der maßgeblich abhängt, welche Ausschnitte gesellschaftlicher Kommunikation von einem wissenschaftlichen Beobachter überhaupt wahrgenommen werden. Dabei lassen sich im Wesentlichen zwei unterschiedliche Herangehensweisen unterscheiden: In der einen Perspektive wird Journalismus als eigenständiges Funktionssystem modelliert, in der anderen wird er als Leistungssystem in ein übergeordnetes Funktionssystem (z. B. Publizistik, Massenkommunikation, Massenmedien oder Öffentlichkeit) eingegliedert. Aus dieser grundsätzlichen Definitionsfrage ergeben sich voneinander abweichende Folgerungen mit Blick auf die Funktion und die Codierung journalistischer Kommunikation.

Ein vergleichsweise früher Vorschlag, Journalismus als gesellschaftliches Funktionssystem zu beschreiben, stammt von Manfred Rühl (1980). Als kennzeichnende Funktion des Journalismus identifiziert er die „Herstellung und Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation“ (ebd.: 322f.). Diese Funktionszuschreibung hat sich in der jüngeren Theoriediskussion jedoch als kaum haltbar erwiesen. Das Herstellen von Themen sei keineswegs exklusiv dem Journalismus vorbehalten, kritisierte neben anderen etwa Frank Marcinkowski

(vgl. 1993: 46ff.), auch andere Systeme wie beispielsweise Politik oder Public Relations thematisieren. Insofern sei Rühls Definitionsangebot als zu unspezifisch abzulehnen.

Einer ähnlichen Kritik sieht sich auch der Ansatz Bernd Blöbaums (1994) ausgesetzt. Er modelliert „Journalismus als soziales System“ in klarer Abgrenzung von den Begriffen Öffentlichkeit und Massenmedien, ohne dabei aber die Eigenständigkeit des Journalismussystems anzuzweifeln. Massenmedien versteht Blöbaum als Organisationsformen von Journalismus, Journalismus und Öffentlichkeit hingegen verhalten sich in seiner Konzeption zueinander „wie Form und Medium. Sie sind weder identisch, noch ist das eine Teil des anderen“ (ebd.: 84; vgl. dazu ausführlich: 319ff.). Primärfunktion des Journalismus ist bei Blöbaum die „aktuelle Selektion und Vermittlung von Informationen zur öffentlichen Kommunikation“ (ebd.: 261), als Leitcode, an dem sich die Programme des Journalismus orientieren, wird die Unterscheidung ‚Information‘/‚Nicht-Information‘ bzw. ‚informativ‘/‚nicht-informativ‘ identifiziert. Auch diese Festlegung wurde jedoch vielfach als „[p]roblematisch, weil zu allgemein“ (Scholl/Weischenberg 1998: 72) bemängelt. An Blöbaums Codierung verwundert zudem, dass sie unreflektiert die Code-Werte übernimmt, welche Niklas Luhmann bei der Beschreibung eines ganz anderen Funktionssystems – nämlich Massenmedien – anbringt (s. unten; vgl. dazu kritisch Kohring 1997: 236; Görke/Kohring 1997: 8; Weischenberg 2002: 108). Bedenklich an dieser Codierung ist überdies, dass sie Journalismus in erster Linie als Informationsjournalismus begreift, während andere Muster journalistischer Berichterstattung (etwa Interpretativer Journalismus, Investigativer Journalismus oder auch Literarischer Journalismus) von vornherein an den Rand gerückt werden. Auf diese Einschränkung weist Blöbaum allerdings selbst hin (vgl. Blöbaum 1994: 18).

Auch aus diesen Gründen schlagen Scholl und Weischenberg (1998) in ihrer Herangehensweise eine andere Schwerpunktsetzung vor. Einen besonderen Stellenwert erlangt dabei der Begriff der Aktualität, der neben der Thematisierung als zweites grundlegendes Definitionsmerkmal von Journalismus eingeführt wird (vgl. ebd.: 77). Die Primärfunktion des journalistischen Funktionssystems ist es demnach, „aktuelle Themen aus den diversen Systemen (der Umwelt) zu sammeln, auszuwählen, zu bearbeiten und dann diesen sozialen Systemen (der Umwelt) als Medienangebote zur Verfügung zu stellen“ (Scholl/Weischenberg 1998: 78; ähnlich auch Weischenberg 2004: 42). Der Leitcode des Journalismussystems ist ‚aktuell‘/ ‚nicht aktuell‘. In Anlehnung an Merten (1973) wird dem Aktualitätsbegriff hier eine mehrdimensionale Bedeutung zugeschrieben: Er impliziere, „daß die Themen *Neuigkeitswert* (zeitlicher Aspekt) haben müssen sowie *Faktizität* (sachlicher Aspekt) und durch *Relevanz* (sozialer Aspekt) gekennzeichnet sein müssen“ (Scholl/Weischenberg 1998: 78; H.i.O.). Auch

wenn – oder gerade weil – die Konzeption von Scholl und Weischenberg mit ihrem konstruktivistischen Überbau keine reine systemtheoretische Lesart journalistischer Kommunikation mehr darstellt, ist sie in der Journalismusforschung zu einer Art Fixpunkt geworden, die sogar bei solchen Fachvertretern Anerkennung findet, die der Systemtheorie ansonsten ablehnend gegenüberstehen (vgl. z. B. Haller 2004: 147). Ausschlaggebend dafür ist sicherlich vor allem ihre erfolgreiche Erprobung im Anwendungsfall einer umfangreichen repräsentativen Journalistenbefragung (vgl. zuletzt Weischenberg/Malik/Scholl 2006), die zur Vorlage für eine Vielzahl an Folgeuntersuchungen geworden ist.

Während die bislang diskutierten Modellierungen ihren Fokus vor allem auf den Journalismus an sich gerichtet haben, erweitern verschiedene weitere Theorieansätze den Blickwinkel und beziehen auch andere Formen öffentlicher Kommunikation in ihre Überlegungen ein. So untersucht beispielsweise Frank Marcinkowski (1993) nicht Journalismus, sondern ‚Publizistik‘ als gesellschaftliches Funktionssystem. Dieses System richte seine Operationen am Leitcode ‚veröffentlicht‘/‚nicht veröffentlicht‘ aus, seine Funktion sei die Ermöglichung der Selbstbeobachtung moderner Gesellschaften (vgl. ebd.: 148f.). Journalismus wird in dieser Konzeption als Produkt einer Binnendifferenzierung der Publizistik verstanden und erscheint somit als Leistungssystem innerhalb des Funktionssystems Publizistik. Inwiefern dieser Vorschlag jedoch dabei helfen soll, eine trennscharfe Unterscheidung zwischen Journalismus und sonstiger Medienkommunikation zu ermöglichen, bleibt unklar. Scholl/Weischenberg (1998: 63ff.) werfen Marcinkowski deswegen auch mangelnde begriffliche Präzision vor und werfen seine Ideen.

Einen anderen Schwerpunkt wählt Peter M. Spangenberg (1993), wenn er ein System ‚Massenkommunikation‘ mit dem Code ‚aktuell‘/‚nicht aktuell‘ entwickelt. Sein Verständnis des Begriffs Massenkommunikation ist allerdings ähnlich diffus wie das von Niklas Luhmann (1996), der den ‚Massenmedien‘ zum Systemstatus verhilft. Das System Massenmedien ist in Luhmanns Ansatz unterteilt in die „Programmbereiche“ Nachrichten/Berichte, Unterhaltung und Werbung, welche ihre Operationen mit Hilfe des Schematismus ‚Information‘/‚Nicht-Information‘ organisieren (vgl. ebd.: 36ff.), um so die Funktion der Selbstbeobachtung der Gesellschaft zu erfüllen (vgl. ebd.: 173f.). Luhmanns Einlassungen zu Journalismus und Massenmedien sind in der Journalismusforschung stark angefeindet worden. So sei nicht nur die Wahl seines Leitcodes „eher eine Verlegenheitslösung“ (Scholl/Weischenberg 1998: 70). Vor allem Luhmanns Definition von Massenmedien als „alle Einrichtungen der Gesellschaft [...], die sich zur Verbreitung von Kommunikation technischer Mittel der Vervielfältigung bedienen“ (Luhmann 1996: 10), scheint in einem klaren Widerspruch zu seiner ansonsten vorbild-

haften Theoriearbeit zu stehen und hat deswegen zum Teil heftigen Widerspruch ausgelöst (vgl. u. a. Görke 1999: 241ff.; Görke/Kohring 1996, 1997; Kohring/Hug 1997; Scholl/Weischenberg 1998: 69f.; Kohring 2004a: 192ff.). So kritisiert etwa Kohring:

„Es ist die Orientierung am Begriff der Massenmedien, die das technologische *Verbreitungsmedium* als *Sinnmedium* nimmt, um solchermaßen ein *soziales* Funktionssystem [...] Massenmedien zu konstituieren. Plötzlich soll es die Technologie sein, die Sinn macht, eine Argumentationsfigur, die allem widerspricht, was in der neueren Systemtheorie, vor allem in Luhmanns Werken selbst, über die Grenzen sozialer Systeme und die Eigenart sozialer Kommunikation und sozialen Handelns ausgeführt wird. Hiermit unterscheiden sich [Luhmanns Annahmen; tse] in nichts von einem in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft verbreiteten Sprachgebrauch, der Journalismus (und darüber hinaus öffentliche Kommunikation generell) vorschnell mit dem Begriff der Massenmedien gleichsetzt.“ (Kohring 2004a: 194; H.i.O.)

Auch wenn Luhmanns grundlagentheoretische Vorarbeit für den aktuellen Theoriediskurs in der Journalismusforschung essentiell ist, helfen seine spezifischen Kommentare zu Journalismus und Massenmedien bei der Entwicklung einer hinreichend komplexen Journalismustheorie kaum weiter.

Andere Studien modellieren an Stelle von Publizistik, Massenkommunikation und Massenmedien ein Funktionssystem ‚Öffentlichkeit‘. Jürgen Gerhards (1994) beschreibt die Funktion dieses Systems übereinstimmend mit Marcinkowski und Luhmann als Selbstbeobachtung der Gesellschaft (vgl. ebd.: 87f.), während Matthias Kohring (1997, 2004a, 2004b; ähnlich auch Kohring/Hug 1997) spezifiziert: Öffentlichkeit habe sich als eigenständiges System ausdifferenziert, um für andere Sozialsysteme „eine ständige Beobachtung von Ereignissen für die Ausbildung gegenseitiger Umwelterwartungen zu gewährleisten, die nicht auf der Selbstbeobachtung der jeweiligen Systeme basiert“ (Kohring 1997: 248). Beim Bemühen, ein klares Verständnis von Journalismus zu entwickeln, disqualifiziert sich Gerhards Ansatz allerdings schon allein deswegen, weil er als Leistungserbringer des Öffentlichkeitssystems pauschal Massenmedien mit Journalismus gleichsetzt (vgl. dazu kritisch Scholl/Weischenberg 1998: 66). Kohring hingegen gelingt eine deutlich präzisere Unterscheidung – nicht nur zwischen den Begriffen Öffentlichkeit, Massenmedien und Publizistik, sondern auch zwischen Journalismus und Public Relations. Journalismus beschreibt Kohring dabei als „wichtigstes Leistungssystem“ (Kohring 2004a: 196f.) der Öffentlichkeit, das zur Erfüllung der Systemfunktion eine auf Dauer gestellte Umweltbeobachtung betreibt. Als Systemcode führt Kohring den Schematismus ‚mehrsystemzugehörig‘/‚nicht mehrsystemzugehörig‘ ein: „Über ein Ereignis wird also nicht schon allein deshalb berichtet, *weil* es in *einem* System stattfindet, sondern weil es in mindestens mehr als einem zusätzlichen System, idealerweise (aus journalistischer

Sicht) in möglichst vielen Resonanz auslöst, also Erwartungshaltungen verändern könnte.“ (Kohring 2004a: 197; H.i.O.)

Eine in der Grundkonstellation vergleichbare Herangehensweise schlägt Alexander Görke (1999, 2002a, 2004) vor: Auch bei ihm wird Journalismus zum „dominante[n] Leistungssystem im Funktionssystem Öffentlichkeit“ (Görke 2004: 237), allerdings weichen seine Funktionsbestimmung (momenthafte Integration gesellschaftlicher Teilsysteme durch journalistische Synchronisation) und seine Codierung („aktuell“/„nicht aktuell“) von den Vorschlägen Kohrings ab. Beiden Konzeptionen ist grundsätzlich zugutezuhalten, dass sie durch ihren – an anderer Stelle (Görke/Kohring 1997: 10) geforderten – „Abschied ohne Tränen“ von den Begriffen Massenmedien (als technische Verbreitungsmedien) und Massenkommunikation sprachlich sehr konsequent vorgehen. Ebenso müssen sie sich aber die Frage gefallen lassen, ob es wirklich erkenntnisfördernd ist, Öffentlichkeit als System – oder sonst wie bezeichnetes soziales Gebilde – aufzufassen. Horst Pöttker schlägt stattdessen eine Rückkehr zum hergebrachten Begriff von Öffentlichkeit als Publizität vor – also als Unbeschränktheit von gesellschaftlicher Kommunikation:

„In diesem Sinne wird vom Journalismus herzustellende Öffentlichkeit zum Gegengewicht der komplexitätsbedingten Parzellierung des Erfahrungswissens und der dadurch hervorgerufenen sozialen Probleme. Sofern man Öffentlichkeit dann überhaupt noch als System begreifen will, wäre nicht aktuell versus nicht aktuell (\pm Aktualität) der Code, der ihn von seiner Umwelt abhebt, sondern zugänglich versus unzugänglich (\pm Zugänglichkeit). Und die Aufgabe des Journalismus wäre nicht die Reduktion von verwirrender Komplexität auf der Ebene von Sinnkonstruktionen, sondern Überwölbung von bornierender Komplexität durch umfassende Information auf der Ebene der Erfahrung.“ (Pöttker 2000b: 452)

Nimmt man diesen Vorschlag ernst, ließe sich auch Görkes (2001a, 2001b, 2002b) Empfehlung, Unterhaltung als zweites Leistungssystem öffentlicher Kommunikation (und damit gewissermaßen als Gegenentwurf zum Journalismus) zu konzipieren, kaum aufrechterhalten.

Zusammengenommen zeugen die verschiedenen funktionalen Herangehensweisen an das System Journalismus von einem äußerst lebhaft geführten Theoriediskurs in der Journalismusforschung. Im Vergleich zur Literaturwissenschaft mag das Systemdenken hier zwar eine etwas längere Tradition haben, gleichzeitig fällt jedoch auf, dass die journalismusbezogenen Systemkonzepte insgesamt deutlich homogener sind als die literaturbezogenen. So weist auch Bernd Blöbaum darauf hin, dass es in der Journalismusforschung zwar nach wie vor keine endgültige Übereinkunft hinsichtlich der Bezeichnung des zu untersuchenden Systems sowie bei der Frage der grundlegenden Codierung und der Primärfunktion gebe, „allerdings sind die Differenzen marginal (möglicherweise auch eher semantischer Natur)“ (Blöbaum 2004: 204;

ähnlich auch Görke 2004: 233). Ob man das System als Journalismus, Publizistik oder Öffentlichkeit bezeichnet, welchen Code man identifiziert und welche Funktion man dem jeweiligen System zuschreibt, ist deswegen nicht zwangsläufig falsch oder richtig (vgl. dazu auch Scholl/Weischenberg 1998: 71), sondern Ausdruck einer wissenschaftlichen Beobachterperspektive. Je nach Untersuchungsinteresse kann es daher sinnvoll sein, mal mehr der einen und mal mehr der anderen Sichtweise zuzuneigen.

3.2.2 *Struktur des Journalismussystems*

Diese Einsicht gilt ganz ähnlich auch für die systemtheoretischen Annäherungen an die Binnenstrukturen des Journalismus. Nachdem sich Niklas Luhmanns eigene Differenzierung der unterschiedlichen ‚Programmbereiche‘ Nachrichten/Berichte, Werbung und Unterhaltung als „wichtigste interne Struktur des Systems der Massenmedien“ (Luhmann 1996: 52) in der Journalismusforschung nicht durchsetzen konnte (vgl. oben), lassen sich heute vor allem zwei divergierende Herangehensweisen an den Strukturbegriff identifizieren: Während etwa Scholl/Weischenberg (1998: 80), ähnlich wie Rühl (1980: 416) und Marcinkowski (1993: 85f.), innere Strukturierung weitgehend mit Organisierung – im Sinne von unterschiedlichen Medienbereichen oder Ressorts – gleichsetzen, plädiert Blöbaum (1994: 49, 2004) für ein breiteres Begriffsverständnis: Er verwendet den Strukturbegriff als übergeordnete analytische Einheit, die nicht nur auf einen Teilbereich des Journalismussystems verweist, sondern seine drei zentralen Elemente umspannt: Organisationen, Rollen und Programme. Wenn für den folgenden Überblick (wie schon oben in Kapitel 2) der Kategorisierung von Blöbaum der Vorzug eingeräumt wird, bedeutet das jedoch nicht, dass die Befunde anderer Forscher damit ausgeklammert werden. Sie fließen an geeigneter Stelle in die Darstellung ein und helfen somit, trotz knappen Raumes einen möglichst weit gefassten Einblick in die systemtheoretische Forschung zur inneren Ordnung des Journalismus zu vermitteln.

Die Analyse *journalistischer Organisationen* stand vor allem in der Frühphase systemtheoretischer Journalismusforschung im Mittelpunkt des Interesses, ist innerhalb dieser Theorieströmung anschließend allerdings etwas aus dem Fokus gerutscht. Grundlegende Erkenntnisse liefert bereits die Pionierstudie von Manfred Rühl (1969), in der er die Redaktion als typische journalistische Organisationsform mit spezifischen Binnenstrukturen identifiziert. In seiner Falluntersuchung beschreibt Rühl eine Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System, das ständige Austauschbeziehungen mit seiner Umwelt unterhält. Zu dieser Umwelt gehört in Rühls Modellierung nicht nur der Zeitungsverlag, demgegenüber die Redaktion ihre Anpas-

sungsfähigkeit unter Beweis stellen muss, sondern auch andere Systeme wie die Informanten, das Publikum, weitere Massenmedien, aber auch die handelnden Akteure selbst, die Rühl (ebd.: 138f.) als „Handlungssysteme eigener Prägung“ begreift, „die mit der Gesamtheit ihrer Aktionen in unterschiedliche Sozialsysteme involviert sind. Als Personalsysteme stehen sie jedoch außerhalb dieser verschiedenen Sozialordnungen.“ Innerhalb der Redaktion erkennt Rühl eine Reihe von Subsystemen, vor allem die Ressorts, die ihre Operationen anhand sachbezogener (Politik, Wirtschaft, Sport, Kultur usw.) oder geografischer Gesichtspunkte (Regionales, Lokales usw.) organisieren, um damit die Leistungsfähigkeit des Systems Redaktion zu steigern. Komplementär dazu haben sich ‚Zwischensysteme‘ oder ‚Intermediärsysteme‘ wie etwa die Redaktionskonferenz oder die institutionalisierte Volontärsausbildung herausgebildet, die die Integration des Gesamtsystems fördern sollen (vgl. ebd.: 151ff.).

Auch wenn sich mehrere systemtheoretische Redaktionsuntersuchungen ähnlichen Zuschnitts kritisch mit dem Ansatz von Rühl auseinandergesetzt haben (vgl. z. B. Dygutsch-Lorenz 1971; Schulz 1974; Hienzsch 1990), ist sein Stellenwert in der Journalismusforschung bis heute unbestritten. So greifen beispielsweise auch Scholl/Weischenberg (1998: 80) bei der Operationalisierung ihres Journalismuskonzeptes unter Bezug auf Rühl auf die „Strukturvariablen“ Medienbereich (Zeitung, Zeitschriften, Anzeigenblätter usw.) und Ressort zurück. Ebenso übernimmt Bernd Blöbaum (1994, 2004) in seiner umfangreichen Studie zur Genese und Entwicklung journalistischer Strukturen die grundsätzliche Unterscheidung zwischen Massenmedien, Redaktionen und Ressorts als Organisationsformen des Journalismussystems – und stellt dabei ein fortschreitendes Größenwachstum und eine kontinuierliche Spezialisierung journalistischer Organisationen vor allem zu Beginn des 20. Jahrhunderts fest. Die Herausbildung von Ressorts etwa

„verlief nicht willkürlich, sondern folgte der Ausdifferenzierung von Sinnzusammenhängen in der Gesellschaft. So wie sich in der Gesellschaft immer deutlicher der Funktionsbereich der Politik von dem der Wirtschaft trennte, differenzierten sich auch ein Politik- und ein Wirtschaftsressort aus. Mit der Ressortbildung als interner Differenzierung reagierte das journalistische System auf die gestiegene Komplexität in seiner Umwelt. Die Ressortbildung im Journalismus spiegelt die Leistungsbeziehungen, die der Journalismus zu gesellschaftlichen Teilsystemen unterhält.“ (Blöbaum 2004: 208)

Aktuelle Bestandsaufnahmen zum Journalismus in Deutschland (z. B. Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 33f.) zeigen, dass der Trend zur Spezialisierung journalistischer Organisationseinheiten bis heute andauert. Die Bedeutung der Organisation als Maßstab in der Journalismusforschung ist erst in jüngster Zeit wieder verstärkt in den Mittelpunkt des Forschungsinter-

resses gerückt (vgl. u. a. Altmeyden 1999, 2006; Lublinski 2004; Meier 2002; Quandt 2005; Wyss 2002), allerdings fällt auf, dass der systemtheoretische Ansatz hier nur noch eine untergeordnete Bedeutung hat.

Die Untersuchung *journalistischer Rollen* hat in der empirischen Journalismusforschung eine lange Tradition, wird von vielen Fachvertretern jedoch in erster Linie als Analyse des Selbstverständnisses journalistischer Akteure von der eigenen Berufsrolle verstanden (vgl. stellvertretend für andere Kepplinger 1979; Donsbach 1982; Köcher 1985). Manfred Rühl (1980: 62f.) lehnt eine derartig akteurszentrierte Erhebung journalistischer Rollenselbstbilder ab, weil sie die strukturellen Einflüsse auf journalistische Kommunikationszusammenhänge weitgehend außer Acht lasse, und empfiehlt stattdessen einen makroperspektivischen Blick auf den Rollenbegriff. Im Sinne der Systemtheorie koppelt er Rollen an konkrete journalistische Tätigkeiten und unterscheidet u. a. zwischen ‚Mitgliedsrollen‘, die verbindlich regeln, welche formalen Verhaltenserwartungen ein Journalist erfüllen muss, um Mitglied einer bestimmten journalistischen Organisationseinheit zu werden, und ‚Arbeitsrollen‘, die konkrete Aufgaben oder informale Verhaltenserwartungen innerhalb dieser Organisationseinheit benennen (vgl. Rühl 1969: 154ff.).

Bernd Blöbaum knüpft an dieses Rollenverständnis an, wenn er beschreibt, wie sich in der Geschichte des Journalismus zunächst eine allgemeine Leistungsrolle Journalist herausbildete, die sich im Prozess der Verberuflichung von Journalisten intern weiter ausdifferenziert habe – horizontal ebenso wie vertikal: „Horizontal gliederten sich die Redaktionen nach Sachgebieten wie Politik, Kultur, Handel, Lokales, Sport. Vertikal bildete sich eine Hierarchie: Chefredakteur, Redaktionsleiter, Redakteur, (Volontär), freier Mitarbeiter.“ (Blöbaum 2004: 221) Anders als Rühl integriert Blöbaum über die Publikumsrolle allerdings auch die Rezipienten in das Journalismussystem (vgl. Blöbaum 1994: 289). Darüber hinaus identifiziert er eine Reihe von „angekoppelte[n] Rollen“ (ebd.), deren Operationen strukturell mit dem journalistischen System verbunden seien, die jedoch überwiegend journalismus-extern agierten – beispielsweise Verleger, Drucker, Setzer oder Verlagsmitarbeiter in den Bereichen Anzeigen, Vertrieb und Verwaltung.

Scholl/Weischenberg (1998: 160) hingegen distanzieren sich von Rühl und seiner strikten Trennung von Personal- und Sozialsystemen, weil dadurch „die empirisch interessanten Interdependenzen [...] aus dem Blick geraten“. Über das Konzept der ‚Handlungsrelevanz journalistischer Kommunikationsabsichten‘ (vgl. Weischenberg/von Bassewitz/Scholl 1989) gelingt es ihnen, ein Zwischenglied zwischen die Einstellung von Journalisten und die Herstellung öffentlicher bzw. medialer Aussagen einzubauen – und ihr Rollenselbstverständnis damit

auch empirisch zugänglich zu machen. Auf diese Weise können sie in ihrer Befragungsstudie unterscheiden, ob Journalisten ihrem Selbstverständnis nach eher dem Berichterstattungsmuster des (neutralen) Informationsjournalismus zuneigen – oder eher anderen Typen wie Präzisionsjournalismus, Interpretativer Journalismus, Investigativer Journalismus und ‚Neuer‘ bzw. Literarischer Journalismus (vgl. Scholl/Weischenberg 1998: 163ff.). Den Bereich der rein systemtheoretischen Erforschung journalistischer Strukturen haben sie damit allerdings verlassen.

Bei der Diskussion über *journalistische Programme* richtet sich der Blick auf die konkrete Produktionsebene im Journalismussystem. Lange Zeit – davon zeugt unter anderen die überaus lebhaft Tradition der Nachrichtenwertforschung (vgl. Galtung/Ruge 1965; Schulz 1976; Ruhrmann 1989; Staab 1990; Eilders 1997; Fretwurst 2008 u.v.m.) – hat sich die Wissenschaft dabei vor allem für den Bereich journalistischer Selektionsprozesse interessiert, während andere journalistische Tätigkeiten wie Schreiben, Redigieren oder Recherchieren nur in Ausnahmefällen thematisiert wurden (vgl. dazu kritisch Blöbaum 1994: 58). Um dieser Schiefelage zu entgehen, wählt Manfred Rühl (1969, 1980) bei der Analyse der Handlungs- und Kommunikationsprozesse in journalistischen Organisationen den abstrakteren Zugang über das Konstrukt des ‚redaktionellen Entscheidens‘. Entscheidungsprogramme kommen in seiner Konzeption entweder als Konditional- oder als Zweckprogramme vor (vgl. Rühl 1980: 403ff.). Erstere orientieren sich am Informationsinput aus der Systemumwelt (z. B. einem aktuellen Ereignis, über das berichtet werden soll) und bearbeiten diesen in einem mehrstufigen Produktionsprozess. Im Sinne von Routineprogrammen ermöglichen Konditionalprogramme redaktionelle Entscheidungen nach dem Wenn-Dann-Schema: Sie entlasten die journalistischen Akteure, wenn diese sich einer Vielzahl unterschiedlicher Optionen ausgesetzt sehen, wie mit dem gegebenen Informationsinput umgegangen werden soll. Zweckprogramme hingegen richten sich eher am journalistischen Output aus, d. h. an den Folgen, die die journalistische Berichterstattung für die Systemumwelt haben kann.

„Beide Entscheidungsprogramme entlasten das situative redaktionelle Entscheiden angesichts der Hyperkomplexität des Entscheidungspotentials. Sie werden von den beteiligten Redakteuren gelernt und – in Relation zu verfügbarer Zeit und vorhandenem Geld – mehr oder weniger bewußt ‚gefahren‘. Entscheidungsprogramme sind sozialwissenschaftliche Rekonstruktionen, die in Redaktionen so gut wie nie schriftlich festgelegt werden – aber, empirisch prüfbar, fungieren.“ (Rühl 1989: 262)

Welche Bandbreite unterschiedlicher journalistischer Tätigkeiten sich unter dem Dachbegriff der Entscheidungsprogramme differenzieren lassen, verdeutlicht vor allem Bernd Blöbaum (1994: 277ff., 2004: 209ff.), der fünf Untertypen ausmacht:

- *Ordnungsprogramme* in Form von Rubriken, Ressorts und Redaktionen als Organisationseinheiten, die den Ereignisanfall strukturieren,
- *Darstellungsprogramme* in Form von Textgattungen und Techniken der Präsentation von Inhalten,
- *Informationssammelprogramme* in Form von Techniken, mit denen Journalismus beobachtet und Inhalte erzeugt,
- *Selektionsprogramme* in Form von Entscheidungsrouinen, die die Auswahl von Ereignissen zur journalistischen Aufbereitung strukturieren,
- *Prüfprogramme* in Form von Entscheidungsregeln, mit denen Inhalte darauf abgeklopft werden, ob sie zutreffen oder nicht.

Blöbaums Typologie wurde gelegentlich als inkonsistent kritisiert (vgl. etwa Scholl/Weischenberg 1998: 82), ist in der systemorientierten Journalismusforschung aber dennoch vielfach als Ordnungsrahmen zur Beschreibung journalistischer Programme aufgegriffen worden.

Für alle diskutierten Strukturebenen gilt, dass sie sich kontinuierlich selbst überprüfen und verändern. Niklas Luhmann beschreibt derartige Veränderungen als grundlegendes Prinzip der Selbsterhaltung sozialer Systeme: Mit der Anpassung einzelner Strukturelemente stellen sie sich auf ihre Umwelt ein und sichern so ihr Fortbestehen (vgl. Luhmann 1984: 470ff.). Dieser Prozess wird in der Journalismusforschung unter dem Schlagwort ‚Strukturwandel des Journalismus‘ erörtert (vgl. dazu und zum Folgenden Blöbaum 2004: 212ff.). Auf der Organisationsebene lässt sich dieser Strukturwandel gegenwärtig unter anderem daran beobachten, dass journalistische Redaktionen ihre Planungen seit einiger Zeit verstärkt an einer betriebswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Rechnung ausrichten und vielfach auch Dienstleistungsangebote zur Publikumsbindung übernehmen, was beispielsweise zur Ausgründung neuer ‚Service‘-Redaktionen führt. Auf der Ebene der Rollen kommt es zu einer schrittweisen Entberuflichung: Festanstellungen werden im Journalismus – zumindest für Berufseinsteiger – immer seltener, journalistische Tätigkeiten ohne dauerhafte vertragliche Bindungen nehmen zu. Auf der Ebene der Programme vermischen sich informationsorientierte Darstellungsmuster mit primär unterhaltenden Thematisierungsstrategien; traditionelle journalistische Genres lösen sich auf (für weitere Beispiele vgl. Behmer et al. 2005; Kramp/Weichert 2012). Inwiefern

diese und andere Strukturveränderungen im Journalismus auf Dauer auch die Identität des Journalismussystems gefährden, ist bis dato weder theoretisch noch empirisch abschließend geklärt.

3.3 *Folgerungen*

Auch wenn die funktional-strukturelle Systemtheorie sich spätestens seit Beginn der 1990er Jahre zur tonangebenden Theorieperspektive in der deutschsprachigen Journalismusforschung entwickelt hat, ist sie von verschiedenen Seiten grundsätzlich in Frage gestellt worden. So kritisiert etwa Michael Haller (2004: 140ff.), gewürzt mit einer gehörigen Prise Polemik, die vermeintliche Praxisferne dieses Theorieansatzes, der wesentliche Aspekte der alltäglichen Redaktionsarbeit einfach ausblende, sobald sie mit seinem Beobachtungsraster kollidieren. Dazu gehört ganz grundlegend der vielfach wiederholte Vorwurf, systemorientierte Journalismusforschung unterschätze die Relevanz journalistischer Subjekte. „Im Zuge der systemtheoretischen Umstellung von ‚Handlung‘ auf ‚Kommunikation‘ als Letztelement sozialer Systeme werden die Akteure quasi aus der Theorie eskamotiert“, bemängelt dementsprechend auch Johannes Raabe (2005: 20). Journalisten würden allenfalls noch als Träger systemspezifischer Leistungsrollen wahrgenommen, aufgrund der makrosoziologischen Ausrichtung der Systemperspektive gerieten der Meso- und der Mikrobereich der Journalismusforschung jedoch erkennbar ins Hintertreffen (vgl. auch Hohlfeld 2003: 102). Vor diesem Hintergrund erscheinen gelegentliche Rückbesinnungen auf das Konzept eines biografisch orientierten, personengebundenen Journalismus mit „Werkcharakter“ (Langenbacher 1993: 128; vgl. auch Haas 1999; Duchkowitsch et al. 2009) zunächst folgerichtig. Ähnlich haben auch andere Vorwürfe, etwa dass die Systemtheorie nicht in der Lage sei, aktuelle Entwicklungen wie die Digitalisierung und die Globalisierung journalistischer Kommunikation angemessen zu thematisieren (vgl. Löffelholz 2004a: 61), die Herausbildung neuer Theorieperspektiven motiviert (vgl. oben).

Derartige Abgrenzungen vom Systemdenken übersehen allerdings zweierlei: Zum einen ist es keineswegs so, dass die Theorie sozialer Systeme die angesprochenen Themenbereiche vorschnell aus ihrem Denkschema ausklammert. Wer beispielsweise annimmt, Luhmanns ‚Supertheorie‘ ignoriere den Stellenwert einzelner Akteure zu Gunsten des gesellschaftlichen Ganzen, scheint vielmehr einem grundlegenden Missverständnis aufzusitzen. Zwar verortet die Theorie sozialer Systeme den Menschen in der Tat außerhalb des sozialen Systems, d. h.

in seiner Umwelt. „Diese Entscheidung bedeutet allerdings keine Abwertung der Relevanz der Menschen für die Gesellschaft, denn der Paradigmawechsel der Systemtheorie mit dem Übergang zur Leitdifferenz System/Umwelt schreibt der Umwelt mindestens dieselbe Bedeutung zu wie dem System“, stellt Elena Esposito (1997a: 86) klar. Die Lokalisierung in der Umwelt bedeutet also keineswegs, dass individuelle Akteure von der Gesellschaft vernachlässigt oder manipuliert werden können. Es gilt genau das Gegenteil: Da die Umwelt immer komplexer als das System ist und von diesem nie bestimmt werden kann, macht es die Lokalisierung des Menschen in der Umwelt der sozialen Systeme möglich, den Menschen weitaus höhere Freiheit und Unvoraussagbarkeit zuzuschreiben, als es der Fall sein könnte, wenn sie als Elemente des sozialen Systems angesehen würden (vgl. ebd.). Die Untersuchung einzelner journalistischer Akteure wird von der Systemtheorie daher ebenso wenig ausgeschlossen wie die Thematisierung aktueller Wandlungs- und Entgrenzungsphänomene im Journalismus (vgl. dazu Loosen/Scholl 2002).

Zum anderen scheint in der laufenden Theoriedebatte der Journalismusforschung, ähnlich wie in der Literaturwissenschaft (vgl. oben), gerne vergessen zu werden, dass die einzelnen Herangehensweisen in der Regel keinen Ausschließlichkeitsanspruch mit sich führen, sondern immer nur Ausdruck einer bestimmten (wissenschaftlichen) Beobachterperspektive sein können. Demnach sollte die Wahl eines Theorieansatzes bei der Konzeption eines Forschungsprojektes immer auf den jeweiligen Forschungsgegenstand ausgerichtet sein. Bei wechselnden Untersuchungsobjekten können, je nach ihrer Beschaffenheit, die Erklärungspotenziale der verfügbaren theoretischen Zugänge höchst unterschiedlich ausfallen.

Wenn im Rahmen dieser Studie zur Beschreibung von Journalismus im Allgemeinen und Literarischem Journalismus im Besonderen die funktional-strukturelle Perspektive der Systemtheorie anderen Ansätzen vorgezogen wird, dann geschieht dies aus gutem Grund. Mit ihrer Unterscheidung zwischen System und Umwelt bietet sie wie kaum eine andere Journalismustheorie die Möglichkeit, trennscharf zwischen Journalismus und anderen Formen der Medienkommunikation zu unterscheiden und damit die Identität des Journalismussystems in Abgrenzung zu ähnlichen Funktionssystemen zu bestimmen. Gleichzeitig macht sie auch den Blick auf die Strukturkontexte dieser Systeme frei. Ein planvoller Vergleich der Systembeschaffenheit von Journalismus und Literatur, der sowohl Unterschiede als auch Ähnlichkeiten der beiden Kommunikationstypen offenlegt, verspricht dabei wesentliche Erkenntnisse für die Präzisierung des Begriffs Literarischer Journalismus.

Bevor diese Vergleichsanalyse in Angriff genommen werden kann, ist jedoch eine abschließende Klärung notwendig, welche systemtheoretische Lesart der Frage ‚Was ist Journa-

lismus?‘ dabei zugrunde zu legen ist. Wie schon bei der in Kapitel 2 diskutierten Definition von Literatur wird dafür keine fundamentale Neukonzeption eines systemtheoretischen Journalismusmodells angestrebt. Vielmehr erscheint es sinnvoll, die vorliegenden Ansätze nach Gemeinsamkeiten abzusuchen, um auf diese Weise zu einem in sich konsistenten Verständnis von Journalismus zu gelangen, das dem Erkenntnisinteresse der vorliegenden Untersuchung am ehesten entspricht und gleichzeitig als kleinster gemeinsamer Nenner der bisherigen Theoriebemühungen akzeptiert werden kann. Dass die Varianz der vorgestellten systemorientierten Modellierungen von Journalismus ohnehin relativ gering ausfällt, erleichtert dieses Vorgehen.

Eine grundlegende Entscheidung ist dabei die Benennung des zu untersuchenden Systems, denn davon hängt maßgeblich ab, welche Kommunikationszusammenhänge in der nachfolgenden Analyse in den Mittelpunkt rücken. Um sich gänzlich auf journalistische Kommunikation konzentrieren zu können, erscheint es für das angestrebte Untersuchungsdesign sinnvoll, Journalismus in Anlehnung an Bernd Blöbaum, Armin Scholl und Siegfried Weischenberg als eigenständiges Sozialsystem mit klar definierten Außengrenzen und einer exklusiven gesellschaftlichen Funktion aufzufassen. Dies bedeutet freilich nicht, dass Journalismus im luftleeren Raum entsteht. Das System Journalismus verfügt über zahlreiche Umweltbeziehungen zu anderen Funktionssystemen in der Gesellschaft – dies ist eine Grundvoraussetzung für die Erfüllung seiner Funktion – und ist immer auch in Relation zu den Begriffen Publizistik, Massenkommunikation, Massenmedien und Öffentlichkeit zu diskutieren. Die vorgestellten Versuche, diese ‚Entitäten‘ als Funktionssysteme zu modellieren, welchen Journalismus als Leistungssystem zuarbeitet, werden im Rahmen dieser Studie jedoch aufgrund der erläuterten begrifflichen Unschärfen verworfen – zumal von einer solchen Konstellation für die angestrebte Analyse kein wesentlicher Erkenntnisgewinn zu erwarten wäre. Damit wird Journalismus der gleiche Systemstatus zugeschrieben wie zuvor auch der Literatur, was den noch ausstehenden Detailvergleich dieser beiden Systeme sinnvoll vereinheitlicht.

Als besondere gesellschaftliche *Funktion* des Journalismus lässt sich die Sammlung, Auswahl, Bearbeitung und Überprüfung aktueller Themen aus der Umwelt des Journalismussystems identifizieren. Indem er diese Themen als Medienprodukte einem (Massen-)Publikum zur Verfügung stellt, trägt er zur Herstellung von Öffentlichkeit und zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft bei. Diese Definition kumuliert und spezifiziert unterschiedliche ähnlich lautende Funktionsbeschreibungen und knüpft damit an den Vorschlag von Scholl/Weischenberg an. Wichtig ist dabei die Erkenntnis, dass die von Manfred Rühl entworfene Formel von der ‚Herstellung und Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation‘ nicht spezifisch genug ist, um Journalismus von anderen Medienberufen abzugrenzen. Demgegenüber

stört an Bernd Blöbaums Offerte vor allem die enge Bindung an den Informationsbegriff, welche all jene Formen des Journalismus, die nicht primär informieren, vorschnell an den Rand rückt. Zu bedenken ist ferner, dass Journalismus sicherlich nicht das einzige Funktionssystem ist, das die Herstellung von Öffentlichkeit und die Selbstbeobachtung der Gesellschaft unterstützt. Dies können, wie unter anderem die Überlegungen von Niklas Luhmann, Frank Marcinkowski, Matthias Kohring und Alexander Görke nahelegen, auch sonstige – wie auch immer systemisch zu konzipierende – Formen massenmedialer Kommunikation wie Public Relations, Entertainment-Formate in Film und Fernsehen oder diverse Formen der Internet-Kommunikation – zumal in Zeiten des Social Web. Journalismus übernimmt in diesem Prozess jedoch eine dominante Bedeutung, was sich in der hier vorgeschlagenen Funktionsbestimmung unmissverständlich widerspiegelt.

Eine zentrale Richtschnur bei der Umsetzung dieser Funktion stellt für das Journalismus-system die *Leitdifferenz* ‚aktuell‘/‚nicht aktuell‘ dar, die ohnehin von einer Mehrheit der oben diskutierten Ansätze präferiert wurde und sich überdies auch in nicht-systemorientierten Journalismusdefinitionen als bedeutsamstes Bestimmungsmerkmal herauskristallisiert hat (vgl. etwa Meier 2007: 13). Legt man den Aktualitätsbegriff aus wie Scholl/Weischenberg, dann müssen Themen drei unterschiedliche Eigenschaften aufweisen, um journalistische Berücksichtigung zu finden – nämlich Neuigkeitswert, Faktizität und Relevanz. Diesem Begriffsverständnis wird auch in der vorliegenden Studie gefolgt. Das von Luhmann und Blöbaum favorisierte Dual ‚Information‘/‚Nicht-Information‘ ist nicht geeignet, um journalistische Kommunikation in ihrer gesamten Breite abzubilden, wohingegen die von Marcinkowski vorgeschlagene Unterscheidung ‚veröffentlicht‘/‚nicht veröffentlicht‘ erkennbar zu unspezifisch ist und genauso gut auch literarische Kommunikation bezeichnen könnte. Letzteres mag auch für Kohrings Kunstwort der ‚Mehrsystemzugehörigkeit‘ gelten, das in seiner Konzeption zum symbolisch generalisierten Kommunikationsmedium eines Funktionssystems Öffentlichkeit geworden ist – an seiner Codierung verstört jedoch vor allem die Artifizialität ihrer Benennung, die es unwahrscheinlich erscheinen lässt, dass sich damit überhaupt irgendein System überschneidungsfrei von seiner Umwelt abgrenzen lässt.

Unter den verschiedenen Herangehensweisen zur Beschreibung der *Strukturen* des Journalismussystems hat sich abermals, wie schon bei der Charakterisierung von Literatur, die Systematik Bernd Blöbaums als weitreichendste und erklärungsstärkste erwiesen. Sie kann an dieser Stelle weitgehend bedenkenlos übernommen werden – auch um die Vergleichbarkeit zwischen Literatur und Journalismus zu wahren. Dementsprechend wird im Folgenden unter-

schieden zwischen journalistischen Rollen, journalistischen Organisationen und journalistischen Programmen.

Als *Primärrolle* des Systems Journalismus lässt sich mit Blöbaum die des Journalisten verstehen. Im Sinne der von Manfred Rühl diskutierten Mitgliedsrolle entscheidet sie grundlegend darüber, ob ein gesellschaftlicher Akteur am System journalistischer Kommunikation teilnimmt – oder nicht. Im Zuge der Ausdifferenzierung des Journalismus haben sich innerhalb des Systems eine Reihe spezialisierter Tätigkeiten entwickelt, denen – analog zu den Arbeitsrollen Rühls – unterschiedliche Rollenbilder entsprechen. Vertikal lässt sich zwischen verschiedenen hierarchischen Positionen differenzieren (Chefredakteur, Redaktionsleiter, Redakteur, Volontär, freier Mitarbeiter), horizontal zwischen Spezialisierungen für verschiedene Themengebiete (Politik, Wirtschaft, Sport usw.), aber auch für verschiedene Darstellungsformen (Nachrichtenredakteur, Reporter, Leitartikler usw.). Diesen unterschiedlichen Journalistenrollen lässt sich als Komplementärrolle die des Publikums bzw. der Rezipienten gegenüberstellen. Angekoppelte Rollen wie die des Verlegers, Druckers oder Setzers sind nicht mehr Teil des Journalismussystems. Der Vorschlag von Scholl/Weischenberg, das Rollenkonzept auf der Grundlage der konstruktivistischen Systemtheorie um eine individuenzentrierte Dimension zu erweitern, um damit auch die *Rollenselbstbilder* journalistischer Akteure erheben zu können, wird in dieser Studie zu Gunsten einer makrosoziologischen Perspektive verworfen.

Dass Massenmedien, Redaktionen und Ressorts die zentralen Formationen im Strukturbereich *journalistischer Organisationen* bilden, ist in der systemtheoretischen Journalismusforschung unbestritten. Im Anschluss an Rühl lassen sich auch Einrichtungen wie Redaktions- und Ressortkonferenzen oder institutionalisierte Foren der journalistischen Aus- und Weiterbildung als Organisationen des Journalismussystems interpretieren. Demgegenüber sind die verschiedenen Organisationseinheiten eines Zeitungs- oder Zeitschriftenverlags (Anzeigenabteilung, Pressestelle, Druckerei, Vertrieb usw.) ebenso wie die entsprechenden Gegenstücke in Rundfunk- und Multimedia-Unternehmen der Umwelt des Journalismus – in der Regel dem Wirtschaftssystem – zuzurechnen.

Im Bereich der *journalistischen Programme* lassen sich in Anlehnung an Blöbaum in erster Linie Sammlungs-, Selektions-, Darstellungs- und Prüfprogramme differenzieren. Diese Programmtypen entsprechen den unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen, die in der hier zugrunde gelegten funktionalen Definition von Journalismus anklingen. Innerhalb der Programmbereiche existiert eine Vielzahl verschiedener Untertypen. Im Falle der Darstellungsprogramme führen beispielsweise objektivierende, argumentierende, authentifizierende, dia-

logische, narrative und personifizierende Kommunikationsstrategien zu höchst unterschiedlichen Formen journalistischer Berichterstattung (vgl. Pöttker/Kornilov 2010), die sich ihrerseits in mannigfache Subgenres aufgliedern ließen. Darauf wird an dieser Stelle jedoch verzichtet, zumal die Offenheit des Journalismussystems auf der Struktur- und speziell auf der Programmebene zu ständigen Anpassungserscheinungen führt, die eine lückenlose Dokumentation des Status quo nahezu unmöglich machen. Das von Blöbaum skizzierte ‚Ordnungsprogramm‘ des Journalismus wurde aus der Systematik eliminiert, weil es sich vor allem auf die organisatorische Binnendifferenzierung des Systems bezieht und deswegen gliederungslogisch nicht mit den anderen Programmtypen in Einklang zu bringen ist.

Die systeminterne Kommunikation über derartige Prozesse des Strukturwandels steuern in beträchtlichem Maße die *Reflexionseinrichtungen* des Journalismussystems, vor allem Medienjournalismus und Journalistik. Sie können im Bedarfsfall auf Fehlentwicklungen hinweisen, um so die Systemidentität zu sichern.

Die hier getroffenen Festlegungen zur Bestimmung der Identität des Journalismussystems sind in *Abbildung 2* zusammengetragen. Auf dieser Grundlage lässt sich nun ein geordneter Vergleich von Journalismus und Literatur vornehmen, um davon ausgehend zu einer systemtheoretischen Modellierung eines Literarischen Journalismus zu gelangen.

Abbildung 2: Das System Journalismus

Funktion:
Sammlung, Auswahl, Bearbeitung und Überprüfung aktueller Themen
zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft

Binärer Code:
aktuell/nicht aktuell

Leistungsrolle:
Journalist

Publikumsrolle:
Rezipient

Organisationen:
Massenmedien, Redaktionen

Programme:
Sammlungs-, Selektions-, Darstellungs- und Prüfprogramme

Reflexionseinrichtungen:
Medienjournalismus, Journalistik

(Adaption von Blöbaum 1994: 20, 2004: 206)

4. Was ist Literarischer Journalismus?

Die Interrelationen der Systeme Literatur und Journalismus sind vielfältig und komplex: Journalisten begreifen Literatur als Thema ihrer Berichterstattung, wenn sie – im Kulturreport oder in anderen journalistischen Organisationseinheiten – literarische Produkte rezensieren, von Autorenlesungen berichten, die Fusion zweier Buchverlage vermelden oder ganz allgemein den Zustand der Gegenwartsliteratur kommentieren (vgl. z. B. Heß 1997; Reus 1999; Porombka 2006). Auf der anderen Seite bedienen sich Schriftsteller gezielt journalistischer Organisationen, wenn sie – meist zu Marketingzwecken – Zeitungen oder Zeitschriften ihre neuesten Veröffentlichungen ganz oder in Ausschnitten zum Vorabdruck anbieten (zur besonderen Rolle des Zeitungsromans vgl. etwa Bachleitner 1999). Ein Blick in die Geschichte des Journalismus zeigt, dass zahlreiche namhafte Schriftsteller – Heinrich Heine, Theodor Fontane, Joseph Roth und Erich Kästner beispielsweise – über viele Jahre hinweg einer journalistischen Erwerbsarbeit nachgegangen sind (vgl. zu diesen Beispielen u. a. Pöttker 2000c, 2008; Krings 2008; Wagener 2003; Westermann 1987). Demgegenüber traten und treten auch hauptberufliche Journalisten immer wieder als Buchautoren in Erscheinung – sei es als Verfasser von Skandal- oder Enthüllungsbüchern, (auto)biografischer Werke, sonstiger Sachbücher oder Belletristik jeglicher Art (für einen Überblick vgl. Wilke 2008b; zum Spezialfall des ‚Medienthrillers‘ vgl. Kleinsteuber 2003). Schon seit dem Aufkommen des modernen Zeitungsjournalismus übernehmen literarische Autoren regelmäßig Recherche- und Darstellungstechniken, die üblicherweise dem Journalismussystem zugeschrieben werden (vgl. z. B. Enkemann 1983), was zuweilen zu Missverständnissen führt, wenn bei der Rezeption unklar bleibt, ob der Leser es mit einem faktualen oder einem fiktionalen Text zu tun hat (verschiedene aktuelle Fälle diskutiert Ladeur 2007). Viel häufiger als gemeinhin angenommen wird, wenden aber auch Journalisten – mal auf legitime, mal auf illegitime Art und Weise – in ihrer täglichen Darstellungspraxis Verfahren der Fiktionalisierung an (vgl. Reus 2002). Schon allein diese Erkenntnis macht deutlich, dass die vielfach gebrauchte Unterscheidung, literarische Texte seien fiktional und journalistische nichtfiktional, nur über eingeschränkte Erklärkraft verfügt (vgl. ähnlich auch Neuhaus 2003a: 11).

Die Klärung der damit verbundenen Folgefragen wird erschwert, weil die Grenzbereiche zwischen Literatur und Journalismus bislang nur unzureichend erforscht sind. Dies hat vermutlich auch mit Verständigungsproblemen der dafür zuständigen Wissenschaften zu tun. Jedenfalls konstatieren Bernd Blöbaum und Stefan Neuhaus:

„Die geisteswissenschaftliche Tradition der Literaturwissenschaft und die sozialwissenschaftliche Orientierung der Kommunikationswissenschaft haben Kooperationen und gemeinsames Arbeiten an nahe liegenden Problemen eher verhindert als befördert. Die durch akademische Disziplingrenzen markierten Trennungen lassen den Journalismus aus der Perspektive der Germanistik offenbar ebenso randständig erscheinen wie die Literatur aus der Sichtweise der Journalistik oder Kommunikationswissenschaft als eher peripher gilt.“
(Blöbaum/Neuhaus 2003a: 7f.)

Diese nach wie vor bestehende Frontstellung verwundert, denn Forderungen nach einem vergleichenden Blick auf Literatur und Journalismus sind keineswegs neu. Schon Prutz (1971) plädierte in seiner 1845 erschienenen „Geschichte des deutschen Journalismus“ für eine Parallelisierung von Literatur- und Journalismusgeschichte und machte damit den Weg für eine komparative Analyse beider Kommunikationssysteme frei (vgl. dazu Conter 2003; Reimann 2006). Seine nicht nur für damalige Verhältnisse überaus innovative Herangehensweise fand jedoch weder in der literaturwissenschaftlichen Theoriebildung noch in der Journalismusforschung bleibenden Nachhall – von einigen Ausnahmen abgesehen. Trotz allem blieben die bisherigen Versuche, die Wechselbeziehungen von Literatur und Journalismus auch theoretisch fassbar zu machen, merkwürdig diffus. Symptomatisch dafür ist die unsichere Frage Gabriele Eders (2005: 22), „ob die Grenzbereiche zwischen Literatur und Journalismus nicht viel eher fließend als in strikter Abgrenzung voneinander verlaufen“. Eine solche Interpretation der gegebenen Gemengelage kann aus Sicht der Systemtheorie nicht befriedigen, denn: Wo es keine klar bestimmbareren Sinn Grenzen gibt, da gibt es auch kein System!

In den folgenden Abschnitten sollen die Intersystembeziehungen zwischen Literatur und Journalismus einer genaueren Analyse unterzogen werden. Anhand welcher Merkmale lassen sich die beiden Sozialsysteme unterscheiden? Wo hört Journalismus auf? Wo fängt Literatur an? Und was genau ist Literarischer Journalismus? Um diese Fragen zu klären, wird zunächst ein systematischer Vergleich der in Kapitel 2 und 3 erarbeiteten Systementwürfe von Literatur und Journalismus angestrebt. Interrelationen zwischen den beiden Systemen lassen sich dabei als strukturelle Kopplungen verstehen. Dass jedoch nicht alle dieser Kopplungen automatisch Literarischer Journalismus sind, zeigt eine kritische Durchsicht der bislang vorliegenden Definitionsversuche. Erst wenn sie sinnvoll mit dem dieser Studie zugrunde gelegten Verständ-

nis von Literatur und Journalismus abgeglichen werden, ist eine erkenntnisfördernde Modellierung des Literarischen Journalismus im Geiste der funktional-strukturellen Systemtheorie möglich.

4.1 *Literatur und Journalismus im Systemvergleich*

Einige wichtige Hinweise zum Vergleich der Systeme Literatur und Journalismus hat bereits Bernd Blöbaum zusammengetragen (vgl. dazu und zum Folgenden Blöbaum 2003). Da er für die Gegenüberstellung der einzelnen Systemmerkmale ein ähnliches Analyseraster benutzt wie die vorliegende Arbeit, lassen sich seine Befunde wenigstens teilweise in die hier entworfene Argumentationskette übernehmen. Im Ergebnis zeigt sich, dass sich Literatur und Journalismus – trotz einiger Ähnlichkeiten – nicht nur hinsichtlich ihrer Außengrenzen, sondern auch auf der Strukturebene maßgeblich unterscheiden.

Die gesellschaftliche *Funktion* des Literatursystems ließ sich in Kapitel 2 als ‚Vervielfachung von Wirklichkeitsmodellen zur Herstellung von Weltkontingenz‘ präzisieren, die Funktion von Journalismus wurde hingegen als ‚Sammlung, Auswahl, Bearbeitung und Überprüfung aktueller Themen zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft‘ bestimmt. Damit ist beiden Systemen grundsätzlich gemeinsam, dass sie sich mit der Thematisierung und kommunikativen Bearbeitung sozialer Realität befassen. Unterschiede offenbaren sich jedoch angesichts der jeweiligen Referenzbereiche und der Beobachtungshorizonte literarischer und journalistischer Kommunikation (vgl. im Detail Blöbaum 2003: 27ff.). Während Journalisten bei der Bearbeitung ihrer Themen in der Regel an eine sozial verbindliche Wirklichkeit gebunden sind, haben Schriftsteller in dieser Hinsicht größere Freiheiten: Viele Texte der Literatur konstruieren eigene Wirklichkeitsmodelle und beziehen sich damit auf mögliche Realität. Konkrete Beobachtungsschwerpunkte literarischer Kommunikation lassen sich nur schwerlich ausmachen. Das ist beim Journalismus anders: Journalistische Berichterstattung konzentriert sich zumeist auf solche Gesellschaftsbereiche, die für ihre Operationen auf Öffentlichkeit angewiesen sind (beispielsweise die Systeme Politik, Wirtschaft, Sport und Kunst), während andere Funktionssysteme, in denen das Öffentlichkeitsprinzip weniger stark ausgeprägt ist (etwa Religion, Liebe usw.), in der Regel seltener thematisiert werden.

Diese Differenzen erklären sich aus der unterschiedlichen *Codierung* von Literatur und Journalismus. Da journalistische Kommunikation an der Leitdifferenz ‚aktuell‘/‚nicht aktuell‘ orientiert ist, ergeben sich für sie besondere Anforderungen in zeitlicher, sachlicher und sozia-

ler Hinsicht: Journalistische Berichterstattung muss a) Neuigkeitswert bieten, also einen konkreten Gegenwartsbezug aufweisen, b) faktisch korrekt sein, also einen nachvollziehbaren Quellenbezug erkennen lassen, und c) die (vermuteten) Interessen der Rezipienten ansprechen, also einen mehr oder weniger starken Gesellschafts- und Publikumsbezug demonstrieren. Literatur hat in allen drei Dimensionen deutlich größere Spielräume: Im Gegensatz zum Journalismus ist sie nicht aktualitätsfixiert, sondern überzeitlich, was sich unter anderem in ihrer nicht primär periodischen Erscheinungsweise widerspiegelt. Sie ist nicht auf ein konsensfähiges Wirklichkeitsmodell verpflichtet und bietet auch bei der Wahl ihrer Darstellungsstrategien mehr Möglichkeiten für kreative Experimente. Überdies ist sie bei der Selektion ihrer Themen weniger stark an die üblichen Kriterien der Relevanzzuschreibung gebunden, die im Journalismus verbreitet sind und nur selten umgangen werden.

Diese Differenzen hinsichtlich Funktion und Codierung von Literatur und Journalismus haben in den Systemen höchst unterschiedliche *Strukturen* entstehen lassen, die in beiden Fällen möglichst passgenau auf die Erfüllung der jeweiligen Systemfunktion ausgerichtet sind:

Auf der Ebene der Organisationen fällt auf, dass journalistische Tätigkeiten in ein vergleichsweise starres Gefüge unterschiedlicher Ordnungseinheiten eingebunden sind, wohingegen die Zusammenhänge literarischer Arbeit eher unstrukturiert wirken und offenbar vor allem auf individuelle Entfaltung angelegt sind (vgl. im Detail Blöbaum 2003: 35f.). Dies macht bereits ein flüchtiger Blick auf die interne Strukturierung journalistischer Massenmedien wie Tageszeitungen, Wochenblätter, Hörfunk- oder Fernsehsender deutlich. Wie der oben referierte Forschungsüberblick gezeigt hat, existiert dort in der Regel eine Vielzahl verschiedener Organisationen (Redaktionen, Ressorts, Konferenzen usw.), die einen strukturierenden Rahmen für die aktuelle Beitragsproduktion bilden. All dies gibt es im Literatursystem in dieser Form nicht: Eine Anbindung an redaktionelle Strukturen ist für Schriftsteller in der Regel nicht vorgesehen, stattdessen sind ihr Arbeitsplatz und damit auch die Prozesse literarischer Aussagenentstehung weitgehend frei gestaltbar. Organisatorische Strukturen werden im Literatursystem meist erst in der Schlussphase der bzw. im Anschluss an die Textproduktion bedeutsam. Das Lektorat der Buchverlage ist dabei noch den systeminternen Organisationen literarischer Kommunikation zuzuordnen, die unterschiedlichen Strukturen für Distribution und Vermarktung sind jedoch – genau wie im Falle des Journalismussystems – bereits Teil der Umwelt.

Auch auf der Rollenebene lässt sich eine Reihe von Unterschieden zwischen Literatur und Journalismus beobachten (vgl. im Detail Blöbaum 2003: 36ff.). Zwar hat sich in beiden Systemen im Zuge ihrer geschichtlichen Entwicklung eine horizontale Ausdifferenzierung der

jeweiligen Primärrollen Schriftsteller und Journalist ergeben, was zu einer fortschreitenden Spezialisierung auf bestimmte Themen- und Ereignisfelder (in der Literatur etwa auf historische Themen, Krimis, Science Fiction, Liebe etc.; im Journalismus – entlang der üblichen Ressortaufteilung – auf Politik, Wirtschaft, Sport, Kultur usw.), aber auch auf bestimmte Darstellungsschemata (in der Literatur z. B. auf Romane, Kurzgeschichten, Gedichte, Dramen; im Journalismus auf Nachrichten, Reportagen, Kommentare usw.) geführt hat. Ein wesentlicher Unterschied ist aber, dass journalistische Rollen in der Regel an Organisationen gebunden sind. Journalistische Rollenträger sind in der Mehrheit Redakteure, die über eine Mitgliedsrolle in eine bestimmte Redaktion eintreten und dort in verschiedenen Arbeitsrollen eine große Bandbreite von journalistischen Tätigkeiten übernehmen. Die einzelnen Arbeitsrollen sind meist hierarchisch organisiert, was zu einer vertikalen Ausdifferenzierung in Chefredakteure, leitende Redakteure, Redakteure, Volontäre und freie Mitarbeiter geführt hat. Ein vergleichbarer Prozess der Verberuflichung hat im Literatursystem nicht stattgefunden. Autoren literarischer Texte arbeiten überwiegend außerhalb redaktioneller Strukturen und organisieren ihre Arbeitsprozesse in der Regel selbständig. Da sie nur selten eine Festanstellung haben, sind auch ihre Einkommenschancen deutlich unsicherer als bei Journalisten. Während Journalisten sich in der Regel auf Tarifverträge und arbeitsschutzrechtliche Bestimmungen berufen können, haben sich derartige Elemente sozialer Sicherheit im Literatursystem nicht auf breiter Basis durchgesetzt. Auch die Ausbildungssituation in beiden Tätigkeitsfeldern unterscheidet sich: Während es im Journalismus mittlerweile eine Reihe geregelter Ausbildungsangebote (etwa Volontariate, Journalistenschulen, hochschulgebundene Ausbildungsgänge usw.) gibt, ist der Weg zur ersten literarischen Veröffentlichung weitgehend unstrukturiert und bleibt häufig Zufällen überlassen. Demnach ist das Rollengefüge im Journalismus deutlich vielschichtiger und auch stärker formalisiert als in der Literatur.

Weitere Differenzen lassen sich auch auf der Ebene der Programme ausmachen (vgl. im Detail Blöbaum 2003: 41ff.). Für das Journalismussystem werden im Rahmen der vorliegenden Arbeit vier maßgebliche Programmtypen unterschieden (nämlich: Sammlungs-, Selektions-, Darstellungs- und Prüfprogramme), die im Sinne von Routineprogrammen auf die unterschiedlichen Tätigkeitsbereiche journalistischer Arbeit einwirken. Die journalistischen Darstellungsprogramme lassen sich grundsätzlich mit den verschiedenen Gattungen im Literatursystem (Roman, Gedicht, Drama usw.) vergleichen. In beiden Fällen handelt es sich um Schemata, die ein Muster für die Bearbeitung gesellschaftlicher Themen vorgeben – und in der Regel auch die Rezeption auf Seiten des Publikums steuern. Aufgrund der differierenden Codierung von Literatur und Journalismus fallen die Anforderungen an die Schemata in den

jeweiligen Systemen jedoch sehr unterschiedlich aus: Während von journalistischen Beiträgen – egal ob Nachrichten, Reportagen, Kommentaren oder Interviews – in der Regel erwartet wird, dass sie Neuigkeitswert, Faktizität und Relevanz aufweisen, haben diese Merkmale im Literatursystem keinen prägenden Charakter. Literarische Texte unterliegen nicht der Notwendigkeit, zeitlich aktuell zu sein. Sie müssen auch nicht zwingend verständlich formuliert und schon gar nicht faktisch korrekt sein in dem Sinne, dass sie die soziale Wirklichkeit widerspiegeln. An Literatur wird nicht die Erwartung gestellt, dass das Beschriebene richtig ist. Stattdessen spielen bei der Beurteilung eher Kriterien wie Aufbau, Dramaturgie, Handlung und Sprache eine Rolle. Diese Maßstäbe ergeben sich aus der literaturspezifischen Leitdiffferenz ‚schön‘/‚hässlich‘, wohingegen das Aktualitätsprinzip des Journalismussystems in der Literatur allenfalls untergeordnete Bedeutung hat. Grundsätzlich gilt, dass die journalistischen Darstellungsprogramme deutlich stärker routinisiert sind als die literarischen, die den Autoren in der Regel mehr Gestaltungsfreiheit lassen. Ähnliches lässt sich auch für die weiteren Tätigkeitsbereiche beobachten: Während die Sammlung, Selektion und Prüfung von Themen im Journalismus meist klar konturierten Mustern folgen, sind Schriftsteller bei der Auswahl und Bearbeitung ihrer Stoffe weit weniger an vorgegebene Regeln gebunden. Daraus ergibt sich in der Konsequenz ein besonderes Kreativpotenzial bei der literarischen Textproduktion, das der weitgehend schematisierten und häufig arbeitsteilig organisierten journalistischen Kommunikation im Redaktionsalltag meist fehlt.

Aus dem Blickwinkel der funktional-strukturellen Systemtheorie lassen sich also eine ganze Reihe unterschiedlicher Merkmale ausmachen, mit deren Hilfe sich Literatur und Journalismus – trotz offenkundiger Ähnlichkeiten – voneinander abgrenzen lassen. Dies gilt primär für die ‚Normalfälle‘ literarischer und journalistischer Kommunikation, die sich im Zentrum der jeweiligen Systeme abspielen: Eine aktuelle Zeitungsnachricht von einem kanonisierten Buchroman zu unterscheiden, dürfte auch Laien nicht weiter schwerfallen. Schwieriger wird es, wenn der Blick auf die Systemperipherie gerichtet ist – vor allem auf die oben bereits angesprochenen Grenzbereiche zwischen Literatur und Journalismus. Ist ein fiktives Dramolett in einer Tageszeitung²⁷ noch Journalismus? Ist eine Langzeitreportage in Buchform²⁸ bereits Literatur? Und wie lassen sich solche und andere Beispiele literarjournalistischer Textproduktion (system)theoretisch fassen? Hierzu sind einige weiterführende Überlegungen notwendig.

²⁷ Wie etwa Benjamin von Stuckrad-Barres Beschreibung einer Redaktionskonferenz („Das bringen wir groß!“) in der „Welt“ vom 8. Februar 2011.

²⁸ Wie etwa Moritz von Uslars teilnehmende Beobachtung „Deutschboden“ (2010).

4.2 Strukturelle Kopplung von Literatur und Journalismus

Die angesprochenen Differenzierungsprobleme im Grenzbereich von Literatur und Journalismus sind von der systemtheoretischen Forschung bislang nur unbefriedigend thematisiert worden. Dies veranschaulichen beispielsweise die Diskussionsbeiträge von Niklas Luhmann, der als wichtigstes Kennzeichen von Journalismus und Massenmedien deren Informationsorientierung anführt (vgl. oben). Dazu stellt er fest:

„Informationen lassen sich nicht wiederholen; sie werden, sobald sie Ereignis werden, nur Nichtinformation. Eine Nachricht, die ein zweites Mal gebracht wird, behält zwar ihren Sinn, verliert aber ihren Informationswert.“ (Luhmann 1996: 41)

Kunst und Literatur hingegen würden Mehrfachrezeption anregen. Hier sieht Luhmann das wesentliche Unterscheidungsmerkmal: Während im Journalismus der Informationsgehalt der Berichterstattung im Vordergrund stehe, gehe es in der Kunst mehr um die Art der Mitteilung, weniger um Fakten, vielmehr um Formen. Dass dies der Praxis von Literatur und Journalismus jedoch allzu oft widerspricht, entgeht Luhmann. So rückt beispielsweise in der Herangehensweise des Realismus die Faktenbasierung als auffälligstes Kennzeichen ins Zentrum der Literatur, wohingegen der US-amerikanische New Journalism gerade die kunstvolle Gestaltung seiner Texte zum Programm macht (vgl. ähnlich Werber 2004: 162). Das Charakteristikum der Informationsorientierung ist somit nicht geeignet, um Literatur und Journalismus auseinanderzuhalten.

Gleiches gilt für die vielfach angeführte Unterscheidung von Fakten und Fiktionen. „Während Fakten der Rohstoff des Journalismus sind, ist die Erzeugung von Fiktionen die Grundlage der Literatur“, notiert – analog zu vielen anderen – Bernd Blöbaum (2003: 29). In vielen Fällen mag dies zutreffen, doch es gibt auch Gegenbeispiele: auf Seiten des Literatursystems etwa zahllose Tatsachenromane oder literarische Biografien, auch Gedichte zu Zeitereignissen (etwa die politische Lyrik des frühen 19. Jahrhunderts) oder quellenbasierte Theaterstücke (wie „Die letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus); auf Seiten des Journalismussystems zum Beispiel sorgsam durchkomponierte und stilisierte Reportagen, symbolisch überhöhte und ironisierende Kommentare oder gänzlich fiktive Interviews (etwa mit Verstorbenen²⁹ oder gar mit Gott³⁰), die jedoch erkennbar in journalistischer Absicht verfasst wurden.

²⁹ So Horst Pöttker, der für die „Zeitungszeugen“ (Ausgabe 51/2010) ein Gespräch mit Adolf Hitler führte.

³⁰ So Ulrich Greiner in der „Zeit“ vom 18. Oktober 2012 („Gott, was meinen Sie dazu?“).

„Fiktion allein macht keinen Text zur Literatur“, kontert daher auch Niels Werber (2004: 164) – und wirft die Frage auf, ob es überhaupt Sinn macht, diese oder ähnliche Textbeispiele jeweils dem einen oder dem anderen System zuzuordnen. Nachdem er vergeblich versucht hat, das Phänomen des New Journalism mit systemtheoretischem Instrumentarium und unterschiedlichen Leitcodierungen mal dem Journalismus und mal der Literatur anzuheften, kommt er zu dem Schluss, dass für die Analyse der ‚Grenzgänger‘ zwischen beiden Systemen eigentlich ein Theorieumbau vonnöten sei (vgl. ebd.: 164ff.). In seiner Konzeption werden deswegen sowohl literarische als auch neujournalistische Beiträge zu „Genres innerhalb des Programmsektors der Unterhaltung“ (ebd.: 186). Als solche gehörten sie gar nicht unterschiedlichen Kommunikationssystemen an, vielmehr verrichteten sie innerhalb des Systems Massenmedien die gleiche Funktion und lösten (bzw. reproduzierten) das gleiche gesellschaftliche Problem – nämlich die Unterhaltung freier Zeit. Eine solche Lesart ist jedoch kaum mit den für diese Studie erarbeiteten Definitionen von Literatur und Journalismus in Einklang zu bringen, zumal sie die umfangreiche Theoriediskussion in der Journalistik (vgl. oben) einfach stillschweigend ignoriert.

An dieser Stelle wird daher ein anderer Weg vorgeschlagen, um die Grenzbereiche zwischen Literatur und Journalismus in Augenschein nehmen zu können: Im Sinne der funktional-strukturellen Systemtheorie lassen sich Interrelationen der autopoietischen Funktionssysteme Literatur und Journalismus als ‚strukturelle Kopplung‘ beschreiben. Der Begriff der strukturellen Kopplung wird in Luhmanns Theoriesprache grundsätzlich dafür verwendet, ausgewählte System-zu-System-Beziehungen zu bezeichnen (vgl. z. B. Luhmann 1992: 38ff., 163ff.), denn auch wenn soziale Systeme operativ geschlossen sind, bedeutet das nicht, dass sie keinen Umweltkontakt haben können. Strukturelle Kopplung muss im Gegenteil geradezu als Voraussetzung operativer Schließung verstanden werden, weil die gezielte Bindung an bestimmte Umweltbereiche dazu führt, dass sich ein System dem großen Rest der Umwelt gegenüber weitgehend indifferent verhalten kann. Strukturell gekoppelte Systeme lösen jedoch nicht ihre Sinn Grenzen auf. „Die Umwelt kann auf das System nur dadurch einwirken, daß sie Irritationen (Störungen, Perturbationen) produziert, die intern verarbeitet werden [...]; auch die Irritationen sind jedoch interne Konstruktionen, die aus einer Konfrontation der Ereignisse mit den eigenen Strukturen des Systems resultieren“, erläutert Elena Esposito (1997b: 186f.). Insofern können strukturelle Kopplungen zweier Systeme auf lange Sicht durchaus die Strukturentwicklung in diesen Systemen beeinflussen, ohne jedoch die Autopoiesis ihres Codes zu gefährden. Mit Hilfe der Unterscheidung von Autopoiesis und struktureller Kopplung lässt sich das Verhältnis von Journalismus zu Nachbarsystemen wie etwa Public

Relations (vgl. Löffelholz 2004b), Politik (vgl. Marcinkowski/Bruns 2004) oder eben auch Literatur als gleichermaßen autonom *und* dependent beschreiben.

Betrachtet man die Interrelationen von Literatur und Journalismus, so lassen sich Koppungen auf allen drei Strukturebenen erkennen:

Auf der Ebene der Organisationen werden Verbindungen zumeist auf zweierlei Art und Weise hergestellt (vgl. ähnlich Blöbaum 1994: 303f.): Zum einen haben sich auf Seiten des Literatursystems Organisationseinheiten entwickelt, die darauf spezialisiert sind, literarische Erzeugnisse in journalistischen Medien zu platzieren (vgl. u. a. Lucius 2007: 179ff.). Dies kann beispielsweise über Vorabdrucke von Romanen, Kurzgeschichten oder anderen literarischen Textformen in der periodischen Presse geschehen, um damit in der jeweiligen Zielgruppe Aufmerksamkeit für anstehende Neuveröffentlichungen zu generieren. Mit dem gleichen Ziel stellen Buchverlage und Agenturen journalistischen Redaktionen weitere Pressematerialien zur Verfügung, organisieren Autoren-Interviews oder schalten Anzeigen. Nicht alle dieser Kommunikationen sind jedoch rein literarischer Natur, in vielen Fällen folgen sie eher der Codierung des Wirtschaftssystems, indem sie darauf ausgerichtet sind, den Verkauf bestimmter Literaturprodukte anzukurbeln und damit Geld einzunehmen.

Auf Seiten des Journalismussystems hat sich zum anderen eine Reihe von Organisationen herausgebildet, die ihre Kernkompetenz in der Beurteilung literarischer Kommunikation haben. Beispiele dafür sind die Kultur- und Literaturressorts in der Tages- und Wochenpresse, aber auch zahlreiche hochspezialisierte Publikationsformate, sowohl im Printsektor als auch im Rundfunk- und Onlinebereich, die nichts anderes betreiben als Literaturkritik (vgl. z. B. Anz/Baasner 2004; Neuhaus 2004). Das wichtigste Instrument ist dabei die Darstellungsform der Rezension, die Journalisten eine kritische Auseinandersetzung mit einzelnen literarischen Texten, aber auch übergeordneten Entwicklungen im Literatursystem ermöglicht. Gerade in Hörfunk und Fernsehen haben in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten zudem dialogorientierte Diskussions- und Talksendungen (wie z. B. das inzwischen eingestellte „Literarische Quartett“ des ZDF) für eine öffentlichkeitswirksame Thematisierung von Literatur gesorgt (vgl. Mühlfeld 2006: 175ff.). Bei der Koordination derartiger Formate ist das Journalismussystem in hohem Maße auf die Unterstützung von literarischen Organisationen angewiesen, die unter anderem Rezensionsexemplare zur Verfügung stellen oder Gesprächspartner vermitteln. Auch das Literatursystem profitiert jedoch von der Thematisierung im Journalismus: Journalistische Organisationen übernehmen für die Literatur eine Rückmeldeleistung. Kultur- und Literaturredaktionen helfen der Literatur, sich selbst zu beobachten, und unterstützen damit die Selbstreflexion des Systems. In diesem Sinne hängen literarische und journalistische

Organisationen voneinander ab, ohne dabei jedoch ihre Zugehörigkeit zu einem operativ geschlossenen Funktionssystem in Frage zu stellen.

Strukturelle Kopplungen von Literatur und Journalismus sind auch auf Rollenebene auszumachen: Da die Rollen in beiden Systemen nicht fixiert sind, sind Rollenwechsel keine Seltenheit. Derartige Rollenwechsel gehören innerhalb der Systeme sogar zum Regelfall – bei literarischen Autoren etwa dann, wenn sie vom Lyriker zum Dramatiker oder Romancier werden (häufig werden diese Rollen sogar parallel ausgeübt), bei Journalisten auch in vertikaler Hinsicht, wenn zum Beispiel ein Redakteur zum Redaktionsleiter aufsteigt. Darüber hinaus gibt es jedoch nicht wenige Beispiele für Schriftsteller, die (temporär oder langfristig) in eine Journalistenrolle schlüpfen – oder umgekehrt (vgl. Blöbaum 2003: 39ff.). Dies zeigen nicht nur bereits erwähnte Autoren wie Heinrich Heine, Theodor Fontane, Joseph Roth und Erich Kästner, die vor allem als große Literaten in Erinnerung geblieben sind, Zeit ihres Lebens jedoch für verschiedenste journalistische Medien tätig waren. Andersherum veröffentlichen auch manche hauptberufliche Journalisten belletristische Literatur – wie die jüngeren Beispiele von Hilde Spiel (u. a. „Lisas Zimmer“, „Die Früchte des Wohlstands“), Fritz J. Raddatz (z. B. „Kuhauge“, „Ich habe dich anders gedacht“), Matthias Matussek (etwa „Fifth Avenue“, „Rupert oder die Kunst des Verlierens“) oder Ulrich Wickert („Der Richter aus Paris“, „Die Wüstenkönigin“ usw.) belegen. Solche Rollenwechsel ziehen meist auch einen Systemwechsel nach sich:

„Wer als Schriftsteller für ein Rundfunkprogramm oder eine Tageszeitung arbeitet, muss sich oft den journalistischen Gegebenheiten anpassen (Darstellungsform, Redaktionsschluss usw.). Ein Beitrag im Kontext des journalistischen Systems steht mit anderen journalistischen Texten im Wettbewerb um Aufmerksamkeit. Ein Journalist, der als Autor einen Roman veröffentlicht, unterliegt den Bedingungen des Literatursystems: Kritiker bewerten sein Werk und ordnen es vor dem Hintergrund ihrer Interpretationsfolien ein; es besteht die Notwendigkeit, sich den Vermarktungsmechanismen des Literaturbetriebes auszusetzen (Lesereisen, öffentliche Vorträge usw.).“ (ebd.: 39)

Die Gründe für derartige Rollenwechsel sind sowohl finanzieller als auch expressiver und ideeller Natur (vgl. Wilke 2008b: 171ff.). Ebenso wie Journalisten, die neben ihrer täglichen Redaktionsarbeit Bücher veröffentlichen, diese als willkommene zusätzliche Einnahmequelle verstehen dürften, schätzen auch literarische Autoren an gelegentlichen journalistischen Veröffentlichungen den Vorzug einer sicheren und regelmäßigen Honorierung. Ein temporärer Übertritt in die Literatur bzw. in den Journalismus bringt jedoch weitere Privilegien mit sich: Journalisten, die sich im Hauptberuf einem ständigen Aktualitätsdruck ausgesetzt sehen und deswegen an die üblichen Routinen journalistischer Themensetzung und Darstellung gebun-

den sind, genießen im Literaturbetrieb in dieser Hinsicht deutlich größere Freiheiten. Die in der Literatur gegebene Möglichkeit zur kreativen Entfaltung bietet sich ihnen im Redaktionsalltag in dieser Form meist nicht. Demgegenüber können literarische Autoren, die für journalistische Medien arbeiten, gezielt bestimmte Publikumssegmente ansprechen und auch zu tagesaktuellen Fragen Stellung nehmen, die im Literatursystem sonst nur zeitverzögert thematisiert würden.

Weitere Wechselwirkungen zwischen Literatur und Journalismus sind schließlich auf der Ebene der Programme zu beobachten – und zwar wiederum in beide Richtungen. Dass Autoren literarischer Werke bei der Wahl ihrer Themen, die sie zuvor systematisch recherchiert haben, mitunter ähnliche Bewertungsmaßstäbe und Arbeitstechniken anwenden wie Journalisten, ist dabei eher die Regel als die Ausnahme. Auch die Bearbeitung dieser Themen mit Hilfe journalistischer Darstellungsschemata wie der Reportage oder dem Essay ist keineswegs ungewöhnlich. Darüber hinaus gibt es jedoch noch weitere Beispiele, wie journalistische Darstellungstechniken das literarische Erzählen prägen können. Im Rahmen der literaturwissenschaftlichen Forschung zur Intermedialität (vgl. Griem 1998) wurde beispielsweise darauf hingewiesen, wie zahlreiche zeitgenössische Schriftsteller Vermittlungskonventionen von Fernsehnachrichten oder -dokumentationen in ihre Romane übertragen. „Journalistische Darstellungsformen wie Nachrichten oder Meldungen erweitern die fiktionalen Weltentwürfe des Romans durch Fakten aus Wirklichkeitsbereichen, die sich außerhalb des Handlungsortes der Erzählung befinden“, erläutert Joan Kristin Bleicher (2004a: 30). Diese Form der Integration „mediale[r] Realitätsartikel“ (ebd.: 31) lasse die erzählte Fiktion authentischer erscheinen.

Demgegenüber finden sich aber auch in journalistischen Texten immer wieder Beispiele für literarische Herangehensweisen. So hat etwa Gunter Reus (2002) gezeigt, dass einzelne literarische Stilmittel wie die Arbeit mit Metaphern, Assoziationen und Vergleichen, Ironie und Satire, dramaturgische Gestaltung, szenisches Ausschmücken und gelegentlich auch die Einführung künstlicher Figuren und Situationen im professionellen Journalismus Platz und Tradition haben. Mitunter finden sogar literarische Gattungen wie das Minidrama³¹ oder das Erzählen in Tagebuchform³² Einzug in das journalistische Arbeiten. Gerade im Literarischen Journalismus weichen zudem die Strategien der Themenwahl häufig vom strengen Aktualitätsgebot des Tagesjournalismus ab.³³ Die Forschung zu derartigen Grenzüberschreitungen steht jedoch erst am Anfang.

³¹ So bei Marcus Jauer („Familie Wulff bezieht das Schloss Bellevue“) in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ vom 4. Juli 2010.

³² So Marcus Jauer („Danach noch eine Weile ins Büro“) in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 19. Juli 2007.

³³ Ein Beispiel dafür liefert Erwin Koch mit seinen „wahren“ Liebesgeschichten, gesammelt im Buch „Was das Leben mit der Liebe macht“ (2011).

Es ist ganz besonders die Vermischung journalistischer und literarischer Programme, die es häufig schwierig macht, einzelne Texte im Grenzbereich zwischen Literatur und Journalismus zweifelsfrei dem einen oder dem anderen System zuzuordnen. Wie die vorhergegangenen Überlegungen gezeigt haben, sind es nicht allein Inhalt und Form einer Geschichte, die darauf schließen lassen, ob die Rezipienten es mit Literatur oder Journalismus zu tun haben. Nicht zuletzt deswegen wurde für die vorliegende Studie eine systemtheoretische Perspektive eingenommen, die jenseits der einzelnen Texte auch weitere Systemeigenschaften zur Unterscheidung heranzieht. Differenzieren lassen sich in Zweifelsfällen nämlich ‚Anschlüsse‘ an Texte, etwa Rezensionen oder Interviews zu einzelnen Veröffentlichungen, die seinen Systemstatus diskutieren und damit für das Publikum nachvollziehbar machen. Auch Paratexte wie die Aufschrift ‚Roman‘ oder der Klappentext einer Buchveröffentlichung, die Titelunterzeile eines Zeitungsbeitrags oder sonstige Informationen wie bestimmte Publikationskontexte schaffen Klarheit darüber, ob ein Text als journalistische oder literarische Kommunikation zu werten ist. „Die ‚connectability‘ eines Textes informiert einen Beobachter zweiter Ordnung über seinen Status, nicht der Text selbst“, gibt daher auch Niels Werber (2004: 162) zu bedenken. In Abhängigkeit von den jeweils eingebundenen Organisationen und Rollen journalistischer und literarischer Kommunikation kann diese ‚connectability‘ höchst unterschiedlich ausfallen.

Mit der Einführung des Konzepts der strukturellen Kopplung und mit der Unterscheidung zwischen Organisationen, Rollen und Programmen literarischer und journalistischer Kommunikation liegen demnach eine Reihe nützlicher Parameter vor, deren Zuordnung in der Regel dabei helfen kann, Literatur und Journalismus voneinander abzugrenzen, wenn allein über die Funktion und den Code der beiden Systeme keine eindeutige Differenzierung möglich ist. Nicht alle strukturellen Kopplungen von Literatur- und Journalismussystem sind jedoch gleichbedeutend mit dem Begriff des Literarischen Journalismus. Um zu einer abschließenden Definition von Literarischem Journalismus zu gelangen, ist ein Abgleich mit bereits vorliegenden Bestimmungsversuchen notwendig.

4.3 Literarischer Journalismus – eine Spurensuche

Der Begriff des Literarischen Journalismus ist in der deutschsprachigen Forschung – anders als im anglo-amerikanischen Raum – weder breit verankert noch ausreichend fundiert. Die wenigen Studien, die den Begriff prominent nutzen, tragen eher zur Verwirrung als zur defini-

torischen Klärung bei. So beschreibt beispielsweise Ernst Friedrich Sondermann (1983) in seiner Fallstudie zu den literarischen Zeitschriften im 18. Jahrhundert Karl August Böttiger als ‚literarischen Journalisten‘, versteht Literarischen Journalismus dabei jedoch in erster Linie als Journalismus *über* Literatur. Eine derartige Verengung des Begriffs findet sich zwar auch in einigen internationalen Arbeiten zum Thema (vgl. etwa Treglown/Bennett 1998), sie steht jedoch im offenen Widerspruch zum Mainstream der Forschung zum ‚literary journalism‘, der mit dem Terminus nur in Ausnahmefällen „good writing about writing“ (ebd.: ix) bezeichnen will, sondern eher ‚Journalismus mit literarischen Mitteln‘ (vgl. unten). Sondermanns Studie hilft daher bei der hier begonnenen Spurensuche nach einem einheitlichen Verständnis von Literarischem Journalismus nicht weiter.

Zur Begriffsverwirrung im deutschen Sprachraum tragen auch die einschlägigen Lehrbücher zur Journalismusforschung (z. B. Weischenberg 2004, 2002; Meier 2007) bei. Sie thematisieren das Phänomen Literarischer Journalismus vor allem dann, wenn sie verschiedene ‚Berichterstattungsmuster‘ gegenüberstellen, die als übergeordnete „Gesamtstrategien des Wirklichkeitsbezugs und der Thematisierung“ (Weischenberg 2002: 111) das Zustandekommen der Medienrealität prägen. Zu derartigen Strategien liegen in der Journalismusforschung inzwischen eine Reihe unterschiedlicher Typologien vor (vgl. Weischenberg 1983; Saxer 1992; Wyss 2001). Als dominantes Berichterstattungsmuster in pluralistischen Demokratien – so auch in Deutschland – wird dabei meist der ‚(Objektive) Informationsjournalismus‘ angeführt, welcher journalistische Arbeit als überwiegend neutral, unparteilich und passiv vermittelnd charakterisiert. Diesem – vielfach kritisierten – Ideal werden verschiedene „Alternative Berichterstattungsmuster“ (Schmidt/Weischenberg 1994: 229) gegenübergestellt, die sich vom Objektivitätsglauben des Informationsjournalismus distanzieren und – beeinflusst durch ganz unterschiedliche journalistische Rollenbilder, Intentionen, Recherche- und Präsentationsstrategien – einen Gegenentwurf dazu bieten: unter anderem Meinungsjournalismus, Präzisionsjournalismus, Interpretativer Journalismus, Investigativer Journalismus, Anwaltschaftlicher Journalismus, Public Journalism, Ratgeberjournalismus – und eben auch ‚Neuer‘ oder Literarischer Journalismus. Der ‚Neue‘ Journalismus wird dabei meist aus der Tradition des US-amerikanischen New Journalism heraus definiert und an Autoren wie Tom Wolfe, Truman Capote, Gay Talese oder Norman Mailer festgemacht: Im Gegensatz zum Objektiven Journalismus gehe er sehr persönlich und subjektiv vor, verfolge vor allem eine Unterhaltungsfunktion und nutze dafür literarische Stilmittel (vgl. übereinstimmend Weischenberg 2002: 115f.; Meier 2007: 186). Eine solche Verknüpfung der Begriffe ‚Neuer‘ und ‚Literarischer‘ Journalismus bringt jedoch Probleme mit sich: Zwar ist es grundsätzlich einleuchtend,

Literarischen Journalismus als Gegenentwurf zum reinen Informationsjournalismus zu konzipieren. Die Begriffsbestimmung von Weischenberg und Meier verstellt jedoch den Blick für die Traditionen des Berichterstattungsmusters, die keineswegs auf die USA beschränkt sind – und ebenso wenig auf die Epoche der 1960er/-70er Jahre, in denen Tom Wolfe und andere das Label ‚New Journalism‘ prägten.

Aus diesem Grunde ist es bedauerlich, dass die implizite Gleichsetzung von Literarischem und Neuem Journalismus in der deutschsprachigen Journalismusforschung bislang kaum kritisch reflektiert wurde. Im Gegenteil: Wie ein Blick auf die vorliegende Forschung deutlich macht, ist der Fokus auf den US-amerikanischen New Journalism zu einer Art Leitmotiv der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Grenzbereich zwischen Literatur und Journalismus geworden. An Überblicksdarstellungen und Einzelanalysen zum Konzept des New Journalism jenseits des Atlantiks, vor allem zu ihren führenden Vertretern, herrscht in der deutschsprachigen Forschungsliteratur kein Mangel (vgl. z. B. Bleicher 2008; Bus 2000; Cudlik 2005; Haas 2004; Haas/Wallisch 1991; Kleinsteuber 2004; Porombka/Schmundt 2004; Wallisch 2000, 2004). Demgegenüber ist die Bandbreite der Arbeiten, die explizit nach einer deutschsprachigen Tradition des ‚Neuen Journalismus‘ fragen, vergleichsweise gering.

Dass es eine solche Tradition durchaus gibt, legen zumindest einige Beiträge des Sammelbandes „Grenzgänger. Formen des New Journalism“ (Bleicher/Pörksen 2004) nahe: Dieter Roß (2004) gibt dort einen gerafften Überblick über die „Geschichte der Beziehungen zwischen Journalismus und Literatur in Deutschland“ bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Joan Kristin Bleicher (2004b) analysiert die Darstellungskonzepte verschiedener aktueller Vertreter des New Journalism. Bernhard Pörksen (2004a, ähnlich auch 2010) präsentiert eine Fallstudie zum Zeitgeistmagazin „Tempo“, an deren Beispiel er einige Kennzeichen des deutschsprachigen New Journalism herausarbeitet. Gunter Reus (2004) diskutiert die Methode Tom Kummers. Ralf Hohlfeld (2004) untersucht, inwiefern sich die Ideen des New Journalism im Qualitätsjournalismus der Gegenwart widerspiegeln. Margreth Lünenborg (2004a) und Christoph Neuberger (2004b) schließlich suchen nach Spurenelementen des New Journalism in aktuellen Fernseh-Dokumentationen und im Internet. Mit diesen Beiträgen liefert der Sammelband einige wichtige Bausteine zu Geschichte und Status quo des ‚Neuen Journalismus‘ im deutschen Sprachraum. In welchem Verhältnis der Begriff des ‚Neuen Journalismus‘ jedoch zum Literarischen Journalismus steht, lassen die Herausgeber – ebenso wie die Beiträger – offen.

Dass sich das Konzept des US-amerikanischen New Journalism nur unter Schwierigkeiten auf den Journalismus im deutschen Sprachraum übertragen lässt, klingt allerdings bereits bei Ralf Hohlfeld (2004: 341ff.) an. Er unterscheidet bei seinem „Streifzug“ (ebd.: 341) durch die

jüngere deutsche Journalismusgeschichte wenigstens sechs verschiedene „literarisch ambitionierte Journalismuskultur(en)“ (ebd.), die sich als divergierende Ausprägungen eines Literarischen Journalismus interpretieren lassen:

- Unter dem Dachbegriff „*Asphaltliteratur*“ fasst Erhard Schütz (1992: 70; H. tse) Autoren wie Matthias Horx, Cordt Schnibben und Matthias Matussek zusammen, die in den 1980er Jahren damit begannen, in Zeitgeist- und Szenemagazinen wie „Pflasterstrand“, „TIP“, „Prinz“, „Zitty“, „Tempo“ und „Wiener“, später dann in Hochglanzjournalen wie „Geo“, „Merian“ und der wöchentlich erscheinenden Qualitätspresse kunstvoll gestaltete Reportagen zu veröffentlichen, die sich durch persönliche Involviertheit, einen imaginativen Zugriff, die Adaption von Techniken visueller Medien und die Neigung zu Populärthematiken wie Comic, Film und Musik auszeichneten. Damit stehen sie erkennbar in der Tradition von US-Journalisten wie Tom Wolfe.
- Als elaborierte Magazinvariante des Asphaltjournalismus kann der *Autorenjournalismus* gelten, der sich vor allem über die lange Form charakterisieren lässt. Beispiele dafür liefern sowohl die literarisch-politischen Essays in Hans Magnus Enzensbergers Zeitschrift „Transatlantik“ (vgl. Winkler 1998) als auch die gehobenen Reportagen in Magazinen wie „Spiegel Reporter“, die neben Cordt Schnibben und Matthias Matussek auch Alexander Osang beisteuerte (vgl. z. B. Hauptmeier 1997).
- Ein schrilles Kontrastprogramm dazu liefert der *Gonzojournalismus* von Autoren wie Helge Timmerberg, der sich bisweilen durch schrägen Aktionismus und das Element des Selbstversuchs auszeichnet (vgl. z. B. Anderer 2010; Krause 2008). Erklärtes Vorbild dieser Autoren ist der US-Amerikaner Hunter S. Thompson.
- Als *Popjournalismus* lassen sich die journalistischen Veröffentlichungen von Florian Illies, Benjamin von Stuckrad-Barre, Benjamin Lebert, aber auch Ulf Poschardt, Christian Seidel und Timm Klotzek bezeichnen. Auffälligstes Merkmal ist ihr gemeinsames Interesse an Lebensstil-Analysen, die sich vor allem der Beschreibung von Oberflächen-Details widmen (vgl. u. a. Ernst 2001; Frank 2004).
- Das *Neue* bzw. *Junge Feuilleton* will eine Alternative zum traditionellen Rezensionenfeuilleton bieten. Autoren wie Claudius Seidl, Willi Winkler und Andrian Kreye beschäftigen sich in ihren Essays vor allem mit populärkulturellen Themen aus den Bereichen Film, Mode, Lifestyle und Celebrities. Ihre Texte erscheinen in den klassischen Feuilletons der „Süddeutschen Zeitung“ und der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“, aber auch im beigelegten „SZ-Magazin“ oder im „Zeit“-Magazin.

- Zentralorgan des modernen *Zeitgeistjournalismus* war die – inzwischen eingestellte – Hamburger Zeitschrift „Tempo“. Hier probten Autoren wie Maxim Biller, Peter Glaser, Christian Kracht, Marc Fischer, Uwe Kopf und Helge Timmerberg den inhaltlichen Spagat zwischen Konsum und Rebellion. Wesentliches Merkmal ihrer Texte war es, relevante Themen subjektiv zu betrachten und das eigene Empfinden zum Thema zu machen (vgl. Pörksen 2004a, 2010). Eine ähnliche Herangehensweise kultivierten auch Diedrich Diederichsen und Joachim Hentschel in Musik-Zeitschriften wie „Spex“, „Groove“ oder „Rolling Stone“.

Hohlfelds Typologie kann natürlich nicht den Anspruch erheben, das Berichterstattungsmuster des Literarischen Journalismus vollständig und distinkt abzubilden: Manche der erwähnten Strömungen überschneiden sich – auch personell –, andere werden gänzlich ausgeblendet. Die Aufstellung zeigt jedoch recht anschaulich, dass Literarischer Journalismus in Deutschland in jedem Falle mehr ist als ‚Neuer Journalismus‘, denn während einige Entwicklungsstränge erkennbar an US-amerikanische Vorbilder anknüpfen (z. B. Asphaltliteratur oder Gonzojournalismus), gehen andere klar darüber hinaus (etwa Popjournalismus oder Neues Feuilleton). Welche Traditionslinien des deutschsprachigen Journalismus sie aufgreifen und weiterweben und welche weiteren Beispiele für Literarischen Journalismus es in Deutschland gibt – das bleibt in Hohlfelds Darstellung offen.

Eine der wenigen deutschsprachigen Studien, die eine planvolle Exploration des Begriffes Literarischer Journalismus anstrebt und diesen auch empirisch fundieren will, ist die Dissertation von Erich Vogl (2004). Per quantitativer und qualitativer Inhaltsanalyse wertet er deutschsprachige Qualitätszeitungen der Gegenwart und im Wiener Fin de Siècle aus und untersucht zudem verschiedene Texte, die im Jahr 2002 mit dem Egon-Erwin-Kisch-Preis ausgezeichnet wurden. Auf diese Weise sollen die spezifischen Merkmale des Literarischen Journalismus herausgefiltert werden. Im Ergebnis muss die Erhebung allerdings enttäuschen. Am Ende resümiert der Autor, „dass eine exakte, allgemein gültige Fassung des Begriffs ‚literarischer Journalismus‘ nicht möglich ist, und – schon allein ob der Offenheit der Diskussionsansätze und der Komplexität der Zugangsweisen – auch nicht sinnvoll erscheint“ (ebd.: 297). Immerhin wird eine Reihe stilistischer Kennzeichen identifiziert, die auf Literarischen Journalismus schließen lassen sollen: allen voran die Metapher, darüber hinaus Figuren der Inversion, Ellipse und Ironie (vgl. ebd.: 298). Da diese Merkmale, wie Vogl selber zugesteht, jedoch häufig auch in der übrigen journalistischen Berichterstattung und überdies auch in der Literatur zum Tragen kommen, eignen sie sich kaum als Definitionskriterien eines Literari-

schen Journalismus. Funktionale und strukturelle Kennzeichen des Literarischen Journalismus klammert Vogl von vornherein aus seinen Betrachtungen aus.

Eine grundlegend andere Herangehensweise an den Begriff Literarischer Journalismus wählt Jürgen Enkemann (1983) in seiner Osnabrücker Habilitationsschrift. Er will mit einer Analyse der bürgerlichen Öffentlichkeit im 17. und 18. Jahrhundert „erhellen, wieweit sich insgesamt soziokulturelle Funktionen der Literatur unter den Einwirkungen des aufstrebenden Zeitungswesens verändern“ (ebd.: 3). Literarischer Journalismus stellt für ihn eine „Funktionserweiterung“ (ebd.: 246) des damals noch jungen Nachrichtenjournalismus dar, die den Rezeptionsbedürfnissen der städtischen Kommunikationskultur entgegenkam und die „Aspekte temporärer Aktualität einerseits und langfristiger Relevanz andererseits“ (ebd.: 250) zu einer ungewöhnlichen Synthese brachte. Enkemanns Arbeit wirft ein aufschlussreiches Schlaglicht auf die gesellschaftliche Bedeutung des Literarischen Journalismus. Da er sich in seiner Untersuchung jedoch vor allem auf das England zwischen Renaissance und Aufklärung konzentriert, bleiben die Traditionslinien des deutschsprachigen Journalismus weitgehend im Dunkeln.

Die Traditionen des Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum beleuchten zahlreiche Einzelstudien zu bedeutenden Vertretern dieses Berichterstattungsmusters – in den allermeisten Fällen jedoch, ohne dabei den Begriff näher zu erläutern. So liegen unter anderem Arbeiten zu Karl Gutzkow (vgl. Jendretzki 1988), Heinrich Heine (vgl. Pöttker 2000c, 2008; Reus 2003), Theodor Fontane (vgl. Jolles 1975; Krings 2008; Neuhaus 1992, 1998), Karl Kraus (vgl. Ganahl 2008), Joseph Roth (vgl. Eicher 2010; Westermann 1987), Egon Erwin Kisch (vgl. u. a. Unger 2003), Max Winter (vgl. Haas 2000; Houska 2003), Erich Kästner (vgl. Barnouw 1999; Neuhaus 2003c; Sarkowicz 1999; Wagener 2003), Kurt Tucholsky (vgl. Greis/King 2006), Günter Wallraff (vgl. z. B. Braun 2007; Dithmar 1973; Linder 1986), Marie-Luise Scherer (vgl. Graf 2009; Herrmann 2006), Christian Kracht (vgl. Birgfeld/Conter 2009), Tom Kummer (vgl. Pörksen 2007; Reus 2004) und manchen anderen Grenzgängern zwischen Literatur und Journalismus vor (vgl. unten), die im Hinblick auf Zuschnitt und Schwerpunktsetzung allerdings stark divergieren.

Hannes Haas (1987, 1999) hat auf verschiedene Verbindungslinien zwischen einzelnen dieser Akteure hingewiesen, die er in seinem Konzept des ‚Empirischen Journalismus‘ zusammenführt und dabei die Ähnlichkeiten literarischer, journalistischer und sozialwissenschaftlicher Gesellschaftsbeschreibung betont. Auch Wolfgang R. Langenbuchers Wort vom ‚Autonomen Journalismus‘ (vgl. Langenbucher 1993), das die ‚Journalistische Persönlichkeit‘ einzelner Autoren hervorhebt (vgl. Duchkowitsch et al. 2009), lässt sich als Versuch interpre-

tieren, unterschiedliche Traditionen des Literarischen Journalismus in eine nachvollziehbare Ordnung zu bringen. Weder Autonomer noch Empirischer Journalismus sind jedoch deckungsgleich mit Literarischem Journalismus – und helfen deswegen bei der hier angestrebten Begriffsklärung nicht weiter.

Gleiches gilt für eine Vielzahl von deutschsprachigen Studien zu ausgewählten Spezialthemen des Literarischen Journalismus. Nicht wenige Forschungsarbeiten beschäftigen sich beispielsweise mit journalistischen Genres, denen eine besondere Nähe zur Literatur unterstellt wird – etwa mit der ‚Literarischen Reportage‘ (vgl. u. a. Geisler 1982; Kostenzer 2009; Schütz 1977), dem ‚Essay als integrative Form‘ (Heinritz 2003: 91) oder der Literaturkritik als ‚Grenzgattung‘ (Neuhaus 2003b: 62). Auch das Verhältnis von Fakten und Fiktionen im (Literarischen) Journalismus lässt sich als durchaus beliebtes Forschungsthema ausmachen (vgl. u. a. Klaus 2004; Klaus/Lünenborg 2002; Lünenborg 2004b; Meckel 2002; Reus 2002). Als anregend hat sich zudem die dezidiert narratologische Herangehensweise an Phänomene des Literarischen Journalismus erwiesen (vgl. zuletzt Berning 2011). All diese Arbeiten lassen jedoch eine ausreichende Theoretisierung des Begriffs Literarischer Journalismus vermissen.

Als Zwischenfazit lässt sich demnach festhalten, dass im deutschsprachigen Raum zwar eine überaus rege Auseinandersetzung mit einzelnen Epochen, verschiedenen Protagonisten, ausgewählten Texten und einigen spezifischen Fragestellungen zum Literarischen Journalismus stattgefunden hat. Eine theoretisch fundierte Definition liegt aber ebenso wenig vor wie eine Überblicksdarstellung, aus der sich Verbindungen und Wechselbeziehungen zwischen unterschiedlichen Traditionslinien des Literarischen Journalismus in Deutschland ablesen lassen.

Besonders bei der Spurensuche nach einer präzisen und theoretisch begründeten Definition lohnt sich ein Blick über den Tellerrand nationaler Literatur- und Journalismusforschung. Vor allem im anglo-amerikanischen Raum hat sich seit den 1970er Jahren nämlich eine äußerst umfangreiche und vielschichtige Analysetätigkeit zum Literarischen Journalismus entfaltet, die deutlich über den deutschsprachigen Erkenntnisstand hinausgeht und mittlerweile kaum noch zu überblicken ist. Angesichts der Vielzahl unterschiedlicher Forschungsstränge wählte sich Kathy Roberts Forde 2010 bei dem Versuch einer Bestandsaufnahme in einer sprichwörtlichen ‚cathedral of knowledge‘, in der nicht nur zahlreiche theoretische und methodologische Annäherungen an den Untersuchungsgegenstand nebeneinanderstehen, sondern auch unterschiedlichste Einzelthemen. Einblicke in den aktuellen Forschungsstand vermitteln mehrere Überblicksdarstellungen und Lehrbücher (vgl. vor allem Bak/Reynolds 2011; Chan-

ce/McKeen 2001; Connery 1992; Hartsock 2000; Keeble/Tulloch 2012; Keeble/Wheeler 2007; Kerrane 1998; Sims 1984b, 1990, 2007; Sims/Kramer 1995) ebenso wie eine – teilweise annotierte – Bibliografie (vgl. Selected bibliography of scholarship and criticism examining literary journalism), die Roberta und Miles Maguire seit 2011 fortlaufend ergänzen und die an dieser Stelle aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht systematisch aufgearbeitet werden kann. Kristallisationspunkt dieser und weiterer Forschungsaktivitäten ist die 2006 gegründete International Association for Literary Journalism Studies (IALJS)³⁴, die jährliche Fachkonferenzen organisiert, einen regelmäßig erscheinenden Info-Newsletter verschickt und ein halbjährliches Journal herausgibt, um damit zur Internationalisierung der Forschung zum Literarischen Journalismus beizutragen. Bis heute ist die IALJS aber deutlich von nordamerikanischen Mitgliedern dominiert, die das Forschungsfeld ‚literary journalism studies‘ in ihrem direkten Wirkungsumfeld seit Jahrzehnten prägen. Von gegenwärtig³⁵ 139 Mitgliedern stammen fast 60% aus den USA oder Kanada, an deutschen Hochschulen tätige Mitglieder der Fachgesellschaft gibt es bislang nur zwei.³⁶

In ihrem Mission Statement legt die IALJS eine erste Arbeitsdefinition zum Literarischen Journalismus vor, die gleichzeitig als kleinster gemeinsamer Nenner einer Vielzahl weiterer Bestimmungsversuche gelten kann: Literarischer Journalismus sei demnach „not journalism about literature but journalism that *is* literature“ (vgl. IALJS 2006; H.i.O.). Die IALJS verweist zudem auf eine Reihe ähnlicher Bezeichnungen (etwa ‚literary reportage‘, ‚narrative journalism‘, ‚creative nonfiction‘, ‚New Journalism‘, ‚Jornalismo Literário‘, ‚periodismo literario‘, ‚Bao Gao Wen Xue‘, ‚literary nonfiction‘ oder ‚narrative nonfiction‘), mit denen das Berichterstattungsmuster mitunter in internationalen Analysekontexten benannt wird. Damit ist immerhin eine Abgrenzung von alternativen Definitionsversuchen möglich, die Literarischen Journalismus in erster Linie als journalistisches Schreiben über Literatur begreifen (vgl. oben). Um zu verstehen, was Literarischen Journalismus genau auszeichnet, ist jedoch eine sorgfältigere Durchsicht der internationalen Forschungsarbeiten notwendig.

Eine frühe Nutzung des Begriffs ‚literary journalism‘ im Sinne der IALJS-Definition findet sich bei Edwin H. Ford, der 1937 eine „Bibliography of Literary Journalism in America“ veröffentlichte. „Literary Journalism as conceived for the purpose of this bibliography might be defined as writing which falls within the twilight zone that divides literature from journalism“, erklärt Ford und präzisiert: „[It] has the interpretative caste of literature as well as the

³⁴ Nähere Informationen zu den Aktivitäten der International Association for Literary Journalism Studies finden sich im Internet unter <http://www.ialjs.org>.

³⁵ Laut IALJS-Schriftführer David Abrahamson in einer E-Mail vom 28. November 2012.

³⁶ Der Verfasser dieser Arbeit ist seit 2008 Mitglied der IALJS und wirkt seit 2011 in ihrem Vorstand mit.

contemporary interest of journalism.” (ebd.) In der Sichtweise Fords schafft der Literarische Journalist eine Art künstlerische Tagesliteratur, die hinter aktuelle politische und soziale Entwicklungen blickt. „Through the medium of the sketch or essay, of the literary or humorous column, of verse, or of critical comment, he refashions and evaluates the world about him.” (ebd.) Obwohl es in den USA sowohl vor als auch nach der Jahrhundertwende eine Vielzahl von Journalisten gab, auf die diese Beschreibung zutrif (Ford führt in seiner Bibliografie u. a. Mark Twain, Theodore Dreiser, Richard Harding Davis, Frank Norris, H. L. Mencken, Henry David Thoreau und viele andere mehr an), konnte sich der Begriff Literarischer Journalismus seinerzeit weder im journalistisch-praktischen noch im akademischen Umfeld durchsetzen (vgl. Sims 2007: 9).

Gleiches gilt für den etwa zeitgleich vorgeschlagenen Terminus ‚literary reportage‘, den Joseph North 1935 als Redakteur der Marxistischen Zeitschrift „New Masses“ einführte und als „three-dimensional reporting“ klassifizierte: „The writer not only condenses reality, he helps the reader feel the fact. The finest writers of reportage are artists in the fullest sense of the term. They do their editorializing through their imagery.” (zit. n. Boylan 1984: 165) Die Bezeichnung ‚Literarische Reportage‘ ist in der US-Forschung in späteren Jahren häufig mit Literarischem Journalismus gleichgesetzt worden (vgl. Monteath 1990: 81; Wagner 1992: 376). John Hartsock (2009b) hat jedoch gezeigt, dass das Genre der Reportage in Nordamerika meist mit einer europäischen Tradition des Journalismus (und Vorbildern wie Egon Erwin Kisch) in Verbindung gebracht wird und dort bis heute hinter dem gebräuchlicheren Begriff des Literarischen Journalismus zurücksteht.

Wesentliche neue Impulse bekam die Begriffsdebatte zum Literarischen Journalismus in den USA erst in den 1960er und -70er Jahren, als Autoren wie Norman Mailer, Truman Capote, Tom Wolfe, Gay Talese, Hunter S. Thompson, Michael Herr und Joan Didion mit ihrem literarisch ambitionierten Zeitgeistjournalismus das Interesse der Öffentlichkeit auf sich zogen (vgl. u. a. Dennis/Rivers 1974; Flippen 1974; Hellmann 1981; Hollowell 1977; Johnson 1971; Murphy 1974; Weber 1974, 1980). Dass diese Reporter-Generation in der amerikanischen Journalismus-Geschichte einen bleibenden Eindruck hinterließ, ist nicht zuletzt dem Vermarktungsgeschick Tom Wolfes zu verdanken, der ausgewählte Texte in einer viel rezipierten Anthologie kanonisierte (vgl. Wolfe/Johnson 1973) und ihnen – trotz zum Teil sehr unterschiedlicher Herangehensweisen – unter dem Label ‚New Journalism‘ eine gemeinsame Programmatik verpasste (vgl. Wolfe 1973). Dieser ‚Neue Journalismus‘ war, in den Worten Wolfes, ein „journalism that would ... read like a novel“ (ebd.: 9). Seine besondere Wirkung beziehe er aus einer Reihe typischer Gestaltungstechniken wie der Konstruktion eines Textes

durch die Abfolge einzelner Szenen, der vollständigen Wiedergabe von Dialogen, der Erzählperspektive in der dritten Person und dem Aufzeichnen aller Einzelheiten mit Symbolgehalt in einer Szene, aller Details, die den Status einer Person bestimmen (vgl. ebd.: 31f.). Für Kritik sorgte dabei vor allem der übertriebene Anspruch Wolfes, mit dem New Journalism etwas genuin Neues geschaffen zu haben, denn für die Anwendung der genannten Kompositionsmerkmale lassen sich nicht nur im US-amerikanischen Journalismus zahlreiche historische Beispiele finden (vgl. stellvertretend für viele andere Francke 1974; Jensen 1974; Webb 1974). Dass dieser Denkfehler mehr als 40 Jahre später von Robert S. Boynton (2005) nochmals wiederholt wurde, der die Generation Literarischer Journalisten nach Wolfe und Co. wenig kreativ als ‚New New Journalists‘ verkaufte, macht die Sache nicht besser.

Aus diesem Grunde war es mehr als folgerichtig, dass sich spätere Analysen des Literarischen Journalismus nicht mehr ausschließlich auf die zeitlich begrenzte Epoche des New Journalism im engeren Sinne konzentrierten, sondern den Fokus weiteten – auch in begrifflicher Hinsicht. Eine der ersten zeitgenössischen Explikationen des Begriffs Literarischer Journalismus findet sich bei Sarah Shaber (1980) und ihrer Untersuchung der Berichte Ernest Hemingways zum spanischen Bürgerkrieg. Shaber hält fest, dass „Hemingway’s journalism can be called literary because it sought to tell a story, to communicate a slice of real life to his readers, rather than detail facts, interpretations, or descriptions for their own sake“ (ebd.: 420).

Tom Connery (1990) verfolgt die Ursprünge des US-amerikanischen ‚literary journalism‘ bis ins ausgehende 19. Jahrhundert zurück. Seinerzeit habe sich ein dezidiert Literarischer Journalismus als „Third way to tell the story“ in der amerikanischen Presselandschaft etabliert – jenseits des faktenorientierten Nachrichtenjournalismus, aber diesseits fiktionaler Roman-kunst:

„[A] literary journalistic account did not just record and report, it interpreted as well. It did so by subjectively placing details and impressions no longer considered appropriate for the standard newspaper article into a storytelling form that was also being cast aside by the institutionalized press. In this way, it gave readers another version of reality, an interpretation of culture different from that of either most conventional journalism or most fiction that contained elements of both.“ (ebd.: 6)

Als stilbildende Beispiele führt Connery Stephen Cranes ‚New York City Sketches‘ sowie Lincoln Steffens’ und Hutchins Hapgoods Beiträge für den ‚Commercial Advertiser‘ an.

Nachdem das Interesse an den New Journalists spätestens in den 1980er Jahren etwas abgeflaut war, bemühte sich eine Vielzahl von Forschern um eine epochenübergreifende Be-

trachtung des Literarischen Journalismus und suchte nach zeitlich ungebundenen Erkennungsmerkmalen dieses Berichterstattungsmusters. Ein früher, aber bis heute einflussreicher Vorschlag stammt von Norman Sims (1984a: 8ff.), der mit Hilfe von leitfadengestützten Interviews mit wichtigen Vertretern dieses Journalismustyps eine Reihe wiederkehrender Charakteristika identifizierte: Immersion, komplexe Textstrukturen, Präzision, Subjektivität, Verantwortungsbewusstsein und die Suche nach den symbolischen Wirklichkeiten einer Geschichte. In jüngeren Beiträgen hat Sims diese Liste um die Merkmale Zugang, Beachtung gewöhnlicher Lebensumstände und die besonderen Qualitäten der Verbindung zwischen Autoren und ihren Protagonisten ergänzt (vgl. Sims 2007: 12).

Vergleichbare Kennzeichen des Literarischen Journalismus trägt auch Mark Kramer (1995: 22ff.) in seinen viel zitierten „Breakable rules for literary journalists“ zusammen, die hier allerdings normativ gewendet werden:

1. Literary journalists immerse themselves in subjects' worlds and in background research.
2. Literary journalists work out implicit covenants about accuracy and candor with readers and with sources.
3. Literary journalists write mostly about routine events.
4. Literary journalists write in “intimate voice,” informal, frank, human, and ironic.
5. Style counts, and tends to be plain and spare.
6. Literary journalists write from a disengaged and mobile stance, from which they tell stories and also turn and address readers directly.
7. Structure counts, mixing primary narratives with tales and digressions to amplify and reframe events.
8. Literary journalists develop meaning by building upon the readers' sequential reactions.

Zu ähnlichen Ergebnissen wie Sims und Kramer kommt auch David Abrahamson (2010) bei seiner Suche nach den „Six Secrets“ des Literarischen Journalismus (character, setting, plot, theme, voice, structure), die er den fünf klassischen W-Fragen im Nachrichtenjournalismus (Wer? Was? Wo? Wann? Wie?) gegenüberstellt.

Grundsätzlich fällt bei diesen und verschiedenen weiteren Definitionsvorschlägen auf, dass sie ausschließlich die Ebene journalistischer Programme betreffen, die besondere gesellschaftliche Funktion des Literarischen Journalismus jedoch außer Acht lassen. Dies hat vor allem John Pauly (1990, 2011) mehrfach kritisiert: Ein Großteil des wissenschaftlichen Diskurses zum Literarischen Journalismus konzentrierte sich auf die Errungenschaften einer

Handvoll außergewöhnlicher Autoren (und einiger weniger Autorinnen), deren Texte kanonisiert und anschließend nach typischen Erzähltechniken abgesucht worden seien. Was dabei jedoch in Vergessenheit gerate, so Pauly, das seien die sozialen Absichten dieser Autoren – und des Literarischen Journalismus insgesamt (vgl. Pauly 1990: 113). Er fordert daher eine intensivere Verständigung über die Bedeutung des Berichterstattungsmusters im Gefüge der modernen Zivilgesellschaft und die Aufgaben, die Literarische Journalisten bei der Vermittlung sozialer Realität übernehmen können (vgl. Pauly 2011).

Was die besondere gesellschaftliche Funktion des Literarischen Journalismus ausmacht, klingt in verschiedenen aktuellen Einordnungen an:

„It tells true stories that engage readers in the subject’s life and culture. Sometimes literary journalism shows characters engaged in action and brings their feelings and the drama of everyday life to the surface of the report. Literary journalism stands as a humanistic approach to culture as compared to the scientific, abstract, or indirect approach taken by much standard journalism”,

schreibt etwa Norman Sims (2007: 12) aus der kulturwissenschaftlichen Perspektive. John Hartsock (2009a: 5) sekundiert:

„We live in a time of dramatic change, not only at our respective local and national levels, but at the global as well. It is during such times that literary journalism has thrived because of a fundamental human need to try to understand at the more personal level the new complexities that are so much larger than us – and that threaten to overwhelm us.”

Eine gesellschaftstheoretisch fundierte Definition des Literarischen Journalismus, die diese Überlegungen präzisieren und an das verfügbare Instrumentarium aus Journalismus- und Literaturtheorie rückkoppeln könnte, liegt bislang allerdings nicht vor – weder in der deutschsprachigen Forschung noch im internationalen Kontext. Für eine funktionale Bestimmung des Literarischen Journalismus, die gleichzeitig auch die Strukturen literarjournalistischer Kommunikation ins Blickfeld rückt, bietet sich freilich der Brückenschlag zur Theorie sozialer Systeme an. Nach dem hier erfolgten Forschungsüberblick liegen dafür nun die notwendigen Bausteine vor.

4.4 *Literarischer Journalismus als Systemirritation*

Dass die Erklärkraft der Systemtheorie für die Beschreibung der Funktionsprinzipien des Literarischen Journalismus einige schnell erkennbare Potenziale mit sich bringt, lassen verschiedene Diskussionsansätze erahnen, die sich um einen Übertrag der etablierten Theorie-Elemente auf den hier fokussierten Untersuchungsgegenstand bemühen. Allerdings wird keiner dieser Ansätze konsequent zu Ende gedacht.

Bereits erwähnt wurde der Vorschlag Niels Werbers, der die Kommunikationsstrategien der New Journalists weder der Literatur noch dem Journalismus zuschreibt, sondern einem übergeordneten ‚Programmsektor‘ Unterhaltung (vgl. oben). Dieser Ansatz umgeht die mit dem Literarischen Journalismus verbundene Differenzierungsproblematik, indem er sowohl der Literatur als auch dem Journalismus eine unverwechselbare Systemidentität und damit auch eine spezifische Funktionalität abspricht. Eine solche Sichtweise kann angesichts der intensiven Bemühungen zahlreicher Forscher, journalistische Kommunikation systemtheoretisch von anderen Formen öffentlicher Kommunikation abzugrenzen, kaum überzeugen.

Ebenso unbefriedigend erscheint die Einsicht Bernhard Pörksens (2004b), dass „es sich im Falle des New Journalism um ein Hybridsystem und damit um einen Anwendungsfall für Beschreibung und Analyse [handelt; tse], die eine auf klaren Unterscheidungen und Trennungen beharrende Systemtheorie [...] überfordert“ (ebd.: 24). Auch Pörksen verabschiedet sich in der Konsequenz von einer klaren Grenzziehung zwischen Literatur und Journalismus – und gibt damit eine der wesentlichen Prämissen systemtheoretischer Journalismus- und Literaturforschung auf.

Sowohl Pörksen als auch Werber übersehen jedoch, dass mit dem Konzept der strukturellen Kopplung auch in der funktional-strukturellen Systemtheorie ein Erklärmodell vorliegt, mit dem sich soziale Systeme als miteinander verknüpft beschreiben lassen, ohne dabei ihre operative Geschlossenheit in Frage zu stellen. *Literarischer Journalismus* lässt sich in diesem Sinne *als Spezialfall einer strukturellen Kopplung von Literatur und Journalismus* beschreiben, *bei dem Literatur auf der Strukturebene auf journalistische Kommunikation einwirkt, indem literarische Programme der Themensammlung, -selektion und -bearbeitung für journalistische Zwecke eingesetzt werden*. Literarischer Journalismus ist also in erster Linie und ausschließlich Journalismus. Demgegenüber sind literarische Texte, die sich journalistischer Recherche- und Darstellungstechniken bedienen, als Journalistische Literatur zu bezeichnen. Sie haben auf textueller Ebene zwar eine große Ähnlichkeit mit (Literarischem) Journalismus, sind aber aus funktionaler Perspektive nach wie vor Literatur.

Welche Beweggründe, welche Anreize können für das Journalismussystem damit verbunden sein, seine Strukturen für Einflüsse aus dem Literatursystem offen zu halten und wahlweise literarische Programmelemente zur Erfüllung seiner gesellschaftlichen Funktion zu übernehmen? Diese Offenheit ergibt sich paradoxerweise gerade aus der Zielsetzung des Journalismussystems, seine Systemidentität und damit seine Sinn Grenzen zu schützen. Zwar wird die journalistische Identität in den meisten westlichen Journalismuskulturen vor allem durch das Berichtermuster des Objektiven Informationsjournalismus geprägt. Diese Strategie der Realitätsbeobachtung folgt jedoch einem relativ beschränkten Set journalistischer Kommunikationsroutinen, die sich – wie bereits mehrfach angedeutet wurde – seit ihrem Aufkommen immer wieder heftiger Kritik ausgesetzt sahen und deswegen durch alternative Berichtermuster flankiert und korrigiert wurden (vgl. oben). Literarischer Journalismus ist einer dieser Korrekturversuche. Durch die strukturelle Kopplung mit dem Literatursystem ergibt sich für den Journalismus die Möglichkeit, alternative – hier: literaturtypische – Methoden der Weltbeschreibung in seine Strukturen zu inkorporieren und damit mögliche Mängel der Informationsorientierung im herkömmlichen Journalismus auszugleichen.

Literarischer Journalismus ist in diesem Sinne *als Irritation des Journalismussystems* zu begreifen, die dazu dient, die Routinen des Informationsjournalismus zu hinterfragen. Literarische Journalisten stellen für den Journalismus demnach keine Gefahr dar, die in der Journalismusforschung häufig als Furcht vor den „hereinbrechenden Rändern“ (Meier 2004) beschrieben wird. Sie sind im Gegenteil ein besonderer Schutzmechanismus des Journalismussystems, der die Ausführung der journalistischen Primärfunktion unterstützt und damit auch die Systemidentität festigt. Sie sind weniger abtrünnige „Grenzgänger“ (Bleicher/Pörksen 2004) als vielmehr ein wertvolles Korrektiv, das durch seine Irritationen zur journalistischen Qualitätssicherung beiträgt. Ähnlich wie andere Instrumente der Medienselbstregulierung (Presseräte, Medienjournalismus etc.) lässt sich Literarischer Journalismus damit auch als journalismusinterne Reflexionseinrichtung beschreiben, die dem System hilft, sich selbst zu erhalten (vgl. auch Eberwein 2010b).

Um die Operationsweise literarjournalistischer Kommunikation genauer zu fassen, ist ein Blick auf ihre Strukturen notwendig. Hier sind es vor allem die Sammlungs-, Selektions- und Darstellungsprogramme, die Literarischen Journalismus von herkömmlichem (Informations-) Journalismus unterscheiden. Die Besonderheiten literarjournalistischer Programmierung haben vor allem Norman Sims und Mark Kramer anschaulich herausgearbeitet (vgl. oben): Auf der Ebene der Informationsbeschaffung (Sammlungsprogramme) zeichnet sich Literarischer Journalismus in der Regel durch eine besonders intensive Hintergrundrecherche aus, die häu-

fig mit der Methode der Immersion verbunden wird. Voraussetzung dafür ist ein direkter Zugang zu den Quellen der Berichterstattung und ein entsprechend verantwortungsvoller Umgang mit den Protagonisten der zu recherchierenden Geschichte. Bei der Auswahl der Themen (Selektionsprogramme) konzentrieren sich Literarische Journalisten häufiger als andere Journalisten auf gewöhnliche Leute und Alltagsereignisse. Die im Informationsjournalismus gängigen Nachrichtenfaktoren verlieren an Bedeutung. Bei der Aufbereitung der Geschichten (Darstellungsprogramme) kommen besonders häufig komplexe Textstrukturen zum Tragen, die mit Hilfe literarischer Stilmittel komponiert werden. Literarjournalistische Texte verfügen meist über ein hohes Maß an Präzision, häufig ist auch die subjektive Sicht des Autors deutlich zu erkennen. Ein wesentliches Erkennungsmerkmal des Literarischen Journalismus ist sein meist stark ausgeprägter Symbolgehalt, der den Rezipienten bei der Lektüre eine verdeckte Bedeutungsebene eröffnet. Mitunter kommt es sogar vor, dass Literarische Journalisten gänzlich journalismusfremde Darstellungsformen, etwa Gattungen aus dem Bereich der Lyrik oder des Dramas, auf ihre Stoffe anwenden und damit für den Journalismus nutzbar machen.

Generell lässt sich festhalten, dass Literarischer Journalismus auf allen Programmebenen größere Freiheiten genießt als konventioneller Journalismus, da er sich vieler der im Redaktionsalltag üblichen Arbeitsroutinen kurzerhand entledigt. In manchen Fällen wird dies ermöglicht, weil sich Autoren, die üblicherweise Literatur produzieren, temporär einer journalistischen Organisation anschließen und dabei in eine Journalistenrolle schlüpfen. Häufig machen jedoch auch hauptberufliche Journalisten den Literarischen Journalismus zum Programm. Dies setzt allerdings voraus, dass ihre Redaktionen ihnen entsprechende Gestaltungsfreiräume geben, was in vielen Fällen aus organisatorischen Gründen erschwert wird.

Gelingt ihnen jedoch eine Re-Programmierung der journalistischen Operationen, hat dies auch Auswirkungen auf die Codierung des Journalismussystems. Zwar hebt Literarischer Journalismus die journalistische Leitdifferenz ‚aktuell‘/‚nicht aktuell‘ nicht auf. Sie wird jedoch durch einen Sekundärkode ‚schön‘/‚hässlich‘ im Sinne literarischer Kommunikation erweitert, wodurch sich – vor allem in zeitlicher Hinsicht – eine Abschwächung der Aktualitätsorientierung ergibt, die im Informationsjournalismus ansonsten das redaktionelle Arbeiten dominiert. Vor diesem Hintergrund lässt sich Literarischer Journalismus als Subsystem innerhalb – wenn auch nicht im Zentrum – des Systems Journalismus beschreiben. Literarischer Journalismus irritiert die Strukturen des Journalismussystems als Ganzes, indem er eine Inkludierung systemfremder Programmelemente in das System bewirkt und damit überzeitliche Thematisierungsstrategien ermöglicht. Gleichzeitig erbringt er jedoch auch Reflexionsleistung

gen für das Journalismussystem – und unterstützt damit dessen Funktion der Selbstbeobachtung der Gesellschaft.

Nach dieser Definition lässt sich Literarischer Journalismus ohne größere Probleme von anderen strukturellen Kopplungen zwischen Literatur und Journalismus unterscheiden. Veröffentlichungen journalistischer Rollenträger in journalistischen Medien literarische Reportagen, Essays, aber auch Gedichte, Dramolette usw., die ihrer Funktion nach dem Journalismussystem zuzuordnen sind, so ist dies eindeutig Literarischer Journalismus – auch wenn dabei Techniken der Fiktionalisierung zur Anwendung kommen. Allerdings ist nicht jede Veröffentlichung in journalistischen Medien automatisch Journalismus. Druckt eine Tageszeitung einen Fortsetzungsroman, eine Kurzgeschichte oder ausgewählte Gedichte eines literarischen Rollenträgers, so bleiben diese Texte Literatur, auch wenn sie in einer tagesaktuellen Publikation erscheinen. Auf der anderen Seite können auch Journalisten Bücher publizieren, ohne damit sofort zu literarischen Autoren zu werden. Wenn ein Reporter eine Auswahl seiner Texte in Buchform sammelt und zweitveröffentlicht oder eine umfangreiche Recherche zu einer ausführlichen Buchreportage umformt, so ist dies nach wie vor Journalismus – nicht einmal zwangsläufig Literarischer Journalismus, außer wenn dessen kennzeichnende Gestaltungsmerkmale einfließen. Journalisten können aber auch – temporär oder dauerhaft – in die Rolle eines literarischen Schriftstellers schlüpfen. Veröffentlichen sie in dieser Rolle einen Roman, so handelt es sich um Literatur. Journalistische Literatur liegt dann vor, wenn literarische Rollenträger sich journalistischer Programme – d. h. in der Regel journalistischer Recherche- und Darstellungstechniken – bedienen, um einen Text zu produzieren, der seiner Funktion nach dem Literatursystem zuzuschreiben ist. Ob es sich bei den Autoren um Schriftsteller handelt, die dauerhaft im Literatursystem operieren, oder um Journalisten, die nur zwischenzeitlich in eine literarische Rolle eingetreten sind, ist dabei unerheblich. Grundsätzlich gilt, dass zur Bestimmung der Systemzugehörigkeit nicht selten auf Anschlusskommunikationen zurückgegriffen werden muss, denn allein anhand bestimmter Textmerkmale lassen sich Literatur und Journalismus häufig nicht voneinander abgrenzen.

Einschränkend ist allerdings anzumerken, dass die hier vorgelegte systemtheoretische Bestimmung von Literarischem Journalismus voraussetzt, dass Literatur und Journalismus als funktional ausdifferenzierte und operativ geschlossene Sozialsysteme auch tatsächlich existieren. Für den deutschen Sprachraum wird die Herausbildung eines selbstorganisierenden Literatursystems für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts angenommen (vgl. Schmidt 1989), als ‚Take Off‘ des Journalismussystems hat die Forschung die Phase bis Mitte des 19. Jahrhunderts identifiziert (vgl. Blöbaum 1994). Literarischer Journalismus als strukturelle Kopplung

von Literatur und Journalismus ist folglich erst ab diesem Zeitpunkt denkbar. Mischformen aus Literatur und Journalismus lassen sich zwar auch schon früher nachweisen. Sie erklären sich jedoch nur aus der noch nicht vollständig abgeschlossenen Ausdifferenzierung der beiden Systeme, die aus gemeinsamen Wurzeln entstanden sind. Literarischer Journalismus als Systemirritation, als provokante Beziehung zwischen Literatur und Journalismus, ist nur dann denkbar, wenn es eine klar definierte Grenze zwischen den beiden Systemen gibt (vgl. ähnlich auch Porombka/Schmundt 2004: 230f.). Wann genau das hier skizzierte Funktionsprinzip des Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum seinen Anfang genommen hat, ist also noch zu klären.

Ebenso offen ist die Frage, wie sich das Irritationspotenzial des Literarischen Journalismus langfristig auf die Systembildung im Journalismus auswirkt. Folgt man der Argumentation Ralf Hohlfelds (2004), so haben nicht wenige Literarische Journalisten ihren „schnelle[n] Marsch durch die Institutionen“ mittlerweile abgeschlossen und sich im Mainstream des Journalismus etabliert. Zu diskutieren ist, ob Literarischer Journalismus angesichts dessen überhaupt noch als alternatives Berichterstattungsmuster gelten kann – oder ob er nicht längst zum konstitutiven Fundament des zeitgenössischen Journalismus insgesamt geworden ist. Und wenn dem so ist: Kann er unter diesen Bedingungen überhaupt noch Irritationspotenzial für sich beanspruchen?

Damit sind die leitenden Fragen für die nachfolgenden Analyseteile dieser Studie aufgeworfen. Den Ausgangspunkt für die noch ausstehende historische Betrachtung und die anschließende empirische Bestandsaufnahme zum Status quo des Literarischen Journalismus stellen die Festlegungen in *Abbildung 3* dar. Sie fassen die zuvor diskutierten Merkmale des Subsystems Literarischer Journalismus zusammen.

Abbildung 3: Das Subsystem Literarischer Journalismus

Funktion:

Sammlung, Auswahl, Bearbeitung und Überprüfung aktueller und überzeitlicher Themen zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft

Binärer Code:

primär: aktuell/nicht aktuell

sekundär: schön/hässlich

Leistungsrolle:

Journalist

Publikumsrolle:

Rezipient

Organisationen:

Massenmedien, Redaktionen, Buchverlage

Programme:

Sammlungs-, Selektions-, Darstellungs- und Prüfprogramme aus Literatur und Journalismus

Reflexionseinrichtungen:

Medienjournalismus, Journalistik

(Adaption von Blöbaum 1994: 20, 2003: 34, 40 und 46, 2004: 206)

B. TRADITIONEN DES LITERARISCHEN JOURNALISMUS

5. Vier Phasen des Literarischen Journalismus

Mit den im Hauptteil A gesammelten Überlegungen liegt nun ein theoretischer Rahmen vor, der ein möglichst präzises Verständnis des Begriffs Literarischer Journalismus ermöglicht und sich gleichzeitig dafür eignet, literarische Kommunikation von journalistischer zu unterscheiden. Dies ließ sich anhand einer exemplarischen Zuordnung unterschiedlicher Textsorten zu den Systemen Literatur und Journalismus bzw. zu ihren Subsystemen Literarischer Journalismus und Journalistische Literatur veranschaulichen. Die systemorientierte Herangehensweise ist überdies von Vorteil, wenn es darum geht, die historische Entwicklung des Literarischen Journalismus zu beschreiben. Über die Differenzierungsgeschichte der Systeme Literatur und Journalismus lassen sich auch die Genese, Formierung und Ausdifferenzierung des Literarischen Journalismus erschließen. Seit wann gibt es Literarischen Journalismus im Sinne der oben skizzierten Begriffsbestimmung? Wie hat sich dieses Berichtermuster – im Kontrast zu anderen journalistischen Thematisierungsstrategien – im Laufe der Zeit entwickelt? Lassen sich akteursübergreifende Traditionslinien erkennen? Und wenn ja: Wie hängen diese zusammen? Die Klärung solcher und ähnlicher Fragen ist das zentrale Anliegen des Hauptteils B dieser Studie. Auf diese Weise lässt sich auch der bislang recht abstrakt gefasste Begriff Literarischer Journalismus weiter veranschaulichen und mit Leben füllen.

Der Literaturüberblick in Kapitel 4 hat gezeigt, dass der Terminus Literarischer Journalismus in der deutschsprachigen Forschung bislang kaum tiefergehend diskutiert wurde. Gleichwohl liegt eine Vielzahl von – meist unverbundenen – Einzelstudien zu Vertretern dieses Journalismustyps, zu seinen Darstellungsformen, zu ausgewählten Textbeispielen und spezifischen Fragestellungen vor (vgl. oben). Die meisten dieser Studien versäumen es jedoch, ihren jeweiligen Untersuchungsgegenstand in einen Zusammenhang mit der Geschichte eines – wie auch immer zu bezeichnenden – literarisch gestalteten Journalismus zu bringen. Nichtsdestotrotz bieten sie bei der Beschreibung der Traditionen des Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum eine wichtige und willkommene Ausgangsbasis. Indem in den folgenden Abschnitten die wichtigsten Studien mit Bezug zum Thema zusammengetragen, ausgewertet und in Relation zueinander gesetzt werden, lassen sich Grundzüge einer Ge-

schichte des Literarischen Journalismus nachzeichnen. Durch die Re-Kontextualisierung dieser Studien im Rahmen einer Systemtheorie des Literarischen Journalismus werden so auch übergeordnete Entwicklungslinien erkennbar, die die bisherige Forschung in diesem Themenfeld bislang übersehen hat.

Die wenigen Studien, die sich Ausschnitten dieses Themenfeldes im Zeitvergleich widmen, gehen meist eklektisch oder sprunghaft vor. So identifiziert beispielsweise Erich Vogl (2004: 139ff.) einige „Meilensteine des literarischen Journalismus“, die er mit bestimmten Protagonisten des Berichterstattungsmusters gleichsetzt: etwa Daniel Defoe, Heinrich Heine, Ludwig Börne, Egon Erwin Kisch, Max Winter, Alfred Polgar, Theodor Herzl, Joseph Roth und Siegfried Kracauer. Ähnlich machen auch Theodor Karst (1976a), Michael Haller (1997: 17ff.), Caterina Kostenzer (2009: 13ff.) und viele andere die Geschichte der Reportage an herausragenden Akteuren dieses Genres und ihren spezifischen Gestaltungstechniken fest. Was jedoch fehlt, ist eine *Sozialgeschichte* erzählender Journalismusformen – und des Literarischen Journalismus insgesamt. Diese Lücke lässt sich zwar auch mit der vorliegenden Arbeit – und dem vergleichsweise knappen Raum, den sie der historischen Perspektive einräumt – nicht vollständig schließen. Durch die Neuordnung der vorliegenden Befunde im Kontext des zugrunde gelegten systemtheoretischen Bezugsrahmens werden aber immerhin erste Schlaglichter einer Geschichte des Literarischen Journalismus sichtbar, die über die bislang präferierte Akteursperspektive hinausgehen. Dabei geraten auch die Funktionsentwicklung des Berichterstattungsmusters und die sie stützenden Systemstrukturen ins Blickfeld, ohne die die besonderen Potenziale des Literarischen Journalismus gar nicht begreifbar wären.

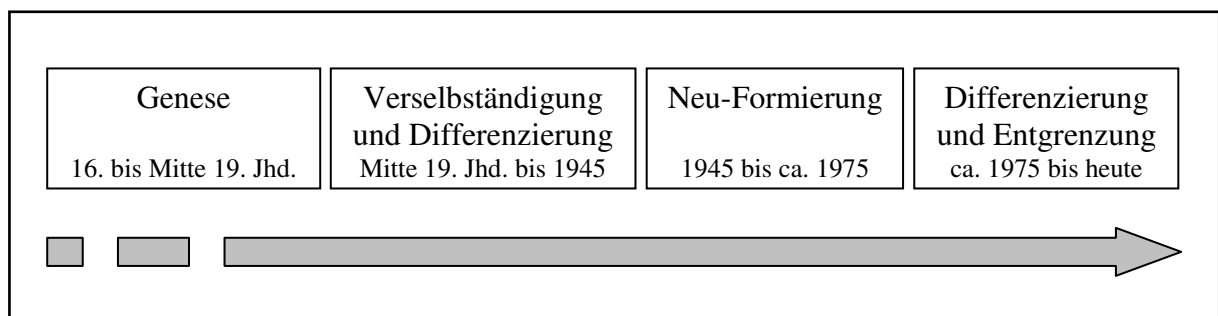
Dieses Anliegen soll sich bereits in der Gliederung der nachfolgenden Kapitel widerspiegeln. Dementsprechend werden nicht – wie so häufig – Schritt für Schritt einzelne Autoren und ihre individuellen Leistungen für den Literarischen Journalismus diskutiert, sondern vielmehr einzelne Entwicklungsstadien des Berichterstattungsmusters in jeweils grundlegend verschiedenen Funktionskontexten. Dabei lässt sich an eine Reihe vorliegender Epocheneinteilungen anknüpfen, die zur Beschreibung der Berufsgeschichte des Journalismus insgesamt entwickelt wurden (vgl. etwa Baumert 1928; Blöbaum 1993; Requate 1995; Birkner 2012).

Dieter Paul Baumert unterschied in seiner 1928 veröffentlichten Grundlagenstudie zur „Entstehung des deutschen Journalismus“ vier historisch gewachsene Epochen, nämlich die präjournalistische Periode (vom Mittelalter bis zur beginnenden Neuzeit), die Periode des korrespondierenden Journalismus (vom Ende des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts), die des schriftstellerischen Journalismus (von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts) und die des redaktionellen Journalismus (ab Mitte des 19. Jahrhunderts). Diese Grob-

einteilung ließ sich in verschiedenen jüngeren Forschungsarbeiten weitgehend bestätigen, wobei jedoch vor allem die Phase der Professionalisierung des Journalistenberufs (bei Birkner: zwischen 1849 und 1914) eine Untergliederung in verschiedene Teil-Perioden zulässt. Um auch die aktuellen Entwicklungen im Journalismus – beeinflusst vor allem durch die technischen Umbrüche der vergangenen Jahrzehnte – angemessen zu berücksichtigen, empfehlen Heinz Pürer und Johannes Raabe (1996: 32ff.), Baumerts Modell um eine fünfte Periode zu ergänzen: die des redaktionstechnischen Journalismus (seit etwa 1975). Diese Vorschläge lassen sich bei der Entwicklung eines Phasen-Modells des Literarischen Journalismus, das auch der funktionalen Entwicklung des Berichterstattungsmusters Tribut zollt, gewinnbringend aufgreifen und weiterentwickeln.

Im Folgenden werden vier unterschiedliche Phasen der Entwicklung des Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum unterschieden (vgl. Abbildung 4): eine Phase der Genese (16. bis Mitte des 19. Jahrhunderts), eine Phase der Verselbständigung und Differenzierung (Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg), eine Phase der Neu-Formierung (1945 bis ca. 1975) und eine Phase der erneuten Differenzierung und Entgrenzung (ca. 1975 bis heute).

Abbildung 4: Vier Phasen des Literarischen Journalismus



Die *Phase der Genese* verschränkt Baumerts Perioden des korrespondierenden und des schriftstellerischen Journalismus und ist weitgehend deckungsgleich mit Birkners Frühgeschichte des modernen Journalismus, die er mit der Begründung der ersten Zeitung beginnen lässt (1605) und die bei ihm im Revolutionsjahr 1848 endet (vgl. Birkner 2012: 68ff.). In diesem Zeitraum vollzieht sich Schritt für Schritt die Ausdifferenzierung von Literatur und Journalismus hin zu operativ geschlossenen Sozialsystemen mit eigenständigen gesellschaftlichen Funktionen (vgl. oben). Diese Entwicklung ist im Falle des Journalismussystems erst Mitte des 19. Jahrhunderts vollständig abgeschlossen. Von einer beständigen strukturellen Kopplung zwischen Literatur und Journalismus lässt sich bis dahin also keineswegs sprechen: Lite-

rarischer Journalismus im Sinne der oben erarbeiteten Definition liegt noch nicht vor. Vielmehr ist die Phase der Genese dadurch gekennzeichnet, dass Journalismus und Literatur, die aus den gleichen Wurzeln medienvermittelter Kommunikation entstanden sind, sich immer wieder vermischen und erst nach und nach voneinander ablösen. Mit Dieter Roß (2004: 77) lässt sich dieser Zeitraum der gegenseitigen Beeinflussung als „*Journalisierung der Literatur*“ [H. tse] bezeichnen.

Mit dem Einsetzen des redaktionellen Journalismus in deutlicher Abgrenzung von literarischer Kommunikation beginnt ab Mitte des 19. Jahrhunderts auch die *Phase der Verselbständigung und Differenzierung* des Literarischen Journalismus. Während das Gros der professionellen Journalisten den Beruf mehr und mehr im Sinne einer möglichst aktuellen Informationsvermittlung interpretiert, entwickeln sich mit dem *Feuilletonismus* und der *Literarischen Reportage* gegenläufige Berichterstattungstypen, die gezielt literarische Programmelemente in den Journalismus zurückholen. Diese strukturelle Kopplung von Journalismus und Literatur lässt sich als gewollte Systemirritation beschreiben, die das Wesen des Literarischen Journalismus ausmacht. Sie kulminiert im kurzen Zeitraum zwischen den beiden Weltkriegen, wird durch die Machtübernahme des Hitler-Regimes und seiner allmählichen ‚Gleichschaltung‘ der Presse jedoch jäh unterbunden.

Aufgrund dieses prägenden Einschnitts wird Baumerts Periode des redaktionellen Journalismus im Phasen-Modell der vorliegenden Arbeit in zwei Abschnitte aufgeteilt: den vor und den nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Anschluss an den Wiederaufbau des deutschen Pressewesens, maßgeblich beeinflusst durch das Lizenzsystem der Besatzungsmächte, braucht es einige Zeit, bis der Literarische Journalismus wieder zur Entfaltung kommt. Ein Beispiel für dieses Berichterstattungsmuster in der *Phase der Neu-Formierung* findet sich immerhin in den Reportagen der *Dokumentarischen Literatur*. Die zwischenzeitliche Blüte des Literarischen Journalismus der Zwischenkriegszeit ist jedoch erst einmal vorbei.

Dies ändert sich erst im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts mit dem Einsetzen des redaktionstechnischen Journalismus, als immer mehr Autoren verstärkt an innerdeutsche und internationale Traditionslinien des Literarischen Journalismus anknüpfen, um gegen das nach 1945 dominante Nachrichtenparadigma zu opponieren. Diese Phase wird hier – in gleichzeitiger Anlehnung an und Abgrenzung von Boyntons (2005) Konzept des ‚New New Journalism‘ – als *Neuer Literarischer Journalismus* bezeichnet. Inwieweit Literarischer Journalismus in diesem Zeitraum dauerhaft als Systemirritation zu werten ist oder ob im Anschluss an die erneute Differenzierung nicht viel eher eine *Phase der Entgrenzung* begonnen hat, in der lite-

rarjournalistische Darstellungsstrategien nach und nach ins Zentrum der Strukturen des Journalismussystems aufrücken, ist im Detail noch zu prüfen.

Ohnehin ist die vorgeschlagene Phasen-Einteilung an dieser Stelle zunächst nur als tentativer Ordnungsrahmen zu verstehen, weniger als empirisch begründetes Modell. Ein Abgleich mit den vorliegenden Forschungsarbeiten zum Literarischen Journalismus kann die Zweckhaftigkeit dieses Vorschlag belegen – ihn genauso gut aber auch hinfällig machen.

6. Genese: Frühformen und Journalisierung der Literatur

In der Phase der Genese des Literarischen Journalismus finden sich zahlreiche Vorläufer dieses Berichterstattungsmusters, die allerdings noch keinen Literarischen Journalismus im Sinne einer strukturellen Kopplung der beiden Funktionssysteme Literatur und Journalismus darstellen, da Journalismus sich erst bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts so weit ausdifferenziert hat, dass er als selbstorganisierendes System mit klar definierten Sinnengrenzen gelten kann. Intensive Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Journalismus gab es jedoch auch schon vor ihrer Konstituierung als operativ geschlossene Systeme. Dies gilt ganz besonders für den Zeitraum von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, die Dieter Paul Baumert (1928: 35) nicht umsonst als Periode des „schriftstellerischen Journalismus“ charakterisiert. Dass Literaten ihren Lebensunterhalt mit der Arbeit für journalistische Medien verdienten oder umgekehrt Journalisten auch literarische Texte veröffentlichten, entsprach in dieser Periode dem üblichen Berufsbild (vgl. Requate 1995). Literarischer Journalismus als provokative Grenzüberschreitung oder Systemirritation existierte in dieser Entwicklungsphase jedoch noch nicht (vgl. auch Porombka/Schmundt 2004: 230f.). Verbindungslinien zwischen Literatur und Journalismus ergaben sich vielmehr aus ihrer gemeinsamen Historie als unterschiedliche Ausprägungen medienvermittelter Kommunikation, die sich erst im 19. Jahrhundert vollständig voneinander ablösten und fortan weitgehend getrennte Entwicklungspfade beschritten.

Die lange Geschichte der Beziehungen zwischen Literatur und Journalismus lässt sich bis in das frühe 16. Jahrhundert zurückverfolgen (vgl. Duchkowitsch 2010: 17). Das zeigt beispielsweise ein Blick auf die seinerzeit neu entstehenden Flugblätter, Flugschriften und ‚Neuen Zeitungen‘, die als Frühformen der modernen Pressemedien gelten können (vgl. etwa Lindemann 1969: 44ff.; Stöber 2005: 34ff.; Wilke 2008a: 13ff.). Diese zunächst diskontinuierlich erscheinenden Medien dienten mal der Berichterstattung über mehr oder weniger aktuelle ‚Tagesereignisse‘, mal der Vermittlung fiktiver Inhalte, sie waren mal in Reimform, mal in Prosa verfasst (vgl. z. B. Schilling 1990: 75ff.). Dementsprechend vermischten sich in ihnen journalistische und künstlerische Zielsetzungen, ebenso wie wissenschaftliche, religiöse und

politische. Eine spezifische Funktionszuweisung, die für die Zuordnung zu einem bestimmten System sozialer Kommunikation notwendig wäre, ist in diesem Stadium noch nicht möglich.

Aus diesem Grund lässt Thomas Birkner (2012: 68ff.) seine „Geschichte des Journalismus in Deutschland“ folgerichtig erst im Jahr 1605 beginnen, als der gelernte Buchbinder und Nachrichtenhändler Johann Carolus mit seiner „Relation“ die erste periodisch erscheinende Zeitung der Welt veröffentlichte (vgl. dazu Weber 1992, 2005; Welke 2008). Ähnliche Relationen und Avisen breiteten sich im Verlauf des weiteren 17. Jahrhunderts rasch aus (vgl. Boggel/Blühm 1971ff.). Mit ihrem Anspruch auf eine größtmögliche Aktualität der enthaltenen Informationen kamen sie den Zielen des modernen Zeitungsjournalismus schon recht nahe. Von den älteren Flugblättern und -schriften unterschieden sie sich nicht nur durch ihre Periodizität, sondern grundsätzlich auch durch ihre Konzentration auf eine primär kommentarlose und nüchterne Wiedergabe der thematisierten Ereignisse (vgl. Weber 1999: 25ff.) – auch wenn einige Inhaltsanalysen in einzelnen Blättern durchaus beträchtliche Meinungsanteile nachweisen können (vgl. Gieseler/Schröder 1996; Adrians 1999). Damit erfolgte gleichzeitig ein erster Schritt in Richtung einer Abgrenzung von anderen Formen der medienvermittelten Kommunikation – wie etwa der Literatur, die sich parallel dazu ihrerseits zu professionalisieren und zu institutionalisieren begann (vgl. Schmidt 1989).

Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Vermischung von Literatur und Journalismus fortan aufgehoben war. Im Gegenteil: Vor allem die seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts entstehenden Zeitschriften, die sich von der Mediengattung der Zeitung besonders durch ihre eingeschränkte Aktualität, ihre größeren Erscheinungsintervalle und ihre fortschreitende Spezialisierung im Hinblick auf Inhalt und Publikum unterschieden, boten der funktionalen Verschränkung von literarischer und journalistischer Kommunikation weiterhin eine institutionelle Grundlage.

Dies zeigt sich unter anderem am Beispiel der Moralischen Wochenschriften, die im deutschen Sprachraum ab den 1720er Jahren einen schnellen Aufschwung erlebten und heute zu den am besten erforschten Bereichen des historischen Zeitschriftenwesens gehören (vgl. etwa Oberkamp 1934; Martens 1968; Maar 1995; Niefanger 1997; Böning 2002: 220ff.). Bei diesen Zeitschriften handelt es sich um eine besondere Form der Unterhaltungspresse, die in ihrer Konzeption dem paradigmatischen Vorbild der von Joseph Addison und Richard Steele geprägten Organe „The Tatler“ (1709-1711), „The Spectator“ (1711-1712, 1714) und „The Guardian“ (1713) folgten. Die erste deutsche Moralische Wochenschrift, Johann Matthesons „Der Vernünftler“ (1713-1714), war nicht mehr als eine aus dem Englischen übersetzte Adaption von Stücken aus dem „Tatler“ und dem „Spectator“ (vgl. Hempel 2010). Deutlich

eigenständiger – und auch erfolgreicher – war jedoch der 1724 in Hamburg ins Leben gerufene „Patriot“ (vgl. Kirchner 1957), der zahlreiche weitere Neugründungen anregte. Mit ihren sittlich-lehrhaften, aber immer erbaulich und unterhaltsam vorgetragenen Inhalten wurden diese und viele weitere Zeitschriften dieser Ära zu einem bedeutenden Motor der Aufklärung eines zunehmend selbstbewussten Bürgertums. Dafür nutzten die Autoren eine Vielzahl unterschiedlicher didaktischer Formen – etwa moralische Abhandlung, Satire, moralischer Charakter, Erzählung, Traum, Fabel, Allegorie, Brief, Gedicht usw. (vgl. Niefanger 1997). Zahlreiche bekannte Literaten des 18. Jahrhunderts – unter anderem Johann Christoph Gottsched, Barthold Heinrich Brockes, Johann Elias Schlegel oder Friedrich Gottlieb Klopstock – haben sich mittels Moralischer Wochenschriften ein Publikum gesucht (vgl. Wilke 2008a: 105). Auf diese Weise vollzog sich in diesem Zeitschriftentyp eine öffentlichkeitswirksame Zusammenführung verschiedener literarischer und journalistischer Traditionen, die das Funktionsgefüge der damaligen Presselandschaft entscheidend erweiterte.

Eine weitere wichtige organisatorische Basis für das Zusammenspiel literarischer und journalistischer Kommunikation stellten die seit Ende des 17. Jahrhunderts entstehenden literarischen Zeitschriften dar (für einen Forschungsüberblick vgl. Kuhles 1994). Differenzieren lassen sich wenigstens drei verschiedene Arten: zum ersten die belletristische Zeitschrift, in der vor allem poetische Beispiele von Lyrik und Prosa publiziert wurden; zum zweiten die literaturkritische Zeitschrift, deren Autoren primär literarische Neuerscheinungen besprachen und allgemeine Probleme der Literatur erörterten; zum dritten ein Zeitschriftentyp, in dem sich literarisches Beispiel und kritische Erörterung in verschiedenen Graden mischten, um im fortschreitenden 18. Jahrhundert verstärkt auch kulturpolitische Fragen zu thematisieren (vgl. Wilke 2008a: 106f.). Während belletristische Zeitschriften – trotz mal mehr, mal weniger starker journalistischer Gestaltung – in erster Linie eine literarische Funktion übernahmen, finden sich in den anderen beiden Zeitschriftentypen immer wieder auch Beispiele für Vor- und Frühformen eines Literarischen Journalismus.

Als erste literaturkritische Zeitschrift des deutschen Sprachraums können die ab 1688 von Christian Thomasius herausgebrachten „Monatsgespräche“ gelten (vgl. Kirchner 1960; Woitkewitsch 1970; Wilke 1978). Der Leipziger Jurist verfasste das Organ weitgehend im Alleingang und griff dabei auf einen unterhaltsam aufgelockerten, ironisch-freimütigen, ja kritisch-satirischen Stil zurück, der die Zeitschrift erkennbar vom bis dahin geläufigen Typ des Gelehrtenjournals unterschied. Einige Ausgaben kleidete er in eine novellistisch-dramatische Rahmenhandlung und führte dabei verschiedene (fiktive) Protagonisten ein, die sich in Gesprächsform über wissenschaftliche und belletristische Buchveröffentlichungen austauschten.

Auch in späteren literaturkritischen und kulturpolitischen Zeitschriften gehörte die literarische Gestaltung der enthaltenen Abhandlungen und Besprechungen zum journalistischen Prinzip. Dies erklärt sich vor allem aus dem Umstand, dass die Literaturkritiker im 17. und 18. Jahrhundert immer auch Schriftsteller waren: Die seinerzeit noch recht überschaubare Gruppe der literarischen Autoren las und rezensierte sich gegenseitig (vgl. Neuhaus 2005). Nachzeichnen lässt sich die Geschichte der literarisch-journalistischen Beschäftigung mit Literatur unter anderem mit Hilfe von Hans Mayers Sammlung der „Meisterwerke deutscher Literaturkritik“ von 1954/56, die auch zahlreiche frühe Textbeispiele kompiliert und damit den Formenreichtum dieses Genres im Grenzbereich zwischen Literatur und Journalismus veranschaulicht. Als bedeutende Vertreter in dieser Entwicklungsphase können so illustre literarische Persönlichkeiten wie Friedrich Gottlieb Klopstock, Gotthold Ephraim Lessing, Christoph Martin Wieland, Matthias Claudius, Johann Gottfried Herder, Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller gelten. Zur Präsentation ihrer literaturkritischen Positionen bedienten sie sich nicht nur der Darstellungsform der Rezension, sondern nutzen auch Genres wie die Parodie oder den fiktiven Brief (vgl. Baasner 2004). Eine wichtige organisatorische Grundlage boten dafür Zeitschriften wie Gottscheds „Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ (1732-1744), die von Lessing geprägten „Briefe, die neueste Litteratur betreffend“ (1759-1765), Friedrich Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ (1765-1806), Wielands „Deutscher Merkur“ (1773-1789, bis 1810 als „Der neue Teutsche Merkur“ fortgeführt) und das „Deutsche Museum“ von Heinrich Christian Boie und Christian Konrad Wilhelm von Dohm (1776-1788, bis 1791 als „Neues Deutsches Museum“ fortgeführt). Periodika dieser Art zeigten nicht nur eine weitere Spezialisierung im journalistischen Themenspektrum an, sondern übernahmen gleichzeitig auch eine wichtige Rolle im Prozess der Ausdifferenzierung des Literatursystems.

Eine kaum zu unterschätzende Bedeutung ist in dieser Entwicklung im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert auch dem Journalisten Karl August Böttiger zuzuschreiben, der in der Forschung gelegentlich ebenfalls als ‚Literarischer Journalist‘ bezeichnet wird (vgl. Sondermann 1983). Ohne Frage hat seine überaus produktive journalistische Tätigkeit für Blätter wie den „Neuen Teutschen Merkur“, das „Journal des Luxus und der Moden“, die „Horen“, die „Propyläen“ und etliche mehr ganz wesentlich dazu beigetragen, die Berichterstattung *über* Literatur zu beleben und damit auch zur Selbstverständigung des Literatursystems beizutragen. Zu Recht bezeichnet Ernst Friedrich Sondermann Böttiger als „eine der Schaltstellen der europäischen Kulturinformation“ (ebd.: 277). Im Sinne der definitorischen Festlegungen der vorliegenden Studie ist Böttiger jedoch weniger als Literarischer Journalist einzuordnen,

sondern vielmehr als – sehr wohl einflussreicher – Inhaber einer journalistischen Handlungsrolle des Literaturverarbeiters, die in seinem Falle allerdings nicht mit erkennbarer literarischer Gestaltungslust ausgefüllt wurde. So konstatiert auch Sondermann: „Als Kritiker literarischer Kunstwerke war er nicht originell, als Kolumnist und Neuigkeitsjäger [hingegen; tse] neugierig bis zur Indiskretion, was nur zum Teil als notwendiges Ingredienz jeder journalistischen Berichterstattung entschuldbar ist.“ (ebd.: 278) In dieser Hinsicht lässt sich Böttiger eher als Vorläufer des modernen Boulevardjournalismus werten (vgl. auch Unterstöger 2004: 45f.) – als Ahne späterer Literarischer Journalisten taugt er nicht.

Mit der fortschreitenden Expansion des Zeitschriftenmarktes, die hier nur beispielhaft angedeutet werden konnte, entwickelte sich eine institutionelle Grundlage für den schriftstellerischen Journalismus des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts. Diese neuerliche Verbindung von Literatur und Journalismus war jedoch nicht nur ein Resultat der verbesserten Druck- und Vertriebstechneiken, die den Autoren dieser Ära zur Verfügung standen. Sie leitet sich ganz wesentlich auch aus den grundlegenden gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Umbrüchen her, die der Geist der Aufklärung im deutschen Sprachraum ermöglicht hatte (vgl. Baumert 1928: 35ff.). Nach und nach, vor allem im Gefolge der Französischen Revolution, machten immer mehr Stimmen von den neuen Publikationsplattformen Gebrauch, um sich im Kampf um die Freiheit des Denkens an die Öffentlichkeit zu wenden (vgl. Bödeker 1981). Zunächst geschah dies noch in erster Linie im Rahmen literarischer, philosophischer oder religiöser Diskurse; spätestens in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts – also der Zeit des Jungen Deutschland – wurden diese Diskurse explizit politisch (vgl. Koszyk 1966: 22ff.).

Dieter Roß (2004: 77ff.) beschreibt die Verschiebungen im Verhältnis von literarischer und journalistischer Kommunikation in dieser Entwicklungsphase als ‚Journalisierung der Literatur‘: Um ihren Anliegen Gehör zu verschaffen, gründeten immer mehr Schriftsteller eigene Zeitschriften – und agierten häufig als Literaten, Herausgeber und Verleger in Personalunion. Es entstand ein Autor neuen Typs: der ‚Zeitschriftsteller‘, der literarischen Veröffentlichungen nicht nur einen konkreten Zeitbezug abverlangte, sondern auch die Aufgabe, sich rasonierend in die Zeitläufte einzumischen. Das Ergebnis war eine nie dagewesene Art von literarisch-journalistischer Produktion, die nicht mehr auf tradierte Ästhetik, sondern auf öffentliche Wirkung setzte und ihr Selbstverständnis, ihre Publikationsstrategien und Darstellungsformen darauf zuschnitt. Inhaltlich ging es den Autoren zunächst um die Durchsetzung individueller Freiheit(en) im weitesten Sinn, vor allem die der Presse und der Meinungsäußerung, aber auch um grundlegende Bürgerrechte in den Bereichen Justiz, Verwaltung und Poli-

tik – und mit der Forderung einer Verfassung und der Propagierung einer republikanischen Staatsform schließlich um Macht- und Systemfragen. Insgesamt dominierte das Konkrete, das Situative, das Aktuelle, aus dem keine ewigen, sondern nur zeitgemäße Lehren zu ziehen waren. Zu den bevorzugten Darstellungsformen gehörten Streitschriften, Augenzeugenberichte, Polemiken, Aufrufe, Briefe, Feuilletons und Satiren, die sich besser als die etablierten poetischen Techniken dazu eigneten, die politische Aufbruchstimmung der Zeit in Worte zu fassen – zumal sich mit dem Mittel der Ironie häufig auch die nach wie vor drohende Zensur in die Irre führen ließ. Damit gelangte die Verbindung von literarischen und journalistischen Herangehensweisen in der Ära des schriftstellerischen Journalismus zu einer bis dahin unbekanntem Symbiose.

Veranschaulichen lässt sich diese Entwicklung besonders am Beispiel einiger der großen Autoren des Jungen Deutschland und des Vormärz (vgl. etwa Hömberg 1975; Obenaus 1986; Remmel-Gortat 1991). Zu den ersten Repräsentanten, die das Programm des neuen ‚Zeitschriftstellers‘ in die Öffentlichkeit trugen, gehörte Ludwig Börne (vgl. u. a. Labuhn 1980; Marcus 1980; Rauschenberg 1989). In einer Ankündigung zu der von ihm zwischen 1818 und 1821 herausgegebenen Zeitschrift „Die Waage“ fordert er von seinen journalistisch und literarisch tätigen Mitstreitern, die „Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten und beides niederzuschreiben“ und darüber hinaus „als das Triebwerk selbst [zu dienen], welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt“ (zit. n. Roß 2004: 77). In der „Waage“, die ihn fast über Nacht berühmt machte, setzt er dieses Anliegen zunächst noch überwiegend im Rahmen von literatur- und theaterkritischen Beiträgen in die Tat um. Als die Zeitschrift aufgrund ihrer Metternich-kritischen Haltung verboten wurde, politisiert sich Börnes Publizistik in zunehmendem Maße. Aus mehreren Frankreich-Aufenthalten gehen unter anderem seine „Schilderungen aus Paris“ hervor, die ab 1822 in Cottas „Morgenblatt“ erscheinen, und im Anschluss an die Juli-Revolution von 1830 die zunächst an Jeanette Wohl gerichteten „Briefe aus Paris“. Sie verschmelzen die Formen des Korrespondentenberichts, des Feuilletons und der Reportage mit literarischen Gestaltungstechniken (vgl. Geisler 1982: 180ff.) und werden so zu einem schillernden, kommentierenden, anfeuernden öffentlichen Tagebuch, ja zu einem „europäischen Ereignis“ (Seibt 2004: 56), mit dem ihr Autor ein Bild der Politik der Freiheit zeichnet, entwickelt aus dem Alltag einer großen Stadt. Börnes Beiträge aus Paris zeigen exemplarisch, wie sich in der Zeit des Jungen Deutschland journalistische und literarische Ansätze mit politischen Ambitionen vermischten – und liefern damit Anschauungsmaterial für eine Gesinnungspublizistik, die für die deutsche Medienlandschaft lange prägend bleiben sollte.

Ähnliche Tendenzen lassen sich bei vielen namhaften Autoren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachweisen: so etwa bei Joseph Görres, dessen ab 1814 in Koblenz herausgegebener „Rheinischer Merkur“ bereits Anfang 1816 wegen seiner liberalen Forderungen wieder verboten wurde (vgl. u. a. Vogt 1953; Körber 1986; Cepl-Kaufmann/Johanning 2003); so bei Johann August Georg Wirth und Philipp Jakob Siebenpfeiffer, die nach verschiedenen journalistischen Initiativen 1832 das „Hambacher Fest“ organisierten und daraufhin in Untersuchungshaft gerieten (vgl. etwa Braun 1956; Krausnick 1997; Mlitz 2001; Hüls 2004, 2006); so bei Georg Büchner, der aufgrund seiner (Mit-)Urheberschaft an der revolutionären Flugschrift „Der Hessische Landbote“ steckbrieflich gesucht wurde und in Folge dessen 1835 zunächst nach Straßburg und dann nach Zürich flüchtete (vgl. z. B. Poschmann 1983; Hauschild 2004); so bei Karl Gutzkow, der nach dem Verbot seines bekanntesten Romans „Wally, die Zweiflerin“ 1836 wegen „Verächtlichmachung der Religion“ zu einem Monat Gefängnis verurteilt wurde und sich in der Folge zu einem der Stimmführer der jungdeutschen Bewegung entwickelte (vgl. v. a. Jendretzki 1988); so beim jungen Karl Marx, der 1842/43 als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“ und 1848/49 als Herausgeber der „Neuen Rheinischen Zeitung“ die radikaldemokratische bzw. sozialistische Linie dieser Blätter prägte, bevor die preußische Reaktion ihr Erscheinen unterband und Marx schließlich ins Londoner Exil ging (vgl. u. a. Bittel 1953; Bruhn/Bialowons 1970; Kurz 1988; Vollgraf 2006; Haase 2009); so schließlich auch beim mit Marx und Engels befreundeten Georg Weerth, der sich der kommunistischen Bewegung anschloss und für kurze Zeit als Feuilleton-Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“ arbeitete, nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 der Literatur und dem Journalismus jedoch enttäuscht den Rücken kehrte (vgl. z. B. Vaßen 1971; Gobron 1978; Vogt 1999; Melis 2005).

Ein wenig anders gestaltet sich die Verbindung von Literatur und Journalismus mit politischem Anspruch im Falle Heinrich Heines. Zwar rechnet die Literaturwissenschaft auch Heine dem Jungen Deutschland zu und sieht ihn und Ludwig Börne als die wichtigsten „Vorbilder des neuen Zeitschriftstellers“ (Eke 2005: 64), an dessen Beispiel sich der „Bruch mit der klassisch-romantischen Epoche und der Beginn einer neuen Literatur“ (Höhn 1987: 2) versinnbildlicht. Allerdings sahen viele Zeitgenossen die journalistische und künstlerische Tätigkeit Heines durchaus kritisch. So warf beispielsweise Börne seinem früheren Freund und Mitstreiter politische Gesinnungslosigkeit und Opportunismus vor, was in der Folge zu einem der bittersten Zerwürfnisse der deutschen Literaturgeschichte führte (vgl. Enzensberger 1986). Eine derartige Missbilligung von Heines Herangehensweise lässt allerdings außer Acht, dass auch seine journalistische Arbeit, die er stets von seiner Rolle als Dichter separierte, sehr

wohl von einem erkennbaren politischen Anspruch lebte. So zeigt etwa Gunter Reus (2003) am Beispiel von Heines Feuilletons für den „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“, wie der Autor mit dem Stilmittel der Ironie und der Anspielung auf den politisch-gesellschaftlichen Schein arbeitet, um zwischen den Zeilen Gesellschaftskritik und politischen Widerstand zu verbalisieren:

„Lange haben Heine-Leser und -Forscher solche Andeutungen nicht erkannt und in den ‚Briefen aus Berlin‘ (neben der Form) die politische Substanz vermisst [...]. Doch die Briefe haben beides. Heine benennt mit damals ungewöhnlicher Offenheit eine Vielzahl politisch-gesellschaftlicher Ereignisse und Erscheinungsformen. Über dieses faktisch Greifbare, über eine Fülle namentlich genannter Zeitgenossen wirft er das Netz seiner Anekdoten und Persiflagen, seiner fiktiven Figuren und Dialoge, seine Technik der Kontrastierung – und versetzt diesem Preußen vor den Augen der Zensur Nadelstiche, die leicht als Hochverrat verstanden werden konnten.“ (ebd.: 166f.)

Die skeptische Distanz, die Heines Verfahren kennzeichnet und die bei ihm zum wesentlichen Vehikel wird, um mit literarisch-journalistischen Mitteln um Wahrheit zu ringen, lässt sich auch für heutige Verhältnisse noch als überaus modern auffassen.

Gleiches gilt für Heines Verdienste um ein weiteres Genre im Grenzbereich zwischen Journalismus und Literatur: die Reportage. Wie vor allem Horst Pöttker (2000c, 2008) herausgearbeitet hat, spricht einiges dafür, Heine als eigentlichen Schöpfer dieser Darstellungsform anzuerkennen. Jedenfalls zeigt eine Analyse der „Tagesberichte“, die Heine 1832 als Korrespondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ über den Pariser Juni-Aufstand verfasste und die wenig später unter dem Titel „Französische Zustände“ auch in Buchform erschienen, dass der Autor den heutigen Anspruch an das Genre, eine zeitlich und räumlich begrenzte Situation möglichst authentisch und glaubwürdig wiederzugeben, geradezu muster-gültig umgesetzt hat. Dazu bediente er sich der charakteristischen Merkmale Atmosphäre, Präzision, Subjektivität und Simultaneität, die bis heute konstitutiv für die Reportage sind. Wesentlich ist dabei die Erkenntnis, dass Heine mit der kunstvollen Verbindung dieser Elemente bereits im Vormärz die Herausbildung einer spezifischen Funktion journalistischer Kommunikation vorwegnimmt:

„Indem Heine [...] ein wichtiges Geschehen vermitteln will, an dem das Publikum nicht unmittelbar teilnehmen kann, geht es ihm um nicht mehr, aber auch nicht weniger als das *Herstellen von Öffentlichkeit* im Sinne *allgemeiner Zugänglichkeit relevanter Realitäten*, wie auch immer diese beurteilt werden mögen. Daß ihm die Aufgabe, Kommunikationsbarrieren zu überwinden und beim Publikum anzukommen, in seinem professionellen Selbstverständnis, aber auch in seiner Arbeitspraxis im Zweifel wichtiger war als die Beein-

flussung des politischen Meinungsklimas, unterscheidet Heine, der allerdings auch nicht auf die Wiedergabe seiner Meinungen verzichtet hat, von anderen Publizisten des Vormärz und läßt ihn seiner Zeit weit voraus sein.“ (Pöttker 2000c: 44; H.i.O.)

Somit muss sich der Reporter Heine zwar sehr wohl den Vorwurf eines Mangels an *politischer* Gesinnung gefallen lassen. Gleichzeitig wird jedoch deutlich, dass er sich im Gegenzug in besonderem Maße einer spezifisch *publizistischen* Gesinnung verpflichtet fühlt, die der modernen journalistischen Funktion, die Gesellschaft bei ihrer Selbstbeobachtung zu unterstützen, bereits sehr nahe kommt (vgl. Pöttker 2008: 69). In diesem Sinne lässt sich Heinrich Heine als erster Vorbote einer Professionalisierung des Journalismus verstehen, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts auf das gesamte journalistische System übergreifen wird.

Die herausragende Stellung Heines als Innovator des Journalismus im Allgemeinen und der Reportage im Besonderen darf freilich nicht den Blick dafür verstellen, dass die Potenziale dieser Darstellungsform auch schon vor der Entstehung der Pariser „Tagesberichte“ von unterschiedlichsten Autoren erprobt und weiterentwickelt wurden. Michael Haller (1997: 17ff.) leitet die Ursprünge der Reportage beispielsweise aus den Traditionen der Reiseerzählung und des Augenzeugenberichts ab, die sich bis zu Herodot und Plinius d. J. zurückverfolgen lassen. Diese Deutung übersieht jedoch, dass bis ins 18. Jahrhundert hinein noch weitgehend die historischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen dafür fehlten, die soziale Funktion des Genres – und des Journalismus insgesamt – zur Entfaltung zu bringen (vgl. ähnlich auch Pöttker 2000c: 29). Um mit der authentischen Beschreibung der sozialen Realität in einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft bestehende Kommunikationsbarrieren zu überwinden, Öffentlichkeit herzustellen und damit zur Selbstbeobachtung der Gesellschaft beizutragen, bedarf es nicht nur darauf zugeschnittener Medienstrukturen, sondern auch eines ausreichend großen Lesepublikums, das diese Beschreibung rezipieren und verarbeiten kann. Diese Konstellation entwickelte sich erst mit dem Wachstum des Zeitschriftenmarktes im Verlauf des 18. und der allmählichen Entstehung der Massenpresse im 19. Jahrhundert. Insofern ist es naheliegend, die moderne Reportage als Produkt der fortschreitenden Ausdifferenzierung des Sozialsystems Journalismus zu verstehen, bei der literarische Traditionen (wie die des Reiseberichts) aufgegriffen und respezifiziert wurden, um die Erfüllung der Systemfunktion zu unterstützen.

Wie die vergleichsweise intensive Forschung zur Entwicklung der modernen Literarischen Reportage im deutschen Sprachraum gezeigt hat (vgl. z. B. Geisler 1982; Kostenzer 2009; Schütz 1977; aber auch Haas 1987, 1999), entstehen verschiedene Vorformen dieser Darstellungsform – Geisler (1982: 149) spricht von ihrem „Verpuppungsstadium“ – bereits

zum Ende des 18. Jahrhunderts. Als Beleg dafür lässt sich unter anderem Friedrich Justin Bertuchs Zeitschriftenprojekt „London und Paris“ (1798-1810) anführen (vgl. etwa Kaiser 2000; Greiling 2008). In einer Ankündigung für die unterhaltsame Stadtrevue bringt Bertuch 1798 sein Unbehagen mit der gängigen Tagesberichterstattung zum Ausdruck und will mit „London und Paris“ Alternativen anbieten: „Selbst die glaubwürdigsten Berichte offizieller Tageblätter, wie unbefriedigend und abgerissen sind sie, da sie höchstens nur den letzten Erfolg, selten oder nie das eigentliche *Warum* oder *Wodurch* angeben.“ (zit. n. Geisler 1982: 149; H.i.O.) Von seiner Zeitschrift erhofft sich Bertuch hingegen eine literarisch-journalistische Herangehensweise, die die Vorzüge aktueller Berichterstattung mit der weiter greifenden Analyse des Buches vereinen soll (vgl. ebd.: 153). Zwar fehlt in den Berichten in „London und Paris“ noch vieles zur modernen Reportage, nicht wenige der enthaltenen Texte weisen jedoch bereits zentrale Elemente dieser Darstellungsform auf – und lassen zudem den für Literarischen Journalismus konstitutiven Anspruch erkennen, etablierte Praktiken der journalistischen Wirklichkeitsbeschreibung zu korrigieren oder wenigstens zu ergänzen.

Ein ähnlicher Anspruch scheint in den Arbeiten verschiedener Schriftsteller dieser Zeit durch – so etwa bei Johann Pezzl (vgl. u. a. Haas 1989, 1999: 131ff.; Vogl 2004: 147ff.). Mit seiner „Skizze von Wien“ (1786-1790) präsentiert er beispielsweise eine umfangreiche feuilletonistische Kultur- und Sozialgeschichte der Großstadt, die auch heute noch als „Lehrstück für exakte Recherche und virtuose Reportage“ (Haas 1999: 135) gelten kann. Die in sechs Heften zusammengefassten 169 Einzelskizzen des Werks gingen über die üblichen Standards der zeitgenössischen Literatur hinaus, weil ihr Gegenstand ausdrücklich in der Wirklichkeit verwurzelt war – vom Autor mit Hilfe eines umfangreichen Quellenstudiums, Interviews, Sekundäranalysen und zum Teil selbst erhobenen Daten erschlossen. Sie übertrafen aufgrund ihrer sorgfältigen Komposition, ihrer sprachlichen Finesse und ihrer wohldosierten satirischen Färbung jedoch auch den Journalismus ihrer Zeit (vgl. ebd.: 133). In diesem Sinne lässt sich Pezzls Arbeit als Vorläufer der Literarischen Sozialreportage lesen, deren Blütezeit üblicherweise in der Phase des Übergangs vom 19. zum 20. Jahrhundert verortet wird (vgl. u. a. Kürbisch 1982; Cepe 1991; Stangl 2005; Rieder 2009).

In die gleiche Traditionslinie sind auch Georg Forster, Georg Friedrich Rebmann und Johann Gottfried Seume einzuordnen. Forster hat vor allem mit den drei Bänden seiner „Ansichten vom Niederrhein“ (1791-1794) Pionierarbeit für das Genre der (Sozial-)Reportage geleistet (vgl. u. a. Fischer 1990). Dies können auch Rebmanns „Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands“ (1793) für sich beanspruchen (vgl. z. B. Albrecht 1997). Gleiches gilt schließlich für Seumes „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ (vgl. etwa

Wimmer 1969). Bei allen drei Autoren mischt sich ein sozialkritischer Impetus mit dem Anspruch, ein durch Augenschein – oder andere journalistische bzw. vorwissenschaftliche Recherchetechniken – erschlossenes Geschehen möglichst authentisch abzubilden (vgl. u. a. Haas 1987, 1999: 188ff.). Damit grenzen sie sich erkennbar von der literarischen Tradition der Reiseerzählung ab und tragen zur Herausbildung einer spezifischen Funktion des Reportage-Journalismus bei, die wenig später bei Heine zum professionellen Prinzip werden sollte.

In den erwähnten Mischformen aus literarischer und journalistischer Kommunikation, die hier notwendigerweise nur cursorisch gestreift werden konnten, kommen bereits viele der Merkmale zum Vorschein, die für Literarischen Journalismus im Sinne einer strukturellen Kopplung der Systeme Literatur und Journalismus wesentlich sind. Es handelt sich bislang allerdings nur um Vorformen dieses Berichterstattungsmusters, denn eine vollständige Ablösung und Verselbständigung dieser Systeme setzt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Die bisherige Übersicht hat jedoch gezeigt, dass die Herausbildung einer spezifisch journalistischen Funktion im deutschen Sprachraum aufs Engste mit der Entwicklung der Literatur verbunden ist: Die schrittweise Durchsetzung des „Prinzips Öffentlichkeit“ (Pöttker 2006) in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wäre ohne das konstruktive Zusammenspiel journalistischer und literarischer Verfahren kaum denkbar gewesen – und belegt somit die Annahme, dass die Wurzeln des modernen Journalismus in der Literaturgeschichte verankert sind (vgl. Roß 2004: 82). Demnach ist die Genese des Literarischen Journalismus weitgehend deckungsgleich mit der funktionalen Differenzierung und Identitätsbildung des Journalismus insgesamt, denn der Journalismus in der Frühphase des Medienzeitalters ist nichts anderes als eine Fortschreibung der Literatur mit anderen Mitteln und zu neuen Zwecken.

7. Verselbständigung und Differenzierung: Feuilletonismus und Literarische Reportage

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts setzt sich die Professionalisierung des Journalismus – und damit seine Konstituierung als eigenständiges Funktionssystem mit fest etablierten Sinnengrenzen – weiter fort, jedoch keineswegs im Sinne der Neuerungen Heines: Journalistische Arbeit entwickelt sich zu einem Hauptberuf mit eigenem Profil und eigenen Arbeitsbereichen (vgl. Requate 1995: 139ff.). Auf der strukturellen Ebene bilden sich unterschiedliche redaktionelle Organisationseinheiten heraus, die zu einer Segmentierung journalistischer Kommunikationsprozesse (etwa in Form von Ressorts) und einer allmählichen Standardisierung der Darstellungsformen führen, was häufig eine arbeitsteilige Gestaltung redaktioneller Tätigkeiten nach sich zieht (vgl. Blöbaum 1994: 194ff.). Technische Innovationen ermöglichen das Entstehen der modernen Massenpresse und treiben damit Schritt für Schritt die „Vernachrichtlichung“ des Journalismus im deutschen Sprachraum voran (Roß 2004: 82; vgl. auch Eder 2005: 24f.), auch wenn die Tradition der für politische Zwecke vereinnahmten Berichterstattung in Deutschland noch weit bis ins 20. Jahrhundert hinein Bestand haben wird (vgl. Pöttker 2005). Dennoch: Angesichts der staatlichen Restriktionen, die dem Scheitern der 1848er-Revolution folgten, und wohl auch aufgrund persönlicher Resignation ziehen sich viele politisch ambitionierte Autoren aus der tagesaktuellen Publizistik zurück und konzentrieren ihre Veröffentlichungen auf den ‚Schonraum‘ herkömmlicher Literaturproduktion (vgl. Roß 2004: 83). Damit kommt es zu einer endgültigen Ablösung der zuvor in vielerlei Hinsicht überlappenden Kommunikationssysteme Literatur und Journalismus. Die Folge: Literarisch inspirierter Autorenjournalismus wird marginalisiert, „die literarische Reportage verschwindet für das nächste halbe Jahrhundert in der Versenkung“ (Geisler 1982: 238) – und mit ihr viele der Innovationen, die die Verfechter dieses Genres und des Literarischen Journalismus insgesamt in den Jahrzehnten zuvor erarbeitet hatten. Die Periode des „redaktionellen Journalismus“ (Baumert 1928: 47) hat begonnen.

Die Neuerungen des redaktionellen Journalismus sind nicht uneingeschränkt als Fortschritt zu interpretieren. Horst Pöttker (2008: 58) hat darauf hingewiesen, dass die Institutio-

nalisation der Öffentlichkeitsaufgabe und die Professionalisierung des Journalismus auch kontraproduktive Nebeneffekte mit sich bringen:

„Beispielsweise entstehen durch die Orientierung der Journalisten an professionellen Nachrichtenfaktoren, die ja immer auch Themen von journalistischer Beachtung *ausschließen* [...], neue Kommunikationsbarrieren. Es kann daher durchaus der Herstellung von Öffentlichkeit dienen, wenn der Journalismus die Grenze zur belletristischen Literatur durchlässig hält, um von dort Innovationen zu übernehmen.“

Dies gilt in besonderem Maße für den Bereich der Darstellungsprogramme, denn die zuvor diskutierten Beispiele zeigen, dass etwa eine literarische Gestaltung von Reportagen merklich dazu beitragen kann, die Authentizität des Geschilderten zu erhöhen und damit auch die Funktion des Journalismus zu stärken – sogar wenn dabei gelegentlich fiktionale Elemente in die journalistische Darstellung einfließen.

Die negativen Auswirkungen der graduellen Entfremdung von Literatur und Journalismus lassen sich vor allem an der Person Theodor Fontanes ablesen, der der Nachwelt in erster Linie als der wohl bedeutendste Romancier des deutschen Realismus in Erinnerung geblieben ist, in der Rolle des Journalisten aber als Gescheiterter erscheinen mag (vgl. u. a. Jolles 1975; Krings 2008; Neuhaus 1992, 1998). Der approbierte Apotheker sehnt sich schon früh nach einem Leben als freier Schriftsteller, muss aus finanziellen Gründen in den 1850er und -60er Jahren jedoch zunächst Redakteurstätigkeiten für den preußischen Staat und die konservative „Kreuzzeitung“ übernehmen, die ihn zu politischer und gestalterischer Anpassung zwingen. Sein umfangreicher privater Briefwechsel zeigt, wie sehr er darunter gelitten hat (vgl. Roß 2004: 94). Dass Journalismus für ihn in dieser Phase kaum mehr als Lohnschreiberei darstellt, belegen beispielsweise seine England-Korrespondenzen der Jahre 1852 und 1855-1859. Obwohl wenigstens teilweise selbst vor Ort, hat Fontane den Stoff für seine Artikel oft nicht selbst recherchiert, sondern englischen Zeitungen entnommen. Die Abhängigkeit von der heimischen „Zentralstelle für Preßangelegenheiten“ führt zu einer oft einseitigen Parteinahme für die preußische Reaktion (vgl. Neuhaus 1992: 75ff.). Das für Heine so wichtige Prinzip der Authentizität ist dem Reporter Fontane fremd (vgl. Pöttker 2008: 66f.). Erst als er 1870 eine Anstellung als Theaterkritiker bei der liberalen „Vossischen Zeitung“ findet, entwickelt er einen eigenen, aber stets am Leser orientierten Stil (vgl. Krings 2008: 269ff.). Diese Tätigkeit wird Fontane auch nach 1878 fortführen, als ihm – beinahe 60-jährig – mit dem Roman „Vor dem Sturm“ endlich der lange erhoffte Durchbruch als Schriftsteller gelingt. Journalismus und Literatur bleiben für ihn jedoch zeitlebens unterschiedliche Welten mit je eigenen Zielen und Regeln.

Das Beispiel Fontanes ist symptomatisch für die Entwicklung des Journalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Wenn die Innovationen des Literarischen Journalismus – auch und besonders in seiner erzählenden Ausprägung – konserviert und weiterentwickelt werden konnten, dann am ehesten im Feuilleton (vgl. Geisler 1982: 240). Definieren lässt sich Feuilletonismus mit Dovifat und Wilke (1976: 111; H.i.O.) als „*journalistische Haltung, die Einzelheiten und Zufälligkeiten des Tages in menschlich persönlicher Betrachtung so treffend sieht und darstellt, daß Wesentliches und Allgemeingültiges anklingen und geistig wirksam werden*“. Der Begriff und die damit verbundene Haltung fassten im deutschsprachigen Journalismus nach französischem Vorbild schon in der Zeit des Vormärz Fuß (vgl. abermals das Beispiel Heines) und manifestierten sich im Zuge der journalistischen Systembildung später in Form eines eigenständigen Ressorts, das dem Feuilleton eine strukturelle Grundlage bot. Zunächst fungierte dieses Ressort vor allem als Sammelplatz für die (meist wertende) Berichterstattung über Kunstereignisse jedweder Art – beispielsweise in Form von Rezensionen. Das Themenspektrum feuilletonistischer Autoren, die nicht selten einen literarischen Hintergrund hatten, weitete sich jedoch im Laufe der Zeit aus und wandte sich auch der Beschreibung alltäglicher Situationen, allgemein-menschlicher Stimmungen oder unscheinbarer Nebensächlichkeiten zu. Den meist mit hohem sprachlichem und stilistischem Anspruch gefertigten Texten dieser Autoren gelang es im besten Fall, einen „*symbolischen, gleichnishaften Charakter [zu] gewinnen, zum mindesten aber zu Höherem [zu] führen, Bleibendes, Allgemeines anklingen [zu] lassen*“ (Dovifat/Wilke 1976: 108; H.i.O.).

Anders als noch in den 1830er und -40er Jahren traten die literarisch-journalistischen Publizisten im Zuge der Feuilletonisierung meist nicht mit einem expliziten politischen Anspruch auf, doch ein gesellschaftskritischer Unterton kommt auch in ihren Arbeiten zum Tragen. „*Das Feuilleton ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln*“, hält deswegen auch Bernd Söseman (2000: 45; H.i.O.) fest. Es gehe ihm allerdings weniger um parteipolitische Stellungnahme als vielmehr um ein intuitives Nachspüren gesellschaftlicher Tendenzen in der Absicht, Nachdenklichkeit hervorzurufen. In diesem Sinne versteht Dieter Roß (2004: 90) das Aufkommen des Feuilletonismus als direkte Gegenbewegung zur ansonsten dominanten Vernachrichtlichung des Journalismus: „*Als das gemeinsame Ziel aller feuilletonistischen Autoren erscheint die Absicht, das rein Nachrichtliche und Kommentierende der Zeitungen nicht eigentlich zu ergänzen, sondern zu konterkarieren.*“ Der Feuilletonjournalismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und des frühen 20. Jahrhunderts lässt sich somit idealtypisch als Literarischer Journalismus charakterisieren, der als strukturelle Kopplung der Systeme Litera-

tur und Journalismus die gängigen Praktiken journalistischer Aussagenentstehung hinterfragen und damit als Irritation des Journalismussystems fungieren will.

Ein fruchtbarer Boden für die Entwicklung des modernen Feuilletonismus bot sich vor allem in den großen deutschsprachigen Metropolen mit ihrer lebendigen Kommunikationskultur und ihrem florierenden Pressewesen – allen voran in Wien (vgl. Langenbacher 1992a: 12). Als wohl berühmtester Feuilletonist der ‚Wiener Schule‘ gilt bis heute Daniel Spitzer (vgl. z. B. Nöllke 1994; Kreissler 1999; Gaug 2005; Orfei 2007). Seine Kolumne „Wiener Spaziergänge“, die ab 1865 zunächst im „Lokalanzeiger“ und im Kulturteil der „Presse“ erschien, später dann aber zur „Neuen Freien Presse“ wechselte, war fast drei Jahrzehnte lang ein gesellschaftliches Ereignis, das in den Salons und Cafés der Stadt für Gesprächsstoff sorgte. In ihr verarbeitete der Autor neben dem klassischen Feuilleton im Sinne der ‚Kleinen Form‘ vor allem lokalpolitische Berichte, Theaterkritiken, Reiseschilderungen, sozialreportage-ähnliche Produkte, politische Polemiken und kritische Satiren auf die Zeit und ihre Repräsentanten. Als ‚Spaziergänger‘ hatte Spitzer eine Haltung verinnerlicht, wie man sie von den Pariser Flaneuren kennt. Sie beruht auf der ‚Lektüre der Straße‘ als einer Form der Recherche, die zu Themen führt, die nicht die Tagesaktualität, sondern die Alltagsbedeutung für die Rezipienten diktiert (vgl. Langenbacher 2002b: 23). Die Funktion des Feuilletonisten sah Spitzer darin, „der Woche den Puls zu fühlen“ (zit. n. Orfei 2007: 139). Er „kann nie die Rolle des Mannes des Leitartikels, des kleinen Kapitalisten, des Recensenten spielen, aber er kann alle Rollen zugleich spielen; sobald sich über eine Sache nichts sagen läßt, fängt seine Wirksamkeit an“ (zit. n. ebd.: 90). In diesem Sinne gab es grundsätzlich kein Thema, das Spitzer nicht hätte aufgreifen können – sofern es die Lebenswirklichkeit seiner Leser betraf.

Neben Spitzer trug im späten 19. und in der Frühphase des 20. Jahrhunderts eine Vielzahl weiterer Autoren im Grenzbereich von Literatur und Journalismus dazu bei, das Wiener Feuilleton zu kultivieren: Ferdinand Kürnberger, nach der Teilnahme am Wiener Oktoberaufstand 1848 zunächst nach Deutschland geflohen, schrieb in Hamburg den Roman „Der Amerika-Müde“, kehrte jedoch Jahre später in seine Heimatstadt zurück und prangerte dort mit zahlreichen sprachmächtigen Beiträgen unter anderem in der „Deutschen Zeitung“ ebenso scharf wie humorvoll die österreichischen Verhältnisse an (vgl. z. B. Wildhagen 1985; Klimbacher 1999; Lengauer 2008). Theodor Herzl, der Nachwelt vor allem als zentraler Vordenker des politischen Zionismus in Erinnerung geblieben, war ebenso wie Spitzer über viele Jahre Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“, für die er neben kunstvoll komponierten Feuilletons auch manche Reportage von literarischer Qualität beisteuerte – unter anderem in seiner Zeit als Paris-Korrespondent (vgl. Schochet 1950; Wachten 1991; Schoeps 1995; Kernmayer

2000). Hermann Bahr, eigentlich ein studierter Jurist, verfasste über 40 Theaterstücke und fast ein Dutzend Romane, trat als Journalist jedoch vor allem mit seinen viel beachteten Kritiken und Essays im „Neuen Wiener Tagblatt“ in Erscheinung (vgl. etwa Breckner 1978; Daviau 2002; Brambilla 2010). Peter Altenberg, ein stadtbekannter Bohemien, prägte das Berufsbild des ‚Kaffeehausliteraten‘ und schuf mit der ‚Prosaskizze‘ eine schriftstellerische Form, die dem journalistischen Feuilleton in vielerlei Hinsicht ähnelte (vgl. u. a. Köwer 1987; Barker 1996; Wellerling 1999; Simfors 2009). Alfred Polgar, selbst ein großer Verehrer Peter Altenbergs, arbeitete zunächst als Gerichts- und Parlamentsreporter bei der „Wiener Allgemeinen Zeitung“, entwickelte sich später aber zu einem der führenden Theaterkritiker seiner Zeit und zum „Meister der kleinen Form“ (Melchinger 1968: 14), dessen Texte auch von internationalen Blättern nachgefragt wurden (vgl. beispielsweise Schwedler 1973; Weinzierl 1985; Polt-Heinzl/Scheichl 2007). Anton Kuh, dessen Vater Emil über viele Jahre als Redakteur und später als Chefredakteur für das „Neue Wiener Tagblatt“ tätig war, war seinen Zeitgenossen vor allem als gefragter Stegreifredner bekannt, was seiner überaus produktiven Tätigkeit als Schreiber jedoch nicht gerecht wird: In den fast 1.000 von ihm nachgewiesenen Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften unterschiedlichster Herkunft erweist er sich als weniger Wortakrobat, der die von Altenberg inspirierte Tradition der Kaffeehausliteratur in der Zwischenkriegszeit auf die nächste Entwicklungsstufe hievte (vgl. etwa Schulenburg 2001). Die Liste der Wiener Grenzgänger zwischen Literatur und Journalismus, die mal mehr dem einen, mal mehr dem anderen Kommunikationssystem zuneigten, ließe sich beliebig fortsetzen.

Doch auch die Berliner Presselandschaft hat im gleichen Zeitraum einige herausragende Feuilletonisten hervorgebracht, die dem durchschnittlichen Tagesjournalismus ein literarisch inspiriertes Kontrastprogramm entgegenzusetzen hatten: Zu nennen ist in diesem Kontext zum Beispiel Maximilian Harden, der sich zunächst mit Theaterkritiken im „Berliner Tageblatt“, in der „Nation“ und in der „Gegenwart“ einen Ruf erschrieb, 1892 dann mit der „Zukunft“ ein eigenes Wochenblatt gründete und später wegen seiner streitlustigen Kommentierungen zum Gegenwartsgeschehen beinahe Opfer eines Mordanschlags wurde (vgl. z. B. Weller 1970; Young 1971; Neumann/Neumann 2003). Auch Alfred Kerr machte bereits in jungen Jahren mit seinen Berliner Feuilletons und Reportagen auf sich aufmerksam, bevor er spätestens in der Zeit zwischen den Weltkriegen zum einflussreichen „Großkritiker“ (Roll 2004: 101) aufstieg, der die Rezension zu einer eigenen Kunstform weiterentwickelte (vgl. u. a. Schneider 1984; Herskovics 1990; Fehlig 2007). Ein brillanter Stilist war auch Victor Auburtin, der aus kleinen vermischten Nachrichten pointierte Sittenbilder der spätbürgerlichen Ge-

sellschaft ableitete (vgl. etwa Klages 1964; Tomczuk 2008). Auch Paul Schlesinger begann seine journalistische Laufbahn mit kleinen feuilletonistischen Episoden aus dem Berliner Alltagsleben, fand seine Berufung jedoch erst 1921 als Gerichtsreporter der „Vossischen Zeitung“, dessen subjektiv gefärbte Miniaturen sich kaum mehr um journalistische Konventionen scherten (vgl. Holzhaider 2004). Zu einem der gefragtesten und am besten bezahlten Journalisten der Weimarer Zeit wurde Kurt Tucholsky, der sein politisches Engagement nicht nur als Kabarettautor, Liedtexter, Romancier und Lyriker zum Ausdruck brachte, sondern auch als Starautor der „Weltbühne“ – und vieler, vieler weiterer Publikationen, in denen er unter verschiedensten Pseudonymen veröffentlichte (vgl. v. a. Austermann 1985). Zu den großen Namen der publizistischen Szene in Berlin gehörte in den Jahren vor der ‚Machtergreifung‘ Hitlers schließlich auch Erich Kästner, der nicht nur Gedichte und Glossen, sondern auch Reportagen und Rezensionen für verschiedene Tageszeitungen wie das „Berliner Tageblatt“ und die „Vossische Zeitung“, aber auch für „Die Weltbühne“ verfasste (vgl. Sarkowicz 1999; Neuhäus 2003c).

Allen – hier nur beispielhaft genannten – Autoren, ob in Wien, Berlin oder anderswo aktiv, ist gemeinsam, dass ihre literarisch-journalistischen Publikationsstrategien sich nach und nach zu einem eigenständigen Berichterstattungsmuster verselbständigten, das sich von Anfang an als Gegenentwurf zur ab Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden ‚Vernachrichtlichung‘ des Journalismus beschreiben lässt. Waren derartige Wirklichkeitsbeschreibungen zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch eher die Ausnahme, so lässt sich spätestens zur Jahrhundertwende von einem regelrechten Boom des Feuilletonismus sprechen, der bis zum Ende der Weimarer Republik anhalten sollte.

Es ist kaum verwunderlich, dass diese Entwicklung auch Kritiker auf den Plan gerufen hat (vgl. Roß 2004: 91ff.): So hat etwa Hermann Hesse im Roman „Das Glasperlenspiel“ (1943) seine Ära abwertend als „feuilletonistische[s] Zeitalter“ charakterisiert, das durch eine auffällige Oberflächlichkeit des Denkens und eine Beliebigkeit des Kulturschaffens gekennzeichnet sei. Noch radikaler fiel die Abrechnung von Karl Kraus aus: In seinem Essay „Heine und die Folgen“ (1910) diskutiert Kraus den literarischen Wert von Heines Arbeiten und macht ihn letztlich als Ursprung des von ihm verhassten Feuilletonismus aus. Sprachliche Kunst werde dabei zum bloßen „Ornament“ degradiert, während der Inhalt zur Nebensache verkomme: „Ein Feuilleton schreiben heißt auf einer Glatze Locken drehen; aber diese Locken gefallen dem Publikum besser als eine Löwenmähne der Gedanken“, frotzelte Kraus. Als „Element des Journalismus“ akzeptiert er allein „das Informatorische“, das Nachrichtliche, mit Einschränkungen auch das Kommentierende. Was darüber hinausreicht, lehnt er als Missbrauch

ab: „Anstatt die Presse geistig trocken zu legen und die Säfte, die aus der Literatur ‚gepreßt‘, ihr erpreßt wurden, wieder der Literatur zuzuführen, betreibt die fortschrittliche Welt immer aufs neue die Renovierung des geistigen Zierats.“ (zit. n. Roß 2004: 92f.) Die Schärfe dieser Kritik verdeutlicht nur noch einmal das Irritationspotenzial, das Literarischen Journalismus auszeichnet, wenn er dem auf reine Faktenvermittlung ausgerichteten Nachrichtenjournalismus ein provokatives Alternativmodell gegenüberstellt.

Eine solche Alternative bot der Literarische Journalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch nicht nur in Form des Feuilletons, sondern nach längerem Stillstand auch wieder in der Ausprägung der literarisch ambitionierten Sozialreportage. Dieses Genre traf im deutschsprachigen Raum vor allem zum Ende des Jahrhunderts auf einen fruchtbaren Boden, weil nach den journalistisch-literarischen Innovationen Forsters, Seumes, Heines und Weerths (vgl. oben) mittlerweile auch sozialwissenschaftliche Fortschritte erzielt worden waren, die eine kontinuierliche Verfeinerung der Recherchetechniken zur Datenerhebung in unterschiedlichen sozialen Milieus ermöglichten (vgl. z. B. Rieder 2009: 98ff.). Hinzu kam mit dem allmählichen Entstehen der sozialdemokratischen Arbeiterpresse eine organisatorische Grundlage, die erzählenden Journalismusformen mit gesellschaftlicher Gestaltungsabsicht die notwendigen publizistischen Plattformen bot (vgl. Kürbisch 1982: 14). Durch die Verbindung literarischer und journalistischer Traditionen mit sozialwissenschaftlichen Erhebungsmethoden und sozialreformerischem Anspruch erlebte die Sozialreportage um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einen großen Aufschwung (vgl. analog Cepe 1991; Haas 1987, 1999; Rieder 2009; Stangl 2005). Dies lässt sich beispielsweise an den Veröffentlichungen der beiden „k. u. k. muck rakers“ (Haas 1987: 288) Victor Adler und Max Winter ablesen, die eine Vielzahl akribisch recherchierter und oft virtuos komponierter Sozialreportagen aus der Arbeitswelt des damaligen Österreichs veröffentlichten und das Genre auf diese Weise „in die Nähe der ‚idealen Reportage‘“ (ebd.: 291) führten (vgl. auch Haas 2000; Houska 2003; Riesenfellner 1987; Selbherr 1995).

Vor allem in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg wurden die Potenziale der Literarischen Reportage bei der Beschreibung sozialer Realität zu einem viel diskutierten Thema, was sich nicht nur an einer Häufung entsprechender Textbeispiele in unterschiedlichsten Pressemedien, sondern auch an einem intensivierten theoretischen Diskurs zu diesem Genre ablesen lässt. Die Entwicklung der Darstellungsform in dieser Phase und die damit verbundenen theoretischen Implikationen – etwa im Kontext der Realismus-Debatte und der ‚Neuen Sachlichkeit‘ – sind in der deutschsprachigen Literaturforschung besonders seit den 1970er Jahren vergleichsweise detailliert aufgearbeitet worden (vgl. etwa Geisler 1982; Karst 1976a; Kürbisch

1982; Lethen 1970; Schütz 1974, 1976, 1977, 1979b; Siegel 1978; aber auch Becker 2000; Kostenzer 2009; Kyora/Neuhaus 2006; Vaydat 1991 und viele andere). Demnach waren es vor allem die Wirren der Nachkriegszeit, verbunden mit den dadurch ausgelösten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Spannungen, die in Deutschland ein elementares Bedürfnis nach verlässlicher Information und sinnstiftender Orientierung aufkommen ließen (vgl. etwa Schütz 1979a: 6f.). Diese soziale Funktion konnte das auf Anschauung und Erzählung basierende Genre der Reportage offenbar besser erfüllen als andere Formen der journalistischen Berichterstattung, die während des Krieges aufgrund verfälschender Wirklichkeitsbeschreibung in Misskredit geraten waren (vgl. Kostenzer 2009: 23).

Ein wichtiger Kristallisationspunkt der Diskussionen um das Genre war und ist der in Prag geborene Egon Erwin Kisch (vgl. u. a. Schlenstedt 1959, 1985; Queißer 1964; Siegel 1973; Geissler 1982; Prokosch 1985; Hofmann 1988; Patka 1997; Ceballos Betancur 2000; Schulz 2009; Ihl 2010), von dem häufig behauptet wird, dass er „die literarische Reportage als Form überhaupt erst auf die Tagesordnung gesetzt hat“ (Geisler 1982: 9). Zweifelsohne hat er mit seinen zahllosen journalistischen Veröffentlichungen – von den Anfängen beim „Prager Tagblatt“ bis zu den großen Reportagebänden seiner späten Reisejahre – immer wieder bemerkenswertes Anschauungsmaterial für den Facettenreichtum des Genres geliefert. Kischs Ausstrahlung erklärt sich wenigstens zum Teil aber auch daraus, dass er sich verschiedentlich und mit durchaus unterschiedlichen Akzentuierungen auch theoretisch zur Reportage geäußert hat – und der Form dadurch zu einer Programmatik verholfen hat. Seine Sichtweise entwickelt sich dabei von einer eher objektivistischen Position zu einer stärker die gestaltende und politisch wertende Funktion des Reporters herausstellenden Deutung (vgl. analog Geissler 1982: 17ff.; Ceballos Betancur 2000: 34; Schulz 2009). Im Vorwort seiner 1925 erschienenen Reportagensammlung „Der rasende Reporter“ verpflichtet sich Kisch noch auf ein Programm der Tendenzlosigkeit:

„Der Reporter hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt. Er hat unbefangene Zeuge zu sein und unbefangene Zeugenschaft zu liefern, so verlässlich, wie sich eine Aussage geben läßt [...]. Selbst der schlechte Reporter – der, der übertreibt oder unverlässlich ist – leistet werktätige Arbeit: denn er ist von den Tatsachen abhängig, er hat sich Kenntnis von ihnen zu verschaffen, durch Augenschein, durch ein Gespräch, durch eine Beobachtung, eine Auskunft.“ (zit. n. Unger 2003: 175)

Zehn Jahre später, als Kisch am I. Internationalen Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur in Paris teilnimmt und dort ein Referat hält, gilt ihm die Reportage „als Kunstform und Kampfform“. Dieser Wandel der Ansprüche an die Darstellungsform von der möglichst sach-

lichen Realitätsbeschreibung hin zur Verbalisierung konkreter politischer Standpunkte spiegelt sich auch in seinen eigenen journalistischen Texten wider (vgl. ebd.: 178ff.). Auch wenn Kisch – wie die bisherige Übersicht gezeigt hat – die Literarische Reportage keineswegs erfunden hat, so ist doch unbestritten, dass er eine kaum zu übersehende Wegmarke auf dem Entwicklungspfad dieses Genres darstellt: Indem er in seiner Textarbeit die Innovationen unterschiedlicher Vorläufer wie Heine (vgl. Geisler 1982: 206), Adler oder Winter (vgl. Haas 1987: 288) aufgreift, führt er verschiedenartige Traditionen des deutschsprachigen Literarischen Journalismus zusammen – und verhilft dem Berichterstattungsmuster so zu einem bis dahin kaum gekannten Glanz. Im Gegensatz zu anderen deutschsprachigen Reportern wird Kisch auch international ein merklicher Einfluss auf die Entwicklung und grenzüberschreitende Diffusion dieses Journalismustyps zugestanden (vgl. Hartsock 2009b: 120).

Natürlich gab es neben Kisch diverse weitere Autoren, die sich vor allem in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts um die Pflege der in Mode gekommenen literarisch gestalteten Reportage bemühten – etwa Alfons Paquet (vgl. z. B. Brenner/Cepl-Kaufmann/Thöne 2001), Erik Reger (vgl. z. B. Tauschke 1997), Franz Carl Weiskopf (vgl. z. B. Hiebel 1973), Ernst Toller (vgl. z. B. Neuhaus/Selbmann/Unger 1999), Siegfried Kracauer (vgl. z. B. Stalder 2003), Leo Lania (vgl. z. B. Doll 1998), Bernard von Brentano (vgl. z. B. Singer 1992), Heinrich Hauser (vgl. z. B. Rossmann 2010) und manchen mehr. Kaum einer von ihnen konnte sich jedoch auch nur annähernd die Bekanntheit erarbeiten, die Kisch damals wie heute zukam bzw. immer noch -kommt.

Unter den Zeitgenossen Kischs gab es wohl nur einen, dessen Bedeutung für den Literarischen Journalismus und den Journalismus insgesamt ähnlich hoch einzuschätzen ist: den im galizischen Brody geborenen, in Wien und Berlin zu höchstem Ansehen gekommenen und später im Pariser Exil verstorbenen Reporter, Feuilletonisten, Filmkritiker, Romancier, Erzähler und Novellisten Joseph Roth (vgl. u. a. Westermann 1987, 1994; Todorow 1994; Quaresima 1994; Eicher 2010). Der breiten Öffentlichkeit ist der umtriebige Autor vor allem für Romane wie „Hiob“ (1930), „Radetzky marsch“ (1932) oder „Die Kapuzinergruft“ (1938) bekannt geblieben, doch auch im journalistischen Fach wird sein Name bis heute in einem Atemzug mit Heine, Tucholsky oder Kisch genannt (vgl. Langenbucher/Wetzstein 2010: 402). Seine bemerkenswert umfangreiche, in nicht mehr als 20 Jahren entstandene journalistische Produktion – die Werkausgabe seiner Reportagen, Rezensionen, Feuilletons und Glossen umfasst über 3.000 Buchseiten – gibt dazu allen Anlass (vgl. dazu und zum Folgenden Eberwein 2010c).

In die journalistische Lehre ging Roth in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg. Nach einigen Gelegenheitsveröffentlichungen wird der Germanistik-Studienabbrecher 1919 Redakteur bei der Wiener Tageszeitung „Der Neue Tag“, wo er vor allem lokale Themen bearbeitet – von Veranstaltungsnotizen über Berichte zu Tagesereignissen bis hin zu Alltagsbeobachtungen. Seine Texte erscheinen in der Rubrik „Wiener Symptome“ und zeichnen sich aus durch ihren Blick auf das Unscheinbare, scheinbar Nebensächliche, das Roth meist mehr interessiert als äußerliche Vorgänge; sie sind sprachlich pointiert und leben von ihrem melancholischen und ironischen Tonfall, ganz in der Tradition des Wiener Feuilletons mit seiner kritischen Gegenwartsdiagnostik (vgl. oben).

Als „Der Neue Tag“ 1920 wegen finanzieller Probleme eingestellt wird, geht Roth nach Berlin, wo es „etwas zu verdienen“ gibt. Er findet schnell Arbeit, schreibt unter anderem für die „Neue Berliner Zeitung“, den „Berliner Börsen Courier“, später auch für das SPD-Organ „Vorwärts“, wo er seine Artikel gerne als „Der rote Joseph“ zeichnet. Tatsächlich wird sein Ton in dieser Phase schärfer, politischer, doch seine Themen bleiben die gleichen: das Kleine, Abseitige und Unsichtbare. Insbesondere das Ostberliner Arbeiterviertel und die Armen- und Waisenhäuser ziehen ihn an, in bemerkenswerten Sozialreportagen fängt Roth den Zustand der Gesellschaft ein. Zentral bleibt für ihn jedoch auch hier die Gattung des Feuilletons, der er in zahlreichen Äußerungen eine bedeutende soziale Funktion zumisst: „Ich mache keine ‚witzigen Glossen‘. Ich zeichne das Gesicht der Zeit. Das ist die Aufgabe einer großen Zeitung“, wird er später an seinen Vorgesetzten Benno Reifenberg schreiben.

Ab 1923 beliefert der rastlose Schreiber auch die liberale „Frankfurter Zeitung“ (FZ), zunächst als Berlin-Korrespondent, ab 1925 dann aus Paris. Spätestens jetzt wird Roth zu einem der bekanntesten Journalisten im deutschsprachigen Raum: Kaum ein Kollege kann höhere Honorare einstreichen als er. Seine publizistischen Erfolge ermöglichen ihm zwischenzeitlich ein Leben in Saus und Braus. Umso härter trifft es ihn, als die FZ-Redaktion den Pariser Korrespondentenposten 1926 an Friedrich Sieburg übergibt. Auf der Suche nach neuen journalistischen Stoffen unternimmt der enttäuschte Roth nun ausgedehnte Reisen, unter anderem durch die Sowjetunion, Albanien, Polen und Italien. Vor allem diese Reportagen verfügen über eine zeitlose Strahlkraft, die sie auch heute noch lesenswert macht.

Roth schreibt auch in der Zeitung niemals nur für den Tag: „Ein Journalist [...] kann, er soll ein Jahrhundertschriftsteller sein“, rechtfertigt er seinen Anspruch 1925 in einer Besprechung neuer Bücher von Kisch und Polgar. „Die echte Aktualität ist keineswegs auf 24 Stunden beschränkt. Sie ist zeit- und nicht tagesgemäß.“ Überzeitliche Bedeutung verleiht der Journalist Roth seinen Texten vor allem durch literarische Gestaltung, die teilweise an die

Grenze zur Fiktionalisierung geht. Trotzdem sieht er sich dem Augenschein und der Realitäts-treue verpflichtet, denn: „Nur durch eine minutiöse Beobachtung der Wirklichkeit kommt man zur Wahrheit“, wie er 1927 schreibt. Literarische Techniken sind ihm nur Hilfsmittel, um Authentizität zu erzielen.

Unmittelbar nach Hitlers ‚Machtergreifung‘ 1933 flüchtet der Jude Roth nach Paris. In den folgenden Exil-Jahren gerät ihm die Wirklichkeit mehr und mehr aus dem Fokus. Zwar veröffentlicht er auch nach 1933 noch regelmäßig in journalistischen Publikationen, doch immer häufiger verliert er sich dabei in monarchistischen Phantasien, die ihn für eine Wiederauferstehung der Habsburg-Dynastie schwärmen lassen. Der desillusionierte Starjournalist, dessen Honorare von Auftrag zu Auftrag bescheidener werden, manövriert sich ins politische Abseits – und baut auch körperlich ab. Das unstete Dasein eines Bohemiens und zahllose Alkoholexzesse fordern schließlich ihren Tribut. Seine letzten Jahre im Pariser Exil sind Verfall. Bevor er im Mai 1939 mit nur 44 Jahren seiner Trinksucht erliegt, setzt er sich mit der wundervollen „Legende vom heiligen Trinker“ ein Denkmal.

Roths Herangehensweise – als Feuilletonist ebenso wie als Reporter – verdeutlicht eindrucksvoll die funktionalen Möglichkeiten eines Literarischen Journalismus als Gegenentwurf zum journalistischen Mainstream. Ebenso symptomatisch ist jedoch sein schneller Niedergang: „Das ‚Dritte Reich‘ stellt für die Entwicklung der Gattung in mehrfacher Hinsicht einen Hiatus dar“, erklärt etwa Michael Geisler (1982: 286). Zum einen sorgte die Presselenkung des Hitler-Regimes dafür, dass die sozialkritische Funktion des Literarischen Journalismus nach und nach unterdrückt wurde, was Enthüllungen sozialer oder politischer Missstände nach 1933 schwierig, wenn nicht gar unmöglich machte. Zum anderen fehlten dem Berichtermuster schlicht die Autoren, denn die Avantgarde des Literarischen Journalismus hatte sich in den 1920er Jahren vor allem aus jüdischen Journalisten und Literaten zusammengesetzt, die während der NS-Zeit zu einem beträchtlichen Teil im Konzentrationslager ermordet wurden oder ins Ausland flüchteten (vgl. auch Duchkowitsch 2010: 16f.). So kam es bis 1945 zu einem deutlichen Bruch in der Geschichte des deutschsprachigen Literarischen Journalismus. Eine lange Tradition, die sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen lässt und im 19. und frühen 20. Jahrhundert zu einer imposanten Blüte gelangte, ging vorerst zu Ende.

8. Neu-Formierung: Zwischen Standardisierung und Innovation

Der von den Nationalsozialisten eingeleitete Bruch in der Entfaltung des Literarischen Journalismus wirkte in Deutschland auch nach 1945 fort. Ausschlaggebend war dafür in erster Linie die Pressepolitik der Besatzungsmächte, die die Strukturen des Journalismussystems einer grundlegenden Neuordnung unterzogen (vgl. Blöbaum 2002, 2005). Dies machte sich vor allem auf der Ebene der journalistischen Darstellungsformen bemerkbar: Die von den westlichen Alliierten verschriebene Trennung von Nachricht und Meinung wurde zu einem verpflichtenden Grundsatz journalistischer Kommunikation und zog eine endgültige Ablösung von politischen Bindungen nach sich, die im deutschen Journalismus für lange Zeit dominant gewesen waren (vgl. oben). Das Andocken an den positivistischen Nachrichtenjournalismus angelsächsischer Provenienz verhalf dem westdeutschen Journalismus zu einem nachhaltigen Modernisierungsschub, der journalistischen Akteuren die Chance eröffnete, ihre Berufsrolle als autonome Vermittler von Informationen zu interpretieren. Er sorgte jedoch auch dafür, dass der Modus literarjournalistischer Kommunikation bereits im Keim erstickt wurde: Vorherrschendes Element der Berichterstattung waren nun die uniform aufgebauten Beiträge der Presseagenturen; Meinungselemente (wie Leitartikel, Kommentar oder Glosse) wurden streng isoliert und in den neu lizenzierten Zeitungen meist auf der 3. oder 4. Seite platziert; subjektive Elemente (wie Reportage, Feature oder Essay) fanden zunächst überhaupt keinen Raum (vgl. Haller 1997: 47).

Im Osten Deutschlands versuchte man zwar, die Tradition der Literarischen Reportage aufzugreifen, „verfiel dabei jedoch in den Fehler, die Gattung in liebevoller Umarmung zu erdrücken“ (Geisler 1982: 294). Hier wie dort lag das besondere Irritationspotenzial des Literarischen Journalismus bis auf Weiteres brach, zumal auch die Kernstrukturen des Journalismussystems nach dem alles erschütternden Inferno des Nationalsozialismus erst einmal wieder aufgebaut werden mussten, um überhaupt eine journalistische Grundversorgung zu ermöglichen. Von einer produktiven strukturellen Kopplung zwischen Literatur und Journalismus war im Deutschland nach 1945 zunächst nichts zu spüren.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass sich nicht auch in dieser Entwicklungsphase wenigstens Spurenelemente eines Literarischen Journalismus nachweisen lassen. Allerdings sind derartige Beispiele bislang nur bruchstückhaft erforscht und können an dieser Stelle daher nur flüchtig gestreift werden.

Für zaghafte Kontinuitäten des Berichterstattungsmusters sorgten unter anderem die wenigen Autoren, die während des Krieges in Deutschland verblieben waren oder nach Kriegsende aus dem Exil zurückkehrten. Das prominenteste Beispiel dafür liefert Erich Kästner, der im Oktober 1945 die Leitung der Feuilletonredaktion der „Neuen Zeitung“ in München, herausgegeben von der Information Control Division der US-amerikanischen Besatzungsmacht, übernahm (vgl. z. B. Barnouw 1999; Doderer 2001; Wagener 2003). In seinem „Münchener Theaterbrief“ vom 18. Oktober 1945 begründet Kästner sein Engagement in Deutschland mit der sozialen Funktion eines Schriftstellers als Beobachter und Chronist:

„Ein Schriftsteller will und muß erleben, wie das Volk, zu dem er gehört, in schlimmen Zeiten sein Schicksal erträgt. Gerade dann ins Ausland zu gehen, rechtfertigt sich nur durch akute Lebensgefahr. Im übrigen ist es seine Berufspflicht, jedes Risiko zu laufen, wenn er dadurch Augenzeuge bleiben und eines Tages schriftlich Zeugnis ablegen kann.“ (zit. n. Barnouw 1999: 145)

Diese selbst gestellte Aufgabe setzte Kästner bei der „Neuen Zeitung“ in mehr als 100 Artikeln um, die sich unter anderem mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands, mit der Kollektivschuldthese, dem seinerzeitigen Demokratie- und Politikverständnis, dem kulturellen Wiederaufbau und dem Alltag im Nachkriegsdeutschland befassten (vgl. Wagener 2003: 199ff.). Vor allem seine Beiträge zum alltäglichen Leben jener Jahre sind Zeugnis für die besondere Perspektive Kästners als Daheimgebliebener: „In lebhaften Bildern und anschaulichen Vergleichen erfasste Erich Kästner das Wesentliche, und seine Anteilnahme und Aufmunterungen gewannen durch den gleichartigen Erfahrungshorizont für seine Leser an Glaubwürdigkeit und Authentizität“, resümiert Benjamin Wagener (ebd.: 221f.). Die Freiheiten für seine literarisch-journalistische Herangehensweise waren bei der „Neuen Zeitung“ jedoch begrenzt. Als Kästner die Einflussnahme durch die amerikanischen Herausgeber zu viel wird, gibt er den Posten als Feuilletonleiter nach nicht einmal drei Jahren wieder ab (vgl. Barnouw 1999: 148). Literarischer Journalismus im Gewand des Feuilletonismus hatte in der deutschen Presselandschaft der Nachkriegszeit keinen Raum.

Auch die Literarische Reportage, die in den Weimarer Jahren bei Kisch und Roth einen vorläufigen Höhepunkt erreicht hatte, schien nach 1945 zunächst einmal vergessen. Zwar berichtet Klaus Scherpe (1982a: 12) von „nach Tausenden zählenden Alltagsgeschichten und

Erfahrungsberichten in der Form der Reportage“, die in den Jahren nach Kriegsende „für den Tag geschrieben und [...] in einer Vielzahl oft ebenso rasch gegründeter wie gescheiterter Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren“ verbreitet wurden (vgl. auch Scherpe 1982b). Anschauungsmaterial dafür liefert unter anderem die zwischen 1946 und 1949 von Alfred Andersch und Hans Werner Richter herausgegebene Zeitschrift „Der Ruf“, die der Form eine neue Heimstatt bot. Allerdings mangelt es den meisten der hier und anderenorts veröffentlichten Reportagen zumeist – und angesichts der allgemeinen Orientierungslosigkeit der Nachkriegszeit keineswegs zufällig – an sozialkritischem Anspruch und konkreten Handlungsimpulsen, die das Genre zuvor ausgezeichnet hatten. „Es fehlt das gesellschaftspolitische Bewußtsein, das Kischs Devise von der ‚logischen Phantasie‘ ihren Sinn gab“, kommentiert auch Scherpe (1982a.: 16). Zusammenfassend bewertet er die reportageähnlichen Texte jener Jahre, die „in der Mehrzahl ohne künstlerischen Anspruch geschrieben wurden“ (ebd.: 14), als „wenig anspruchsvoll und produktiv“ (ebd.: 17). Überblicksdarstellungen zur Entwicklung der Literarischen Reportage kommen für diesen Zeitraum zu einem ähnlich abschätzigen Urteil (vgl. Geisler 1982: 305; Kostenzer 2009: 25).

Allerdings muss noch einmal daran erinnert werden, dass gerade die Phase der Neuformierung des Literarischen Journalismus nach 1945 von der Forschung bislang weitgehend ausgeklammert wurde. Immerhin verweisen Wolfgang R. Langenbucher und Irmgard Wetzstein (2010: 387ff.) mit ihrem „Alphabet einer Generation“ auf eine ganze Kohorte von Journalisten, die nach 1945 in die westdeutsche Medienöffentlichkeit strebte und dabei allmählich zur Etablierung eines „real existierenden Hochkulturjournalismus“ beitrug, der in vielen Fällen weitgehend deckungsgleich mit dem in der vorliegenden Studie diskutierten Literarischen Journalismus sein dürfte. Zwischen ‚A‘ wie Conrad Ahlers und ‚Z‘ wie Helmut Zilk versammeln Langenbucher/Wetzstein fast 70 weitere Namen (Wilhelm Bittorf, Klaus Harpprecht, Hans-Ulrich Kempfski, Gerhard Prause, Jan Reifenberg, Manfred Sack, Jochen Steinmayr, Carola Stern – um nur einige wenige zu nennen), die als Kandidaten für einen „Kanon Journalismus deutscher Sprache“ gehandelt werden – und die zu einem Gutteil bereits jetzt als beispielhafte Vertreter der Gegenwartsreportage (vgl. Karst 1976b) oder als moderne „Klassiker des Kulturjournalismus“ (vgl. Porombka/Schütz 2008) anthologisiert sind. Diese Namen und die mit ihnen verbundenen journalistischen Innovationen zu systematisieren, ist eine noch unbearbeitete Aufgabe für die zukünftige Forschung. Für den hier angestrebten historischen Überblick soll es genügen, sie als Indizien dafür zu werten, dass seit den 1950er und -60er Jahren eine Vielzahl von Autoren in die journalistischen Redaktionen strömte, die dem rein informierenden Nachrichtenjournalismus einen jeweils individuell gestalteten Kontrapunkt

entgegenzusetzen hatte. Damit war einer langsamen Wiedergeburt des Literarischen Journalismus die Tür geöffnet.

Die Voraussetzung dafür ergab sich, wie Michael Haller (1997: 47f.) notiert, aus der Erkenntnis mehrerer Zeitschriften- und Zeitungsredaktionen, dass der nur nachrichtliche Journalismus gerade nicht in der Lage sei, die soziale Wirklichkeit angemessen wiederzugeben. Er tue nämlich so, als bestünden alle Ereignisse nur aus abstrakten, objektiv gegebenen Informationen, die in der Summe ein Abbild der gesellschaftlichen Gesamtstruktur darzustellen im Stande sind. Die handelnden Menschen – mit ihren Eigenheiten, Neigungen, Stärken und Schwächen – seien dem Journalismus dabei jedoch abhanden gekommen. Vor diesem Hintergrund war es nur naheliegend, dass nach längerer Dürre in vielen Medien die Potenziale der literaturnahen Darstellungsform Reportage wiederentdeckt wurden: als Reise- oder Augenzeugenbericht, als Supplement zur politischen Berichterstattung, als vergnügliches Unterhaltungsstück – oder auch als anschauliche Schilderung aufdeckender Rechercheergebnisse.

Dieser Trend spiegelte sich in der Einrichtung eigener Ressorts oder Rubriken, die – wie die „Seite 3“ in der „Süddeutschen Zeitung“ oder das „Dossier“ in der „Zeit“ – der Reportage einen festen Ort im Publikationsgefüge sichern sollten (vgl. Sittner 2007; Willeke 2011). Vollerorts entstanden Beilagen oder neue Magazintypen, um der Darstellungsform genügend Raum zu bieten. „Spätestens seit der Gründung (und dem raschen Auflagenerfolg) der Hochglanz-Reportagenzeitschrift ‚Geo – das neue Bild der Erde‘ im Jahre 1976 gilt die moderne Zeitungsreportage wieder als eine besondere, auch als eine ganz besonders schwierige Darstellungsform“ (Haller 1997: 48). Zu dieser Aufwertung hat sicherlich auch die Einführung verschiedener Ehrungen und Preise beigetragen (vgl. Kostenzer 2009: 25) – wie etwa der ab 1977 vom „Stern“ vergebene „Egon-Erwin-Kisch-Preis“ (seit 2005: „Henri-Nannen-Preis“ in der Kategorie „Reportage“), der nicht nur jährlich Best-practice-Beispiele des qualitativ vollen Reportagejournalismus in die öffentliche Wahrnehmung rücken, sondern mit Hilfe seines Namensgebers gleichzeitig auch auf die (zwischenzeitlich vergessenen) Traditionen des deutschsprachigen Literarischen Journalismus aufmerksam machen soll.

Dieser Umstand kann freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass im Zuge der Entwicklung des redaktionellen Journalismus auch die Darstellungsform der Reportage einer weitreichenden Standardisierung zum Opfer gefallen ist und mit den literarisch ambitionierten Textbeispielen der 1920er Jahre häufig nicht mehr viel gemein hat. So klagt etwa Erhard Schütz (1979a: 5): „Die Faustformel für eine passable Reportage – Aufmacher, Berichtkern mit eingängigen Wendungen, Schlußpointe – ist längst, geradezu naturwüchsig scheinend, Standard

der Presse überhaupt oder, wie im SPIEGEL, zur Manier geworden“. Besonders unliterarisch sei das Genre in seiner Ausprägung als Sportreportage (vgl. ebd.: 25).

Einen genuin literarischen Anspruch an die Reportage stellte allerdings eine aus dem Literatursystem hervorgehende Innovation: Initiativen wie die Dortmunder „Gruppe 61“ und der darauf aufbauende „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“ setzten sich für eine literarische Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Gegenwart – vor allem mit dem Bereich der industriellen Arbeitswelt – ein und forcierten damit seit den 1960er Jahren einen allgemeinen Trend zur Wiederentdeckung dokumentarischer Literaturformen (vgl. beispielsweise Fischbach/Hensel/Naumann 1979; Hensel 1980; Gerhard/Palm 2012). Die langfristig größte Aufmerksamkeit zog dabei Günter Wallraff auf sich, der vor allem für seine investigativen Rollenreportagen über die „Bild“-Zeitung und unterschiedliche Großunternehmen bekannt wurde (vgl. u. a. Dithmar 1973; Linder 1986; Braun 2007; Gottschlich 2007). Auch wenn ihre Herangehensweise sich zum Teil grundlegend unterscheidet, wird Wallraff immer wieder als legitimer Nachfolger Egon Erwin Kischs beschrieben (vgl. z. B. Geisler 1982: 305ff.; Josephi/Müller 2010). Gegen diese Sichtweise spricht allerdings schon allein der Hinweis, dass Wallraff sich lange Zeit dagegen gewehrt hat, überhaupt als ‚Journalist‘ bezeichnet zu werden – er bevorzugte stattdessen den Begriff ‚Wortarbeiter‘ (vgl. Haucke 1987: 25).

Allgemeiner Konsens herrscht jedoch in der Annahme, dass Günter Wallraff – ebenso wie einige weitere Innovatoren in den 1960er und -70er Jahren (vgl. oben) – wesentlich dazu beigetragen hat, das Genre der Literarischen Reportage wieder in den gesamtgesellschaftlichen Diskurs einzubringen. Damit wird nach einem kurzen Interregnum auch das Konzept des Literarischen Journalismus insgesamt wieder zum Thema, das bei der Systementwicklung des Journalismus eine gewichtige Rolle spielen kann. Spätestens Mitte der 70er Jahre hatte die zwischenzeitlich unterbrochene strukturelle Kopplung zwischen Literatur und Journalismus wieder Bestand.

9. Differenzierung und Entgrenzung: Neuer Literarischer Journalismus

Das zeitliche Zusammenfallen der neuerlichen Ausdifferenzierung des Literarischen Journalismus mit einer Phase der allgemeinen Journalismusgeschichte, die Heinz Pürer und Johannes Raabe (vgl. 1996: 32ff.) als ‚redaktionstechnischen Journalismus‘ charakterisieren, legt die Vermutung nahe, dass zwischen diesen Entwicklungen auch ein kausaler Zusammenhang besteht. Tatsächlich erscheint es nicht unplausibel, das Wiedererstarken literarjournalistischer Kommunikationsstrategien auch als Reaktion auf eine zunehmende Technisierung des Journalismus zu interpretieren. War redaktionelles Arbeiten bis in die 1970er Jahre hinein weitgehend von technischen Tätigkeiten getrennt, setzte ab etwa 1975 mit dem Aufkommen neuer Kommunikationstechnologien eine fortschreitende ‚Computerisierung‘ (vgl. etwa Weischenberg 1982; Hummel 1990) journalistischer Thematisierungsleistungen ein, die im Internetjournalismus der Gegenwart einen vorläufigen Höhepunkt erreicht hat (vgl. Neuberger/Nuernbergk/Rischke 2009). Zwar kommen die Möglichkeiten der computergestützten Recherche und Datenverarbeitung den Ansprüchen des aktuellen Nachrichtenjournalismus in vielerlei Hinsicht entgegen (vgl. z. B. Machill/Beiler/Zenker 2008). Sie führen jedoch auch zu einer oft kontraproduktiven Beschleunigung journalistischer Kommunikationsprozesse, die mit neuen berufsethischen Problemstellungen und mitunter auch Qualitätseinbußen einhergeht (vgl. Meier 2003; Neuberger 2004c). Literarischer Journalismus als strukturelle Kopplung der Sozialsysteme Literatur und Journalismus lässt sich vor diesem Hintergrund als Gegenentwurf zum technisierten Informationsjournalismus beschreiben: Er setzt gezielt auf Entschleunigung und Überzeitlichkeit – in der Annahme, dass eine hintergründig recherchierte und gut erzählte Geschichte die Erfüllung der journalistischen Primärfunktion eher unterstützt als ein möglichst schneller und umfangreicher Nachrichtenumsatz.

Wie Michael Haller (vgl. 1997: 49ff.) zeigt, gibt es darüber hinaus aber noch weitere Gründe, warum erzählende Journalismusformen in den 1970er Jahren eine erneute Wertschätzung erlangten: Von zentraler Bedeutung ist dabei eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung, die Haller unter Berufung auf Jürgen Habermas (1985) die „neue Unübersichtlichkeit der Gesellschaft“ nennt. Mit dieser griffigen Formel beschreibt er einen in diesem Zeitraum einset-

zenden sozialen Wandlungsprozess, im Zuge dessen die Gesellschaftsstruktur und ihre einzelnen Teilbereiche zunehmend komplexer wurden und zu einer markanten Erhöhung der institutionellen Schranken und Barrieren geführt haben. Den daraus resultierenden Ohnmachts- und Entfremdungsgefühlen auf Seiten der einzelnen Menschen kommen laut Haller erzählende Darstellungsformen wie die Reportage am weitesten entgegen: „Sie glänzt nicht mit der Makellosigkeit der Magaziningeschichte, sie erstarrt nicht unter der Faktizität der Nachrichtenmeldung – sie bekennt sich vielmehr zur *Einseitigkeit* ihres Blickwinkels und sucht *Nähe* zu den Dingen.“ (Haller 1997: 50; H.i.O.)

In der Konsequenz entwickelte sich im Journalismus ein Trend zum „Neo-Individualismus“ (ebd.: 51), der zur Umsetzung der journalistischen Funktion eher einzelne Personen und ihre alltäglichen Handlungskontexte thematisiert als abstrakte Institutionen und ihre offiziellen Verlautbarungen. Die Technik der Personalisierung und der damit verbundene Wunsch nach Authentizität in der Berichterstattung sind jedoch nicht nur Erkennungsmerkmale der Darstellungsform Reportage – sie zeichnen auf übergeordneter Ebene auch Literarischen Journalismus insgesamt aus. Wenn Haller also den Neo-Individualismus der Reportage, der „ein wichtiges Korrektiv zum Anonymismus des News-Journalismus“ (ebd.: 52) darstellt, als Anzeichen für einen grundlegenden Innovationsschub des Journalismus sieht, so verweist er damit gleichzeitig auf einen Wandel der Kommunikationsbedingungen im Journalismus-system, die ein Wiederaufleben des Literarischen Journalismus erst möglich machen.

Ein Großteil der Forschung zur jüngeren Entwicklung des Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum greift als definitorischen Bezugspunkt den Begriff des ‚New Journalism‘ bzw. des ‚Neuen Journalismus‘ auf (vgl. oben). Die Deutung des Begriffes fällt dabei aber höchst unterschiedlich aus: Während vor allem in der Grundlagenliteratur Neuer Journalismus unreflektiert mit Literarischem Journalismus gleichgesetzt wird, um damit eine direkte Übernahme von Programmatik und Gestaltungstechniken bekannter US-amerikanischer New Journalists wie Tom Wolfe in den deutschsprachigen Journalismus zu suggerieren (vgl. etwa Weischenberg 2002: 115f.), behauptet etwa Oliver Meier (2004), dass es im Prinzip nie ein deutschsprachiges Pendant zum in den USA beheimateten New Journalism gegeben hat. Differenzierter wirkt angesichts dieser konträren Sichtweisen die Vermutung Hans J. Kleinsteubers (2004: 194),

„dass im Ursprungsland USA und in Deutschland nur begrenzt dasselbe unter dem gemeinsamen Begriff New Journalism verstanden wird. Die Rezeption des Terminus bei uns muss als Prozess und Ergebnis eines transkulturellen Transfers gesehen werden. Als wir uns in Deutschland mit den Problemen einer journalistisch-literarischen Entgrenzung zu beschäftigen begannen, fehlten offensichtlich eigene Begriffe, weshalb

sich das Wolfe'sche Wort wohlfeil anbot. Entstanden war der New Journalism aber in einem ganz anderen, eben genuin amerikanischem Kontext.“

Auch Gianluca Wallisch (2000: 89) weist darauf hin, dass deutschsprachige Autoren in den 1980er Jahren zwar sehr wohl einige stilistische Merkmale des US-amerikanischen New Journalism in ihre eigene journalistische Herangehensweise übernommen haben, keineswegs aber seine spezifische Programmatik. In diesem Sinne erscheint es naheliegend, den Begriff New Journalism für die Bezeichnung einer zeitlich begrenzten Epoche des Literarischen Journalismus in den USA zu reservieren, die dort vor allem in den 1960er und -70er Jahren für öffentlichen Nachhall sorgte. Ein deutschsprachiger Neuer Journalismus, der auf das amerikanische Vorbild Bezug nahm, entwickelte sich hierzulande erst zeitversetzt im Verlauf der 80er Jahre. Allerdings – das haben schon die theoretischen Erörterungen in Kapitel 4.3 der vorliegenden Arbeit gezeigt – stellt dieser Neue Journalismus nur einen kleinen Ausschnitt innerhalb des viel breiter zu fassenden Berichterstattungsmusters des Literarischen Journalismus dar.

Zur Beschreibung der jüngeren Geschichte des Literarischen Journalismus im deutschsprachigen Raum wird daher in dieser Studie der Begriff ‚*Neuer Literarischer Journalismus*‘ vorgeschlagen. Er knüpft an die Wortprägung ‚New New Journalism‘ von Robert S. Boynton (2005), der damit verdeutlichen will, dass sich der Literarische Journalismus auch in den USA weiterentwickelt hat, nachdem sich Tom Wolfe und Co. aus der journalistischen Arbeit zurückgezogen haben. Er grenzt sich jedoch gleichzeitig durch die Übertragung ins Deutsche von Boynton ab, um anzuzeigen, dass an dieser Stelle eine eigenständige deutschsprachige Tradition des Literarischen Journalismus diskutiert wird. Welche Ausprägungen diese Tradition in den letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts angenommen hat, ist im Detail noch zu zeigen.

Ein erster Gliederungsvorschlag zur Unterscheidung verschiedener Strömungen des Literarischen Journalismus in seiner jüngsten Entwicklungsphase wurde bereits im Theorieteil dieser Studie vorgestellt: Mit Ralf Hohlfeld (2004: 341ff.) lässt sich differenzieren zwischen Asphaltliteratur, Autorenjournalismus, Gonzojournalismus, Popjournalismus, Neuem bzw. Jungem Feuilleton und Zeitgeistjournalismus. Eine Durchsicht der neuesten Forschungsliteratur zum Thema bekräftigt jedoch den ersten Eindruck, dass diese Typologie weder distinkt noch umfassend ist. Wenn Hohlfelds Raster für den folgenden Überblick dennoch als Ordnungsschema herangezogen wird, dann geschieht dies mit der klaren Zielsetzung, an geeigneter Stelle Präzisierungen und Ergänzungen vorzunehmen.

Grundsätzlich zeigt sich, dass die einzelnen Entwicklungslinien mal erkennbar an US-amerikanische Vorbilder des Literarischen Journalismus anknüpfen, mal aber auch als originär deutsche Journalismustradition gelten können. Sie bauen mal auf eher erzählende Darstellungsformen, mal mehr auf räsonierende oder argumentierende. Mal ist das dem Literarischen Journalismus eigene Irritationspotenzial, das sich aus der strukturellen Kopplung von Literatur und Journalismus ergibt, sehr rigoros ausgeprägt, mal scheint es fast, als seien die diskutierten Formen der Berichterstattung allmählich im Zentrum der Strukturen des Journalismus-systems angekommen. Gerade in dieser Hinsicht ist jeweils zu hinterfragen, inwiefern die thematisierten Beispiele überhaupt noch Ausprägungen eines alternativen Berichterstattungsmusters darstellen – oder ob sie nicht längst zum neuen Mainstream geworden sind.

Ein direktes Anknüpfen an eine US-Tradition des Literarischen Journalismus lässt sich für die Variante des Gonzojournalismus annehmen, der damit einen Teilbereich des Neuen Journalismus darstellt. Der Begriff ‚Gonzo journalism‘ geht zurück auf Bill Cardoso, ehemals Redakteur beim ‚Boston Globe‘, der die Wortschöpfung Anfang der 1970er Jahre benutzte, um damit eine journalistische Herangehensweise zu beschreiben, die der US-amerikanische New Journalist Hunter S. Thompson erstmals in einer Reportage über das traditionsreiche Kentucky Derby („The Kentucky Derby is decadent and depraved“) erprobt hatte (vgl. Mosser 2012). Der Text zeichnete sich durch eine Reihe von Präsentationstechniken aus, die später zum typischen Erkennungsmerkmal für Thompsons Veröffentlichungen wurden: Der als Ich-Erzähler in der Geschichte präsente Autor wird zu ihrem eigentlichen Protagonisten; der inhaltliche Fokus schwenkt vom ursprünglichen Berichterstattungsgegenstand (hier: dem Galopprennen) zu einer Auseinandersetzung mit unterschiedlichsten – mitunter kaum zusammenhängenden – persönlichen Reflexionen des Autors; zum Kernthema wird am Ende der qualvolle Kampf des Autors, aus seinen Erlebnissen rechtzeitig zum vereinbarten Abgabetermin überhaupt einen druckbaren Text herzustellen – was im Falle Thompsons durch ein ausuferndes Besäufnis zusätzlich erschwert wird. Das damit verbundene Moment des Selbstversuchs hat Thompson in späteren Beiträgen wie dem drogenschwangeren „Fear and loathing in Las Vegas“ (1971), das der Autor übrigens weitgehend im nüchternen Zustand niederschrieb, zu seinem Markenzeichen gemacht (vgl. etwa Alexander 2012; Russell 2012).

Im deutschen Sprachraum sind der Begriff Gonzojournalismus und der Ansatz Hunter S. Thompsons seit den 1980er Jahren von verschiedenen Autoren aufgegriffen und nachgeahmt worden (vgl. beispielsweise Anderer 2010; Krause 2008). Zu den prominenteren Vertretern dieses Genres gehört Helge Timmerberg, dessen nachdrücklich in der Ich-Form verfasste Reportagen mit vielen Genre-Konventionen brechen, bis heute aber auch in Qualitätsmedien wie

der „Süddeutschen Zeitung“, „Stern“, „Spiegel“, „Zeit“ und vielen anderen Zeitungen und Zeitschriften erscheinen. Seine Ablehnung etablierter redaktioneller Arbeitsroutinen hat Timmerberg dabei nie verheimlicht. Immer wieder pocht er auf seine Freiheiten als Autor, beispielsweise indem er fordert: „Kein Briefing! Niemals. Und prinzipiell.“ Denn: „Das Leben kooperiert nicht mit deinem Briefing.“ (Timmerberg 1988: 19) Als Grundvoraussetzung für unbeeinflusstes journalistisches Schreiben sieht er seine Freiberuflichkeit:

„Ich kenne keinen festangestellten *neuen* Journalisten. Gibt's nicht. Wer einen Chefredakteur als direkten Vorgesetzten akzeptiert, hat das Rennen schnell verloren. Danach wird er seinen Stil verlieren, seine Ideen und vor allem seinen Spaß. Chefredakteure sind nur dann zu ertragen, wenn man sie als Kunden betrachtet und die eigenen Texte als eine Ware, die nur der bekommt, der am besten bezahlt und am wenigsten redigiert. Nur dann funktioniert New Journalism.“ (ebd.; H.i.O.)

Timmerbergs unangepasster, mitunter schräger Gonzostil ist ein Musterbeispiel für Literarischen Journalismus, der sich dezidiert als Irritation des gängigen Informationsjournalismus positioniert. In die gleiche Traditionslinie sind auch die Ich-Reportagen des 2011 verstorbenen Marc Fischer einzuordnen – wie zuletzt sein posthum erschienenes Buch „Hobalala“ verdeutlichte, in dem er sich auf eine journalistisch-literarische Spurensuche nach João Gilberto, dem legendären Erfinder des Bossa Nova, begibt.

Einen direkten Bezug zum US-amerikanischen New Journalism lassen auch diejenigen deutschsprachigen Autoren erkennen, die Erhard Schütz (1992) unter den Dachbegriffen „Asphaltliteratur“ (ebd.: 70) oder „Gesellschaftsliteratur“ (ebd.: 64) zusammenführt. Als typische Vertreter dieser Gattung sieht er Journalisten wie Gundolf S. Freyermuth, Matthias Horx, Matthias Matussek und Cordt Schnibben – allesamt in den 1950er Jahren geboren und in den 1980ern bei Stadtzeitschriften und Szene-Magazinen wie „Pflasterstrand“, „Tempo“, „TIP“, „Wiener“, „Zitty“, aber auch Hochglanzjournalen wie „Geo“, „Merian“, „Transatlantik“ und Blättern wie „Stern“, „Spiegel“ und „Zeit“ beruflich sozialisiert. Schütz sieht diese Autoren als legitime Nachfolger großer deutschsprachiger Reporter wie Egon Erwin Kisch, Joseph Roth, Erik Reger und Siegfried Kracauer, ihre direkten Vorbilder finden sich jedoch im US-Journalismus. Schnibben und Co. haben

„ihren Gestus und ihre Technik eher dem amerikanischen ‚New Journalism‘ abgesehen, den Posen und Verfahren der Jimmy Breslin, Norman Mailer, Truman Capote, Gay Talese und Tom Wolfe. Von daher – nicht unbedingt direkt, sondern häufig vermittelt über viele Instanzen – stammen die Adaptionen von Techniken visueller Medien, stammt die Kontextuierung zu Comic, Pop-Musik und Sport, der imaginative Zugriff und die persönliche Involviertheit, kurz, der Habitus des ‚journeyman artist‘.“ (ebd.: 66)

Als verbindenden Fluchtpunkt dieser Autoren sieht Schütz zudem biografische Parallelen: Durch ihre Geburt in den frühen 50ern seien sie gemeinsam in das Wirtschaftswunder hineingewachsen und wurden zur jüngsten der am 68er-Protest beteiligten Generationen. Nicht zuletzt aufgrund ihrer Nähe zur Musik der amerikanischen Gegenkultur „schreiben [sie; tse] unter anderen kulturellen, literarischen, rhetorischen Paradigmen und mit anderen Intentionen als die Generationen vor ihnen“ (ebd.: 67). Neben ihren redaktionellen Veröffentlichungen haben alle der genannten ‚Asphaltliteraten‘ in den 80er und 90er Jahren auch Reportage-Bücher publiziert – Matthias Horx etwa über „Die wilden Achtziger“ (1987), Cordt Schnibben unter dem Titel „Neues Deutschland“ (1988), Gundolf S. Freyermuth mit seiner „Reise in die Verlorengegangenheit“ (1990) und Matthias Matussek mit Porträts- und Reportagensammlungen wie „Palais Abgrund“ (1990) oder „Palasthotel Zimmer 6101“ (1991) – um nur einige Titel zu nennen. Auch damit signalisieren sie ihren Anspruch, als Journalisten auch über den Tag hinaus rezipiert werden zu wollen (vgl. Wilke 2008b).

Als „facettenreichere“ Fortschreibung der Asphaltliteratur sieht Ralf Hohlfeld (2004: 341) den „Autorenjournalismus“, den er in erster Linie über die lange Form charakterisiert: „Essays und Reportagen werden meist in Kurzgeschichten- oder Novellenlänge veröffentlicht.“ Diese zeitgenössische Spielart des Literarischen Journalismus verortet Hohlfeld vor allem in der Zeitschriftenpresse – und führt beispielhaft Enzensbergers zwischen 1980 und 1991 erschienenenes Monatsblatt „Transatlantik“ an (vgl. dazu Winkler 1998). Es gibt aber auch frühere Beispiele, die sich diesem Genre zuordnen lassen: Bereits ab 1974 veröffentlichte Marie-Luise Scherer im „Spiegel“ in regelmäßigen Abständen Literarische Reportagen, die eine unverwechselbare Handschrift trugen (vgl. Graf 2009; Herrmann 2006). In den folgenden Jahren und Jahrzehnten – vor allem in der Zeit vor und nach der deutsch-deutschen Wiedervereinigung (vgl. Augstein 1995) – pflegte der „Spiegel“, ursprünglich als faktizierendes ‚news magazine‘ anglo-amerikanischer Tradition gegründet, immer mehr auch erzählende Darstellungsformen, was sich nicht zuletzt an der Person Cordt Schnibbens nachvollziehen lässt, der nach dem Eintritt in die Redaktion 1989 bald die Leitung eines neu geschaffenen Reporterpools übernahm und zehn Jahre später gemeinsam mit Matthias Geyer Chefredakteur der Zeitschrift „Spiegel Reporter“ wurde, die kurz darauf im neu geschaffenen „Spiegel“-Ressort „Gesellschaft“ aufging (vgl. Geißler 2007). Einen ähnlichen Aufstieg erlebte die ambitionierte Autorenreportage im gleichen Zeitraum in vielen Zeitschriften – und mitunter auch auf den neu geschaffenen Reportage-Seiten der Tagespresse (vgl. oben). Ohne Frage greifen die Autoren dieses Genres bei der Gestaltung ihrer Texte immer wieder auch auf verschiedenste literarische Erzähltechniken zurück (vgl. z. B. Hauptmeier 1997) – und sind in diesem Sinne als

Literarische Journalisten zu charakterisieren. Allerdings erscheint es fraglich, dem Autorenjournalismus ein erkennbares Irritationspotenzial zuzuschreiben. Vielmehr wird – das zeigt auch das Mission Statement des 2007 gegründeten „Reporter Forums“ (vgl. Reporter Forum 2007) – gut geschriebener Reportagejournalismus immer mehr zum Synonym für Qualitätsjournalismus und lässt sich demnach mittlerweile als zentrales Element journalistischer Programmierung werten, weniger als die Systemstrukturen verunsichernde Ausnahme.

Neben den aus der Asphaltliteratur hervorgegangenen Reportern identifiziert Erhard Schütz (1995) eine weitere Gruppe Literarischer Journalisten, die der jüngeren Entwicklung des Berichterstattungsmusters ihren Stempel aufgedrückt haben: Er nennt sie knapp die „Kolumnisten“ (ebd.: 107) und meint damit Autoren wie Maxim Biller, Wiglaf Droste, Max Goldt und manche andere, die über viele Jahre hinweg in Zeitschriften wie „Tempo“, „TIP“ und „Titanic“ publiziert haben, immer wieder aber auch in der Tages- und Wochenpresse präsent sind. Anders als die Reporter erinnern die Kolumnisten eher an die feuilletonistische Tradition des deutschsprachigen Literarischen Journalismus und lassen das Vermächtnis von Autoren wie Hermann Bahr, Alfred Polgar und Kurt Tucholsky wieder aufleben. Allerdings treffen ihre Texte durchaus den Nerv der Zeit:

„Es sind Texte genuin von Zeitung und Zeitschrift her, von Autoren des ‚feuilletonistischen Zeitalters‘, das – entgegen Hermann Hesses utopischer Annahme – weiter andauert. Es sind Texte, nicht zuerst an Literatur orientiert, sondern an Popmusik, Epitexte der Popkultur. Doch sind gerade deren Autoren am dichtesten an der Zeit, am Zeitgeist wie seiner Kritik: Autoren, die Unterhaltung politisch begreifen, Traditionalisten des *prodesse et delectare*.“ (ebd.: 103)

Parallelen finden sich bei Biller, Droste und Goldt etwa in ihrer Lust auf Polemik, am Regelverstoß und am Schockierenden. Auch wenn sich ihre Themen im Detail unterscheiden: Gemeinsam ist ihnen der Moralismus darin – mal lauthals vorgetragen, mal stiller intoniert. Gemeinsam ist ihre Sprache, die Sprache der Unkorrektheit als moralische Korrektur (vgl. ebd.: 107). In diesem Sinne ist das irritative Moment der Kolumnisten deutlich stärker ausgeprägt als das der Reporter.

Nur teilweise gilt dies auch für das Neue bzw. Junge Feuilleton (vgl. Hohlfeld 2004: 343), das in der vorliegenden Studie analytisch vom Kolumnenjournalismus à la Biller getrennt wird. Zwar haben mit dieser Gruppe assoziierte Autoren wie Claudius Seidl, Willi Winkler oder Andrian Kreye dem Journalismus ebenfalls zu einem Innovationsschub verholfen, indem sie sich vom klassischen Rezensionsfeuilleton abwendeten und dieses mit häufig essayistischen Beiträgen aus dem populärkulturellen Themenspektrum reformierten. Allerdings hat

ihre redaktionelle Verankerung in den Kulturressorts überregionaler Qualitätszeitungen wie der „Süddeutschen Zeitung“ und der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ schnell dafür gesorgt, dass sich ihre Herangehensweise in der Branche etabliert hat und als neuer Standard akzeptiert wird. Ähnlich wie beim erzählenden Autorenjournalismus ist hier also eine Migration literarjournalistischer Kommunikationsstrategien von den Rändern ins Zentrum des Journalismussystems zu beobachten, die sich als Entgrenzung des Subsystems Literarischer Journalismus interpretieren lässt – und zu einem Aufgehen seiner Elemente im Journalismus als solchem geführt hat. Wenigstens punktuelle irritative Impulse – meist von ganz bestimmten Autoren ausgehend – sind jedoch auch in diesem Genre nicht ausgeschlossen, wie beispielsweise die oft unkonventionellen Darstellungsansätze Marcus Jauers im Feuilleton der FAZ und der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ zeigen.

Eine weitere Traditionslinie, die bei der Beschreibung der jüngeren Entwicklung des Literarischen Journalismus relevant ist, wird in der Literaturwissenschaft unter den Schlagworten ‚Popliteratur‘ und ‚Popjournalismus‘ diskutiert (vgl. z. B. Ernst 2001; Frank 2004). Im engeren Sinne werden unter diesem Label Autoren wie Christian Kracht, Benjamin von Stuckrad-Barre, Florian Illies, Benjamin Lebert, Alexa Hennig von Lange, Else Buschheuer und manche andere zusammengefasst, die – sämtlich nach 1965 geboren – vor allem in den 1990er Jahren große mediale Aufmerksamkeit erzielten und nicht zuletzt von einem jungen Publikum geradezu emphatisch rezipiert wurden (vgl. Degler/Paulokat 2008). Neben rein literarischen Veröffentlichungen publizierten fast alle von ihnen lange Zeit auch in Magazinen und Zeitungen wie „Tempo“, den Beilagen von SZ und „Zeit“, den Berliner Seiten der FAZ und später auch bei „Neon“. Wesentliche Erkennungsmerkmale popjournalistischer Texte sind ihre Hinwendung zu – meist explizit unpolitischen – Themen der Pop- und Jugendkultur, die gezielte Integration atmosphärischer Details aus der Konsum- und Medienwelt, Darstellungstechniken wie die Montage und das Sampling und generell die Konzentration auf das Oberflächliche und Flüchtige der gegenwärtigen Lebenswirklichkeit (vgl. etwa Bleicher 2004b: 137ff.). Demnach ähnelt Popjournalismus in mancherlei Hinsicht dem Ansatz des US-amerikanischen New Journalism.

Ein genauerer Blick auf die Entstehung popjournalistischer Verfahren zeigt jedoch, dass sie meist auf deutschsprachige Vordenker rekurrieren, die sich wenigstens bis in die 1960er Jahre zurückverfolgen lassen (vgl. Gleba/Schumacher 2007). Das anti-elitäre Programm von Beatnik-Dichtern wie Rolf Dieter Brinkmann oder Paul-Gerhard Hübsch spiegelte sich zunächst vor allem in der Berichterstattung über die seinerzeit aktuelle Pop- und Rockmusik wider:

„In den Reportagen eines Jörg Gülden, in den 1970er Jahren Journalist bei der Zeitschrift ‚Sounds‘, zeigt sich [...], dass allmählich die reine Rockberichterstattung einer neuen Form von Journalismus Platz macht, in der die liebgewonnenen Klischees und Stereotypen des Authentischen und des Andersseins in Frage gestellt werden, stattdessen soziologische und mentalitätsspezifische Kontextphänomene wichtiger werden, die mit literarischen Mitteln ausgeschmückt werden.“ (Frank 2004: 275).

Auf dieser Grundlage entwickelten sich in den Musik- und Szenezeitschriften der 1980er Jahre wenigstens zwei ganz unterschiedliche Ausprägungen des literarjournalistischen Schreibens über Pop- und Rockphänomene (vgl. ebd.: 277f.): eine hedonistisch-zeitgeistorientierte, bewusst auf Spott und Polemik ausgerichtete Variante (etwa in Zeitschriften wie „Tempo“) und eine eher avantgardistisch-akademische (wie in den Diskursen über Poststrukturalismus und Cultural Studies der Zeitschrift „Spex“). Das Störpotenzial dieser von Anfang an auf Abgrenzung vom journalistischen Normalfall ausgerichteten Frühformen des Popjournalismus griffen die jüngeren Vertreter dieses Genres in den 90er Jahren auf – und verstanden es, sich durch geschickte intermediale Inszenierungen zwischenzeitlich selbst als Popstars zu verkaufen (vgl. Degler/Paulokat 2008: 15ff.). Seit der Jahrtausendwende, nachdem sich die bekanntesten Protagonisten entweder gänzlich auf die Literatur beschränkt oder konventionell arbeitenden journalistischen Redaktionen angeschlossen haben, scheint die Marke ‚Pop‘ jedoch an Strahlkraft zu verlieren (vgl. Diez 2002; Hornig/Schulz 2002) – und damit auch ihr Potenzial als Irritation des Journalismussystems.

Eine besondere Gattung im Grenzbereich zwischen Journalismus und Literatur ist der sogenannte ‚Borderline-Journalismus‘, der vor allem mit dem Schweizer Autor Tom Kummer in Verbindung gebracht wird (vgl. z. B. Reus 2004; Pörksen 2007). Kummer tritt erstmals Ende der 1980er Jahre als Reporter der Zeitschrift „Tempo“ in Erscheinung. Als sich jedoch herausstellt, dass einige seiner Texte fingiert sind, beendet die Redaktion die Zusammenarbeit mit ihm. Einen neuen Abnehmer findet der Autor unter anderem im „SZ-Magazin“, das er in den 90er Jahren regelmäßig mit Star-Interviews aus Hollywood beliefert. Erst im Mai 2000 fliegt jedoch auf, dass Kummer die meisten dieser Interviews in Wirklichkeit nie geführt hat. Er rechtfertigt sein Vorgehen unter Berufung auf einen neuartigen „Konzept-Journalismus“, demzufolge es vertretbar sei, Inhalte frei zu erfinden oder aus anderen Publikationskontexten zu übernehmen, um sie seinen ‚Gesprächspartnern‘ in den Mund zu legen. Der Fall sorgt für einen der größten Medienskandale der jüngeren Vergangenheit, in dessen Folge die Chefredakteure des „SZ-Magazins“, Ulf Poschardt und Christian Kämmerling, ihre Posten verlieren (vgl. u. a. Ott/Ramelsberger 2000; Minkmar 2000; Haller 2000; Wolf 2000). Wie auch die damaligen Wortmeldungen verdeutlichen, hatte Kummer mit seinen bewussten Fälschungen

eindeutig berufsethische Grundlagen missachtet, die im Journalismus unverhandelbar sind. Insofern lässt sich sein Borderline-Konzept auch kaum mehr dem Literarischen Journalismus zuordnen – die Sinn Grenzen journalistischer Kommunikation hatte er durch die Verschleierung seiner Methoden längst hinter sich gelassen.

Als weitere Form des Literarischen Journalismus führt Ralf Hohlfeld (2004: 343f.) den ‚Zeitgeistjournalismus‘ an, allerdings darf angezweifelt werden, ob es sich hierbei wirklich um eine eigenständige Traditionslinie des Berichterstattungsmusters handelt. Vielfach wird das Wort weitgehend synonym mit den Begriffen ‚New Journalism‘ oder ‚Neuer Journalismus‘ verwendet (vgl. etwa Wallisch 2005: 320) – und selbst Markus Peichl, der meist als eigentlicher Erfinder dieser Form angeführt wird, gesteht rückblickend, dass er den Begriff nie gemocht hat:

„‚Zeitgeist‘ war eine Worthülse, die wir gewählt haben, weil alles und nichts hineingepasst hat. Man konnte sie mit einer neuen Sprache, einer neuen Ästhetik, neuen Ideen und neuen Inhalten füllen. Das hat sich dann verselbständigt und wurde zum Synonym für ein ganzes Zeitschriftengenre. Es war eher ein Unfall als ein bewusster Akt.“ (zit. n. Staun 2007)

Unbestritten ist aber, dass Peichl mit der Gründung von Magazinen wie dem „Wiener“ und „Tempo“ in den 1980er Jahren einen wichtigen Grundstein für die organisatorische Entfaltung des Neuen Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum gelegt hat. Ganz besonders „Tempo“ – das klang in den bisherigen Ausführungen bereits mehrfach an – gilt dabei als bedeutendste Keimzelle des Berichterstattungsmusters, die eine Vielzahl der bereits erwähnten Autoren sozialisiert und bekannt gemacht hat. Es ist vor allem Bernhard Pörksen (2004a, 2010) zu verdanken, dass die wechselhafte Geschichte der von 1986 bis 1996 existierenden Zeitschrift heute vergleichsweise gut erforscht ist. Ausführlich beschreibt er neben der ökonomischen Entwicklung des Blattes auch die programmatischen Reflexionen und Präsentationstechniken, die das Wesen von „Tempo“ ausmachten (vgl. ebd.): ein spezifisches Verständnis des eigenen Journalismus, das sich durch eine robuste Abgrenzung von den etablierten Medien definiert; eine bewusste Zuwendung zur Alltagskultur; ein treffsicheres Gespür für entstehende Moden; eine nicht notwendige kalendarische, sondern vielmehr eine ‚archetypische‘ Aktualität, die über den Einzelnen hinausweist; eine provozierende Identifikation von Aussehen und Gesinnung; eine ausgeprägte Lust an Tabubrüchen; eine Neigung zu intervenierenden und enthüllenden Darstellungsformen; ein häufig spannungsreicher Rollenwechsel der Autoren vom Beobachter zum Teilnehmer; oft kunstvolle sprachliche Gestaltung; radikale Subjektivität; Vermengung von Fakten und Fiktionen; im Endeffekt: Journalismus als Le-

bensform. Schon diese kurzen Stichworte lassen erahnen, dass es sich bei der für „Tempo“ typischen Berichterstattung um Literarischen Journalismus in seiner ureigensten Form handelt: Die Irritation des konventionellen Journalismus war hier Programm.

Es erscheint allerdings mehr als fraglich, den „Tempo“-Journalismus als ‚Zeitgeistjournalismus‘ von den zuvor diskutierten zeitgenössischen Formen literarjournalistischer Kommunikation abgrenzen zu wollen. Vielmehr war „Tempo“ ein Sammelbecken, das all diese Formen gebündelt und gefördert hat, denn zu den regelmäßigen Mitarbeitern gehörten Gonzojournalisten wie Helge Timmerberg und Marc Fischer ebenso wie Asphaltliteraten im Stile eines Matthias Horx, spätere „Spiegel“-Reporter wie Thomas Hüetlin ebenso wie der Popjournalist Christian Kracht, Kolumnisten wie Maxim Biller ebenso wie Neu-Feuilletonisten à la Andrian Kreye und Claudius Seidl. Allein die Ermöglichung einer solchen Konzentration unterschiedlicher Traditionslinien des Neuen Literarischen Journalismus innerhalb eines Publikationskonzeptes macht „Tempo“ bis heute einzigartig.

Mit dem bisherigen Überblick über die jüngste Entwicklungsphase des Literarischen Journalismus lässt sich veranschaulichen, welche Bandbreite das Berichterstattungsmuster in einem vergleichsweise kurzen Zeitraum seit Mitte der 1970er Jahre im Zuge einer neuerlichen Differenzierung (wieder)erlangen konnte – ein eindrucksvoller Beleg für die These Elisabeth Klaus’ (2004: 103), „dass [...] der schriftstellerische Journalismus weiterhin einen Platz in den Medien“ hat. Die aufgegriffenen Kategorien können dabei keinesfalls den Anspruch erheben, distinkte ‚Schulen‘ trennscharf zu separieren – das zeigt nicht zuletzt das Beispiel „Tempo“. Sie dienen vielmehr der Verdeutlichung einer neuen Vielseitigkeit dieses Journalismustyps, die sich aus der Verbindung unterschiedlicher nationaler und internationaler Traditionslinien, unterschiedlicher Darstellungstechniken, aber auch verschiedenartiger Publikationsorte ergibt.

Von – auch aus theoretischer Perspektive – grundsätzlicher Bedeutung ist dabei die bereits angeklungene Frage, inwieweit die erörterten Beispiele tatsächlich noch als Literarischer Journalismus im Sinne einer strukturellen Kopplung von Journalismus- und Literatursystem gelten können, die eine Irritation journalistischer Systemstrukturen zum Ziel hat. Zumindest im Falle des Autorenjournalismus und des Neuen Feuilletons sind in dieser Hinsicht Zweifel angebracht, denn von diesen Formen der Berichterstattung – das hat schon die überblicksartige Diskussion gezeigt – scheint im redaktionellen Alltag der Gegenwart zumindest auf den ersten Blick keine erkennbare Provokation mehr auszugehen. Vielmehr sind ein U- und E-Kultur verbindendes Debattenfeuilleton und gut geschriebene Autorenreportagen ein wichtiges Qualitätsmerkmal des professionellen Journalismus geworden, mit dem dieser sich der

allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung und den Bedürfnissen der Leserschaft angepasst hat.

Und mehr noch: Selbst diejenigen Autoren, die noch vor wenigen Jahren mit einem klar erkennbaren Irritationsauftrag in den Journalismus eingefallen sind, scheinen heute längst einen festen Platz im Strukturgefüge des Systems zu haben: Der einstige Pop-Desperado Benjamin von Stuckrad-Barre arbeitet mittlerweile exklusiv für die Presse des Springer-Verlags; „Tempo“-Gründer Markus Peichl ist ein gefragter TV-Produzent; Maxim Biller und Claudius Seidl publizieren in der ehemals verhassten FAZ; und selbst ein Gonzo-Outlaw wie Helge Timmerberg ist in allen großen Zeitungen und Zeitschriften ein gern gesehener Gastautor. Generell gilt: „Ehemalige ‚Tempo‘-Journalisten sitzen in allen Redaktionen, und soweit bekannt, liegen sie nicht ständig im Streit mit ihren Chefs. Sie sind ungefähr so stolz auf ihre Vergangenheit wie die 68er, und auch für sie gibt es kein Zurück. Aber ‚Tempo‘ ist ja nicht wirklich tot, es ist überall“.³⁷

Schon diese wenigen Beispiele – die Liste ließe sich beliebig verlängern – zeigen an, dass der Literarische Journalismus in den letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts zu einem „schnelle[n] Marsch durch die Institutionen“ angetreten ist, wie Ralf Hohlfeld (2004) treffend formuliert. Das einstig provokative Berichterstattungsmuster „entwickelte Neuartiges, setzte formale, inhaltliche und thematische Trends, [...] die jedoch in der Folgezeit von etablierten Medien aufgenommen und – mittels Redaktionsneuorganisation und reformierter Blattstruktur – in das General-Interest-Spektrum integriert wurden“ (ebd.: 350). Dies lässt sich nicht nur auf personeller, sondern auch auf institutioneller Ebene nachvollziehen: Nicht wenige der vormals für „Tempo“ typischen Stil- und Gestaltungselemente sind im Laufe der Jahre von Beilagen der Qualitätspresse wie dem „Zeit“-Magazin und dem „SZ-Magazin“ aufgesogen worden, auch das zwischenzeitlich eingestellte „FAZ-Magazin“ steht 2013 offenbar vor der Rückkehr³⁸; in den Kulturteilen der Qualitätspresse gehört die Denk- und Arbeitsweise des Neuen Feuilletons mittlerweile zum festen Repertoire; die Reportage hat beim „Spiegel“ durch die Ausgründung eines eigenständigen Ressorts „Gesellschaft“ so große Freiräume wie nie zuvor; und auch in anderen wichtigen Wochenblättern – allen voran in der „Zeit“ und der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ – hat die Herangehensweise des Literarischen Journalismus mittlerweile ein verlässliches Forum.

Allein: Provoziert und irritiert wird dadurch niemand mehr!

³⁷ Zu diesem Fazit kommt zumindest der „Zeit“-Journalist Jörg Burger anlässlich einer Besprechung der einmaligen „Tempo“-Jubiläumsausgabe, die im Dezember 2006 zehn Jahre nach der Einstellung des Magazins auf den Markt kam (URL: http://www.zeit.de/2006/51/Punk-Band_oder_Mofa-Gang).

³⁸ So berichten im Dezember 2012 einschlägige Mediendienste – z. B. „meedia.de“ (URL: <http://meedia.de/print/faz-magazin-kommt-als-lifestyleblatt-zurueck/2012/12/06.html>).

Kann es sein, dass Literarischer Journalismus am Anfang des 21. Jahrhunderts längst zum Normalfall geworden ist? Ist es möglich, dass das ehemals alternative Berichterstattungsmuster seine Opposition zum journalistischen Mainstream aufgegeben hat und stattdessen in das Zentrum des Journalismussystems hineindiffundiert? Welche Ursachen gibt es dafür, welche Ziele werden damit verfolgt? Und welche Konsequenzen hat diese Entwicklung für die theoretische Beschreibung des Untersuchungsgegenstandes dieser Studie?

Diese gewichtigen Fragen lassen sich nicht allein auf der Basis kompilierten Sekundärmaterials beantworten, dem es gerade mit Blick auf den Status quo des Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum schmerzlich an Analysetiefe mangelt. Systematisch erhobene Informationen zu den aktuellen Protagonisten dieses Berichterstattungsmusters, ihren Anliegen und Zielen sowie dem strukturellen Umfeld, auf das sie ihre Tätigkeit gründen, liegen bislang nicht vor. Diese Daten sind jedoch unentbehrlich für eine verlässliche Einordnung der gegenwärtigen Entwicklungen im Literarischen Journalismus – und seiner Potenziale für die Zukunft. Aus diesem Grunde werden im letzten Hauptteil der vorliegenden Studie die Einschätzungen führender Vertreter dieses Journalismustyps erhoben und im Kontext der noch unbeantworteten Fragestellungen ausgewertet.

C. LITERARISCHER JOURNALISMUS HEUTE

10. Vorbemerkungen

10.1 Systematisierung der Forschungsfragen

Nachdem im Hauptteil A eine systemtheoretische Grundlage zur Präzisierung des Begriffs Literarischer Journalismus erarbeitet wurde, erfolgte im anschließenden Hauptteil B ein literaturbasierter Überblick über verschiedene historische Entwicklungsphasen und Traditionslinien dieses Berichterstattungsmusters. Damit ließ sich nicht nur eine Brücke von der Theorie zur journalistischen Praxis schlagen, die unerlässlich ist, um den abstrakten Begriff Literarischer Journalismus mit Leben zu füllen. Es konnten zudem Kontinuitäten und Brüche in der Formierung und Entfaltung dieses Journalismustyps aufgezeigt werden, die auch bei der Verständigung über seinen gegenwärtigen Zustand von Nutzen sind.

Das bisherige Vorgehen hat es möglich gemacht, einen wesentlichen Teil der eingangs gesammelten Forschungsfragen zu klären. Gleichzeitig wurden jedoch neue Fragen aufgeworfen: Welche genauen Anliegen und Ziele verfolgen die Literarischen Journalisten der Gegenwart mit ihrer Berichterstattung? Verstehen sie sich – wie viele ihrer historischen Vorläufer – noch als Gegenentwurf zum gängigen Informationsjournalismus oder gehen sie in diesem auf? Auf welche strukturelle und organisatorische Basis gründen sie ihre journalistische Tätigkeit? Inwieweit sind sie bei ihrer Textproduktion durch redaktionelle Routinen beeinflusst – oder ist es umgekehrt der Literarische Journalismus, der auf die Strukturbildung im Journalismussystem einwirkt? Was bedeutet dies für die weitere Entwicklung des Berichterstattungsmusters und des Journalismus insgesamt? Und wie lässt sich diese Entwicklung theoretisch modellieren?

Die offenen Fragen lassen sich systematisieren, indem sie an das Theoriegerüst der Kapitel 2 bis 4 rückgekoppelt werden. Aus dieser Systematisierung ergibt sich gleichzeitig eine Gliederung der nachfolgenden Analyseschritte:

In *Kapitel 11* steht daher zunächst die Funktion des Literarischen Journalismus im Mittelpunkt. Zu klären gilt es, wie Literarische Journalisten der Gegenwart ihre berufliche Tätigkeit definieren und welche (gesellschaftlichen) Probleme sie damit lösen wollen. Aufschlussreich

bei der Bewertung dieser Fragen sind nicht zuletzt Auskünfte über das Selbstverständnis und die berufliche Sozialisation Literarischer Journalisten, aus der sich Motive für ihr Tun ableiten lassen, und eventuelle historische Vorbilder, auf die sie sich beziehen.

Das anschließende *Kapitel 12* nimmt die Struktur des Literarischen Journalismus in den Blick. In einem ersten Schritt ist zu untersuchen, welche journalistischen (und nicht-journalistischen) Rollen Literarische Journalisten ausfüllen. Danach richtet sich der Fokus auf ihr Verhältnis zu den Organisationen des Journalismussystems. Relevant ist überdies eine Hinterfragung der spezifischen Sammlungs-, Selektions-, Darstellungs- und Prüfprogramme, die Literarischen Journalismus der Gegenwart kennzeichnen. Dabei interessiert ganz besonders, wie sich die einzelnen Strukturebenen des Literarischen Journalismus wechselseitig beeinflussen – und wie sie sich gegenwärtig verändern.

Die aktuellen Wandlungsprozesse im Literarischen Journalismus werden in *Kapitel 13* vertieft diskutiert. Sie lassen Rückschlüsse auf die Entwicklungsperspektiven des Berichterstattungsmusters zu – und helfen damit bei der Beantwortung der übergeordneten Frage, welche Innovationspotenziale sich von ihm in der gegenwärtig grassierenden Zeitungskrise erhoffen lassen.

Die einzelnen Befunde dieser Studie werden im *Schlusskapitel 14* noch einmal gebündelt und pointiert. Indem sich die vorhergehenden Abschnitte gewissermaßen als gegenwartsbezogener Praxistest der oben erarbeiteten – und im historischen Untersuchungskontext erprobten – Systemtheorie des Literarischen Journalismus verstehen lassen, kann auf dieser Grundlage am Ende der Studie eine Neubewertung und Fortschreibung dieser theoretischen Konzeption erfolgen. Auf diese Weise lassen sich dann auch Aufgaben für die künftige Forschung identifizieren.

10.2 Erhebungsmethoden

Damit sind die zu klärenden Fragen und die darauf gründenden Forschungsziele benannt und in eine logische Ordnung gebracht. Noch offen ist aber, auf welcher Datengrundlage sich diese Ziele erreichen lassen. Angesichts des gegebenen Erkenntnisinteresses und des nur fragmentarischen Vorwissens empfehlen sich für die Erhebung entsprechender Daten grundsätzlich eher qualitative als quantitative Methoden der empirischen Sozialforschung. Allerdings ist über das Verhältnis zwischen und die Leistungsfähigkeit von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden in der Vergangenheit immer wieder kontrovers diskutiert worden

(vgl. etwa Hopf 1993: 11ff.; Schnell/Hill/Esser 2005). So war und ist unter anderem strittig, ob sich qualitative Verfahren generell dafür eignen, Theorien oder Hypothesen zu überprüfen.

Zentrale Kennzeichen qualitativer Forschung sind ihre Subjektbezogenheit, ihr besonderes Interesse an einer Durchleuchtung alltäglicher Situationen und ihre Offenheit bezüglich der gewählten Fragen, Antworten und Methoden (vgl. Lamnek 2005; Mayring 2002). Sie eignet sich vor allem für die Untersuchung sozialer Phänomene, über die noch kein oder kaum empirisch gesichertes Wissen vorliegt und die sich deswegen nicht anhand vorab bestimmter und eng gefasster Analysekategorien durchdringen lassen. Durch eine ergebnisoffene und flexible Forschungsstrategie ist gewährleistet, dass sich prinzipiell auch solche Sinnzusammenhänge erschließen lassen, die in der ursprünglichen Konzeption der Untersuchung nicht oder nur peripher berücksichtigt waren.

„Qualitative Forschung ist an der Subjektperspektive, an den ‚Sinndeutungen‘ des Befragten interessiert“, erläutert Andreas Diekmann (1999: 444). Indem beispielhaft ausgewählte Akteure und ihr Erfahrungswissen über einen bestimmten Bereich gesellschaftlicher Wirklichkeit be- und hinterfragt werden, lassen sich nach und nach Regelmäßigkeiten bei den Kommunikationen, Ereignissen, Differenzierungen und Strukturierungen innerhalb dieses Gesellschaftsbereiches nachvollziehen (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 19). In diesem Sinne eignen sich qualitative Verfahren meist weniger zur Prüfung vorab formulierter Hypothesen zur Beschaffenheit bestimmter sozialer Systemkonstellationen, sondern vielmehr zur Generierung solcher Hypothesen. Diese Voraussetzungen machen die qualitative Sozialforschung auch bei der Untersuchung des Literarischen Journalismus von heute zu einem vielversprechenden Ansatz, denn empirisch gesicherte Daten zu diesem Teilbereich des Sozialsystems Journalismus liegen bislang noch kaum vor. Dass sich aufgrund der in qualitativen Forschungsprojekten meist vergleichsweise kleinen Stichproben und wegen der gerade für qualitative Befragungen typischen Probleme der sozialen Erwünschtheit, Interviewereinflüsse, Fragereiheneffekte usw. in der Regel keine endgültige Gewissheit über die Repräsentativität, Reliabilität und Validität der erhobenen Daten erzielen lässt (vgl. Diekmann 1999: 451ff.), wird dabei billigend in Kauf genommen.

Diese Probleme lassen sich wenigstens teilweise dadurch umgehen, dass auch in qualitativen Settings bevorzugt *natürliche Daten* in die Analyse einbezogen werden – also solche Daten, die nicht gezielt erzeugt wurden, um von Wissenschaftlern untersucht zu werden (vgl. Reichertz 2005: 577). Derartige Daten liegen im Kontext des Analyseobjektes Literarischer Journalismus in großer Anzahl vor – nicht nur in Gestalt eines beachtlichen Korpus an Textbeispielen, die das eigentliche Endprodukt literarjournalistischer Kommunikation darstellen,

sondern vor allem auch in Form von Meta-Kommunikationen über diese Texte und über die Arbeit Literarischer Journalisten insgesamt. Zahl- und facettenreiche Ausprägungen solcher Meta-Kommunikationen finden sich in unterschiedlichsten Selbstzeugnissen der Vertreter dieses Berichterstattungsmusters: beispielsweise in schriftlichen Werkstattberichten, in denen Literarische Journalisten ihre Arbeitsprozesse thematisieren; in Dokumentationen von Vorträgen oder Workshops, bei denen sie praktische Erfahrungen an Journalistenschüler oder Berufskollegen weitergeben; in Interviews, für die sie mit anderen Medienvertretern über ihre neusten Veröffentlichungen oder die Lage des Journalismus als solchem sprechen; in Rezensionen, die Literarische Journalisten über die Arbeit ihrer Kollegen verfassen; und vielen anderen Dokumenten mehr. Allein das „Reporter Forum“ hat seit seiner Gründung im Jahr 2007 eine Vielzahl solcher Beiträge in Textform oder in Form von Audio- oder Video-Mitschnitten auf seiner Webseite gesammelt. Diese und ähnliche Materialien sind bis heute allerdings noch in keiner Weise geordnet und analytisch durchdrungen worden, obwohl sich daraus aufschlussreiche Erkenntnisse zum gegenwärtigen Zustand des Literarischen Journalismus gewinnen lassen dürften. Eine systematische Sammlung und inhaltsanalytische Auswertung dieser Daten stellt daher eine aussichtsreiche Grundlage für die nachfolgenden Untersuchungsschritte dar.

Eine erste Durchsicht des verfügbaren Materials bestätigt diesen Eindruck, zeigt jedoch gleichzeitig, dass sich ohne weiterführende Quellen weder alle der in Kapitel 9 angerissenen Entwicklungsstränge des Neuen Literarischen Journalismus diskutieren lassen noch die gesamte Bandbreite der aufgeworfenen Forschungsfragen. Um die beobachteten Lücken zu schließen, bietet sich für einen zweiten Schritt der Datensammlung die Methode des qualitativen Interviews an.

Ulrike Froschauer und Manfred Lueger (2003) sehen das qualitative Interview als ideales Verfahren, um die „Handlungs- und Systemlogiken in sozialen Systemen, die Gründe für die Entwicklung spezifischer Handlungsweisen in einem sozialen Feld und die spezifischen Dynamiken der Strukturierung komplexer Sozialsysteme“ (ebd.: 7) zu erkunden. Im Vergleich zu quantitativen Interviewformen zeichnen sich qualitative Forschungsgespräche durch eine Reihe typischer Merkmale aus (vgl. ebd.: 35; ähnlich auch Häder 2006: 257ff.; Lamnek 2005: 329ff.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 91ff. und viele andere): Sie fokussieren tendenziell eher auf die persönliche Sichtweise der befragten Personen als auf eine konkret vorgegebene Fragestellung; die Struktur der Gespräche wird in weiten Teilen eher von dem oder der Befragten gesteuert, weniger vom Fragenden selbst; das Interviewerverhalten ist eher zurückhaltend als direktiv; die Frageformen lassen viele Freiheiten bei der Beantwortung.

Die befragten Personen gelten im Rahmen von qualitativen Interviews immer als Experten: „Sie sind ExpertInnen ihrer Lebenswelt, deren lebensweltlicher Wissensvorrat [...] an die Situiertheit biographischer Erfahrungen des Subjekts gebunden ist und der Bewältigung alltäglicher Situationen dient.“ (Froschauer/Lueger 2003: 36) Grundsätzlich lassen sich drei Arten von Expertenwissen unterscheiden (vgl. ebd.: 37ff.): die systeminterne Handlungsexpertise, bei der vorrangig Erfahrungswissen vermittelt wird, das aus der Teilnahme an Aktivitäten im untersuchten System entstammt; die feldinterne Reflexionsexpertise, die sich über das Handlungswissen hinaus auf größere Zusammenhänge (Primär- und Sekundärerfahrungen) bezieht; und die externe Expertise, die fundiertes theoretisches Wissen über den Gegenstandsbereich bündelt, diesen aber aus der Systemumwelt beobachtet. Bei der Sammlung weiterführender Daten zur Beschaffenheit des Systems Literarischer Journalismus liegt eine Konzentration auf systeminterne Expertisen nahe, denn gerade sie versprechen neuartige Einblicke in die spezifischen Kommunikationsprozesse dieses Journalismustyps, die in der bisherigen Forschungsliteratur und in sonstigen systemexternen Analyseansätzen noch weitgehend unbekannt sind.

In der empirischen Sozialforschung hat sich in den vergangenen Jahrzehnten eine Vielzahl unterschiedlicher Typen des qualitativen Interviews entwickelt, die sich im Hinblick auf Zielsetzung, Anlage und Durchführung der Erhebung in Nuancen unterscheiden (vgl. z. B. Kohli 1978: 7; Lamnek 2005: 356): So lässt sich differenzieren zwischen narrativen Interviews, episodischen Interviews, problemzentrierten Interviews, fokussierten Interviews, Tiefen- oder Intensivinterviews, rezeptiven Interviews, situationsflexiblen Interviews, Experteninterviews, ero-epischen Gesprächen und vielen weiteren Interviewformen. Nicht alle von ihnen sind bereits in der Literatur- und Journalismusforschung erprobt.

Bei der Anwendung auf den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Studie verspricht ganz besonders der Typ des auf Andreas Witzel zurückgehenden *problemzentrierten Interviews* den größten Erkenntnisgewinn (vgl. z. B. Diekmann 1999: 450f.; Häder 2006: 262; Keuneke 2005: 259ff.; Lamnek 2005: 363ff. – und vor allem Witzel 1982, 1989). Dabei handelt es sich um eine teilstrukturierte Gesprächsform, die einen pragmatischen Mittelweg zwischen allzu stark vorgeplanten Leitfadeninterviews und allzu freien narrativen Forschungsgesprächen geht. Wesentliches Kennzeichen ist seine Problemzentrierung, die das übergeordnete Ziel verfolgt, übliche Schwächen freier qualitativer Interviews zu umgehen:

„Herkömmliche Verfahren versäumen [...], sich der wichtigen Vorklärungen im Gespräch anzunehmen. Vielmehr besteht ihr Interesse darin, den Befragten möglichst viel Erzählstoff zu entlocken, ohne die Darstellung zugleich problemzentriert zu präzisieren. Das hat für den Textinterpreten zur Folge, am Ende mit

einem Materialberg konfrontiert zu sein, dem er, weil der Befragte weitgehend in seinen Assoziationen belassen wurde, nur durch spekulative Aussagen, apriorische oder ex-post-Festlegungen von Kategoriensystemen und, damit verbunden[,] häufig Quantifizierungen beizukommen glaubt.“ (Witzel 1989: 243)

Das problemzentrierte Interview soll dies durch eine direkte Bezugnahme auf eine vom Forscher festgestellte gesellschaftliche Problemstellung verhindern, ohne dabei jedoch die grundsätzliche Offenheit und Prozessorientierung qualitativer Forschung aus dem Blick zu verlieren.

Um dieses Ansinnen praktisch umzusetzen, gliedern sich problemzentrierte Interviews in vier unterschiedliche Hauptphasen (vgl. ebd.: 244ff.): die Phase des *Gesprächseinstiegs*, bei dem der Interviewer das methodische Prinzip des Erzählens anspricht und außerdem einige relativ allgemeine Fragen stellt, die der Gesprächspartner erzählerisch ausgestalten kann; die Phase der *allgemeinen Sondierung*, die der Vertiefung einzelner Sachverhalte und Zusammenhänge dient; die Phase der *spezifischen Sondierung*, bei der der Interviewer gezielte Verständnisfragen stellt oder das zuvor Erzählte zurückspiegelt, um es im Detail nachvollziehen und hinterfragen zu können; und die Phase der *Ad-hoc-Fragen*, mit denen offen gebliebene Aspekte des diskutierten Themas angesprochen werden, die für das jeweilige Forschungsprojekt relevant sind. Zur Erfassung relevanter biografischer und sozialstatistischer Daten bereitet der Forscher zudem einen weitgehend standardisierten Kurzfragebogen vor. Eine nach dem Interview festgehaltene Postkommunikationsbeschreibung (Postscriptum) soll dazu dienen, wichtige Zusatzinformationen zu dokumentieren, die bei der Einordnung einzelner Gesprächspassagen helfen und das Gesamtbild der Problematik inhaltlich abrunden.

Zur Planung des Gesprächs entwickelt der Interviewer einen Leitfaden, der sein Hintergrundwissen thematisch strukturieren und als Orientierungsrahmen für das Gespräch dienen soll. Laut Witzel (vgl. ebd.) sollte dieser Leitfaden aber flexibel eingesetzt werden. Das wesentliche Ablaufprinzip des problemzentrierten Interviews ist eine Verschränkung von erzählungs- und verständnisgenerierenden Kommunikationsformen, d. h. es geht zum einen um die Generierung und Aufrechterhaltung einer möglichst vom Befragten aufgebauten Erzähllogik und zum anderen um die Ausdifferenzierung und Klärung von kontextgebundenen Einzelelementen durch gezielte Fragen des Interviewers. Der Interviewer übernimmt bei dieser Erhebungsmethode damit eine deutlich aktivere Rolle als beim rein narrativen Forschungsgespräch, er lässt dem Gesprächspartner jedoch auch mehr Freiheiten als bei vollstrukturierten Leitfadeninterviews.

In diesem Sinne lassen sich problemzentrierte Interviews auch als Kombination aus Induktion und Deduktion beschreiben (vgl. Lamnek 2005: 364): Es ist durchaus zulässig, dass

der Forscher einen bereits bestehenden Theorieansatz als Ausgangspunkt nimmt, dennoch muss er sich offen halten für neue und unerwartete Aspekte, die durch die Interviews zu Tage gefördert werden und anschließend in eine Modifikation des theoretischen Konzeptes einfließen sollen. Diese Herangehensweise lässt sich ohne größere Abweichungen auf die Anliegen der im Rahmen der vorliegenden Studie durchzuführenden Untersuchung des zeitgenössischen Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum übertragen.

Bei der Auswahl der Gesprächspartner bieten sich bei qualitativen Befragungen in der Regel drei unterschiedliche Formen an (vgl. u. a. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008: 177ff.): ein Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien; ein Sampling nach dem Schneeballsystem; oder das so genannte ‚Theoretical Sampling‘. Das letztgenannte Verfahren basiert auf den Grundannahmen der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1967) und besagt, dass ein Sample nicht bereits zu Beginn der Untersuchung feststehen muss, sondern auch erst nach und nach zusammengestellt werden kann, wenn es sich dabei an den theoretischen Gesichtspunkten orientiert, die sich während der empirischen Analyse herauskristallisieren. Demnach werden die ersten Fälle noch nicht auf der Grundlage einer spezifischen sozialwissenschaftlichen Theorie ausgewählt, sondern zunächst auf der Basis einer vorläufigen Problemdefinition (vgl. dazu auch Kelle/Kluge 1999: 44ff.). Dieses Verfahren lässt sich auch in der hier geplanten Erhebung gewinnbringend einsetzen: Zwar liegt mit der in Kapitel 9 vorgestellten Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Entwicklungslinien des zeitgenössischen Literarischen Journalismus bereits ein erster Typisierungsvorschlag vor, der zur Auswahl erster Gesprächspartner herangezogen werden kann – sofern die betreffende Ausprägung des Neuen Literarischen Journalismus noch nicht hinreichend durch die Auswertung vorab verfügbarer Primär- und Meta-Daten erschlossen ist. Allerdings ist zu vermuten, dass eine tiefer sondierende Analyse möglicherweise noch weitere Typen – oder ggf. Untertypen – dieses Berichtsmusters identifiziert. In diesem Falle lassen sich im Sinne des Theoretical Sampling weitere Fälle ergänzen, bis eine theoretische Sättigung erreicht ist. Dank dieses Verfahrens lässt sich auch das Problem der mangelnden Repräsentativität kleiner Stichproben weitgehend minimieren (vgl. auch Reichertz 2005: 577).

Nach der Durchführung und Transkription der Interviews werden die Transkripte ebenso wie die sonstigen gesammelten Primär- und Meta-Texte inhaltsanalytisch ausgewertet. Dabei gelten die üblichen Gütekriterien qualitativer Inhaltsanalysen wie Intercoder-Reliabilität, Explizitheit, Eindeutigkeit und Exaktheit der inhaltsanalytischen Regeln und Ablaufmodelle sowie auch Konstruktvalidität und materialbezogene Validität (vgl. Mayring 2003; Mayring/Gläser-Zikuda 2005; Mayring/Hurst 2005). Angesichts des erwartbar großen Materialum-

fangs empfiehlt sich bei der Auswertung ein Rückgriff auf computergestützte Analyse-Programme wie ATLAS.ti, MAXqda oder NVivo (vgl. Kuckartz 2005, 2007; Kelle 2000). Die so gesammelte und aufbereitete Datenbasis stellt eine hervorragende und im Kontext des gewählten Untersuchungsgegenstandes bislang einzigartige Grundlage für die Beantwortung der noch offenen Forschungsfragen dar.

10.3 Durchführung der Erhebung

Um der oben dargelegten empirischen Forschungsstrategie zu entsprechen, wurden nach Abschluss der theoretischen Konzeption zunächst natürliche Daten recherchiert, die eine Systematisierung und Ergänzung des bisherigen Wissens über den Status quo des Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum ermöglichen sollten.

Dazu wurden in einem ersten Schritt – zunächst weitgehend regellos – Textbeispiele gesammelt, die auf den ersten Blick den Darstellungsstrategien des Literarischen Journalismus zu entsprechen schienen. Wichtige Quellen waren dabei zufällig ausgewählte Ausgaben der aktuellen Tagespresse (vor allem überregionale Tageszeitungen wie die „Süddeutsche Zeitung“, die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, die „Frankfurter Rundschau“, die „Welt“ und die „taz“), Wochen- und Sonntagszeitungen (vor allem „Die Zeit“, die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ und „der Freitag“), deren Beilagen (zum Beispiel das „SZ-Magazin“ und das „Zeit“-Magazin) und viele weitere Zeitschriften und Magazine (zum Beispiel „Spiegel“, „Stern“, „Geo“, aber auch sehr unterschiedliche jüngere Titel wie „brandeins“, „Neon“, „Dummy“ und viele andere). Gezielte Hinweise auf Best-practice-Beispiele, die den Merkmalen des Berichterstattungsmusters entsprechen, lieferten zudem die Nominierungen für wichtige Journalistenpreise wie der Henri-Nannen-Preis oder der Deutsche Reporterpreis. Viele weitere gelungene Texte sammelt das „Reporter Forum“ auf seiner Webseite – unter anderem in der Rubrik „Gern gelesen“³⁹. Über Rankings wie die „Top-Ten-Buchjournalismus“, die die Zeitschrift „Message“ quartalsweise veröffentlicht, ließen sich auch Beispiele für Literarischen Journalismus in Buchform einbeziehen. Natürlich wurde auch den direkten Verweisen auf aktuelle literarjournalistische Veröffentlichungen nachgegangen, die sich in der zuvor ausgewerteten Forschungsliteratur fanden. Auf diese Weise – die Anzahl der gesammelten Beiträge ging an die 1.000! – ließ sich ein umfangreicher Korpus mit Textmaterial generieren,

³⁹ URL: <http://www.reporter-forum.de/index.php?id=126>

das mal mehr, mal weniger eindeutig den Kriterien des Berichterstattungsmusters Literarischer Journalismus entsprach.

Dieser Textkorpus wurde jedoch nicht vollständig ausgewertet. Er diene vielmehr dazu, einen Pool an aktiven Autoren aus dem deutschen Sprachraum zu identifizieren, die für eine vertiefte Analyse in Frage kamen. Angelehnt an die in Kapitel 9 beschriebenen zeitgenössischen Entwicklungsstränge des Neuen Literarischen Journalismus, wurden aus diesem Pool 50 Autoren ausgewählt, von denen sich zum Zeitpunkt der Recherche annehmen ließ, dass sie das Berichterstattungsmuster in seiner gesamten Breite repräsentieren. Zu diesen Autoren wurde im Sinne der in Abschnitt 10.2 beschriebenen Kriterien eine systematische Hintergrundrecherche durchgeführt, bei der sich über die gängigen wissenschaftlichen Literaturdatenbanken, über die Genios-Pressedatenbank, über eine allgemeine Internet-Recherche, aber auch durch eine Teiltranskription der audio- und videobasierten Workshop-Dokumentationen des „Reporter Forums“ eine umfangreiche Materialbasis sammeln ließ. Insgesamt konnten so über 800 Textdokumente mit unterschiedlichsten Selbstzeugnissen der ausgewählten Literarischen Journalisten zusammengetragen werden, die vollständig in die nachfolgende Analyse eingeflossen sind.⁴⁰

Im Zuge der Auswertung des gesammelten Materials wurden nach und nach – im Sinne des Theoretical Sampling – 20 Literarische Journalisten ausgewählt, von denen sich in einem zweiten Untersuchungsschritt im Rahmen von problemzentrierten Interviews weiterführende Erkenntnisse zu den offen gebliebenen Forschungsfragen oder zu einzelnen Ausprägungen des Neuen Literarischen Journalismus erhoffen ließen. Für die Interviews wurde ein Leitfaden vorbereitet, der – entsprechend der besonderen Anforderungen dieser Erhebungsmethode – erzählungs- und verständnisgenerierende Gesprächspassagen miteinander verbinden und gleichzeitig die spezifischen Problemdimensionen der Funktion, Struktur und Entwicklungsperspektiven des Berichterstattungsmusters thematisieren sollte. Als narrationsstimulierende Impulse dienten dabei einige zunächst recht allgemein gehaltene Fragen zur beruflichen Entwicklung der Gesprächspartner und zu den typischen redaktionellen Abläufen, die ihre Arbeit prägen. Durch gezieltes Nachfassen, einige konkrete Fallbeispiele und eine Reihe spezifischer Fragen zu verschiedenen Einzelaspekten des Untersuchungsthemas sollten sich die Gespräche nach und nach zuspitzen und zum Verständnis bislang ungeklärter Sachverhalte beitragen.⁴¹

Insgesamt konnten im Zeitraum vom 31. März 2011 bis zum 4. Juni 2012 zwölf Interviews realisiert werden – und zwar, in der Reihenfolge der Erhebung, mit Helge Timmerberg

⁴⁰ Die jeweiligen Quellen der zitierten Dokumente finden sich unten in den einzelnen Abschnitten der Kapitel 11 bis 13, in denen die Ergebnisse der Analyse dargestellt werden.

⁴¹ Der vollständige Leitfaden ist in einem separaten Beiband zur vorliegenden Studie dokumentiert.

(freier Autor), Wolf Lotter („brandeins“), Moritz von Uslar („Zeit“-Magazin), Sabine Rückert („Die Zeit“), Ariel Hauptmeier („Geo“), Cordt Schnibben („Der Spiegel“), Jochen Arntz („Süddeutsche Zeitung“), Kuno Kruse („Stern“), Marcus Jauer („Frankfurter Allgemeine Zeitung“), Andreas Altmann (freier Autor), Erwin Koch (freier Autor) und Marie-Luise Scherer (zuletzt „Der Spiegel“).⁴² Die Gespräche wurden überwiegend am Telefon geführt und dauerten bis zu 80 Minuten.⁴³ Sie wurden auf Tonband aufgezeichnet, anschließend vollständig transkribiert und jeweils um ein Postscriptum und eine kurze biografische Skizze zu den einzelnen Interviewpartnern ergänzt.⁴⁴

Mit den gesammelten Primär- und Meta-Texten sowie den verschriftlichten Interviews samt seiner ergänzenden Zusatzdokumente lag eine umfangreiche Datenbasis vor, mit deren Hilfe eine Klärung der noch offenen Forschungsfragen angegangen werden konnte. Das Textmaterial wurde mit Hilfe der Analyse-Software MAXqda codiert, kategorisiert und klassifiziert. Die wichtigsten Ergebnisse der qualitativen Textanalyse sind in den nachfolgenden Kapiteln gebündelt.

⁴² Günter Wallraff (freier Autor) hatte einem Gespräch grundsätzlich zugestimmt, musste mehrere vereinbarte Interviewtermine jedoch aufgrund anderweitiger Verpflichtungen kurzfristig verschieben, sodass der Austausch mit ihm nicht mehr in diese Studie einfließen konnte. Johanna Adorján und Maxim Biller (beide „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“) sagten nach einer ersten schriftlichen Kontaktaufnahme ab, weil sie meinten, „dass sie leider nichts zur Erkenntnis beitragen“ können (Adorján) oder „leider nicht die Zeit“ finden (Biller). Wiederholte Anfragen an Markus Peichl (zuletzt „Gottschalk Live“), Alexander Osang („Der Spiegel“), Christoph Scheuring (freier Autor) und Benjamin von Stuckrad-Barre (u. a. „Welt“) blieben ohne Reaktion. Marc Fischer (freier Autor) beging kurz nach einer ersten Kontaktaufnahme Selbstmord.

⁴³ Einzig Andreas Altmann lehnte ein Telefoninterview ab, willigte aber stattdessen ein, bis zu zehn Fragen schriftlich zu beantworten. Marie-Luise Scherer stand der Methode der leitfadengestützten Gesprächsführung skeptisch gegenüber, ermöglichte aber dennoch zwei Telefonate, bei der sich zentrale Aspekte des Leitfadens in weitgehend unstrukturierter Form thematisieren ließen.

⁴⁴ Die kompletten Interview-Transkripte mitsamt der zugehörigen Postkommunikationsbeschreibungen und der Kurzbiografien sind im Beiband zu dieser Studie nachzulesen.

11. Funktion des Literarischen Journalismus

11.1 Definitionen

Um die inhaltliche Bedeutung, die Tragweite und die praktische Relevanz des Konzepts Literarischer Journalismus in der Zeitungs- und Zeitschriftenlandschaft der Gegenwart zu ergründen, wurde zunächst empirisch erhoben, was aktuelle Vertreter dieses Journalismustyps mit dem Begriff assoziieren. Welche spezifischen Merkmale und Ansprüche bringen sie mit dem Terminus Literarischer Journalismus in Verbindung? Welche gesellschaftliche Funktion schreiben sie literarjournalistischer Kommunikation zu? Wen halten sie für die prägenden Akteure dieses Berichterstattungsmusters? Bezeichnen sie sich selbst als Literarische Journalisten?

Die Auswertung der erhobenen Daten zeigt, dass die Einordnung des Begriffs in den verschiedenen Entwicklungssträngen des Berichterstattungsmusters stark variiert. Während einige der untersuchten Akteure den Begriff Literarischer Journalismus vorbehaltlos annehmen, auf ihre eigene berufliche Tätigkeit beziehen und damit auch ein spezifisches Programm verbinden, sehen ihn andere Gegenwartsjournalisten eher skeptisch – mitunter sogar als Verkenning ihrer professionellen Identität.

Zu den Befürwortern der Bezeichnung gehört unter anderem der Gonzojournalist Helge Timmerberg. Auf die Frage nach seinen ersten Gedanken bei einer Konfrontation mit dem Begriff Literarischer Journalismus kommt er ohne große Umschweife direkt auf seine eigene Publikationstätigkeit zu sprechen: „Hmm, ja, [...] also mich assoziiere ich da!“⁴⁵ Auch der häufig dem Popjournalismus zugerechnete Moritz von Uslar steht dem Begriff grundsätzlich positiv gegenüber: „Wenn ich Texte von mir angucke wie jetzt zum Beispiel im ‚Zeit‘-Magazin – da gibt’s immer ’ne Reportage, ’ne Kolumne, die heißt ‚Freitagnacht‘ – das wäre sehr gut gefasst [...] unter ‚Literarischer Journalismus‘.“ Eine ähnliche Offenheit findet sich bei verschiedenen Vertretern des erzählenden Autorenjournalismus. So merkt etwa die langjährige „Spiegel“-Autorin Marie-Luise Scherer mit Blick auf ihre Reportagen an, sie sei „kei-

⁴⁵ Alle nicht näher gekennzeichneten Zitate entstammen den für diese Studie geführten Interviews.

ne prototypische Journalistin. [...] Ich befinde mich eigentlich schon immer auf einer fernen Lichtung dieses Berufes“⁴⁶, denn: „Vieles von dem, was ich mache, hat ja eher mit Literatur zu tun.“ Und auch der Schweizer Reporter Erwin Koch, freiberuflich für eine große Bandbreite unterschiedlicher Zeitungen und Zeitschriften im deutschen Sprachraum tätig, hält fest: „I consider the impetus behind the writing of a given piece of reporting to be literary, just as my demands of the piece are literary.“⁴⁷

Als besondere Kennzeichen eines Literarischen Journalismus nennen diese Autoren, unabhängig von ihrer persönlichen Herangehensweise, Merkmale wie eine gezielte Abgrenzung vom gängigen Nachrichtenjournalismus, die sich unter anderem in der Bevorzugung überzeitlicher Themen ausdrückt, eine häufig subjektivierte Darstellungshaltung, eine prinzipielle formale Offenheit, eine bewusste sprachliche Gestaltung des Materials und die Tendenz zur langen Form. Der konventionelle Journalismus, sagt etwa Moritz von Uslar, sei

„immer sozusagen von einem Zweck gebunden, einer Idee der Berichterstattung, der Aufklärung, des [...] Nachrichtlichen, [...] des Zeitgebundenen [...]. Und das Literarische ist das, was sozusagen freier ist in all diesen Punkten, weil es [...] nicht dem direkten Zweck einer Berichterstattung, eines zeitgebundenen Hintergrunds und so weiter entspricht. [...] Da ist zum Beispiel immer 'ne Art von Subjektivismus und noch nicht mal angestrebter Objektivität drin.“

In diesem Sinne lasse sich Literarischer Journalismus als „etwas experimentellere und freiere Form des Schreibens in Zeitschriften oder Zeitungen“ definieren, die es sich zum Ziel macht, die üblichen journalistischen Darstellungskonventionen zu überwinden. Die so gewonnenen Freiheiten nutzen Literarische Journalisten, wie Erwin Koch betont, zum Erzählen von

„Geschichten, die sich nicht primär an politischer Relevanz orientieren, die eine gewisse Zeitlosigkeit darstellen möchten. Die vom Formalen her zu Mitteln greifen, die in der Literatur gebräuchlich sind, die dem Leser eine gewisse Leistung abverlangen, was der Tagesjournalismus so weniger macht. Da wird immer alles schön erklärt, wer jetzt was sagt, mit Anführungs- und Schlusszeichen – und Literarischer Journalismus, so wie ich das verstehe, der nimmt sich das Recht, den Leser gewisse Schlüsse selber herstellen zu lassen, indem vielleicht nicht jedes Mal gesagt wird: sagt Herr Meier, sagt Frau Müller.“

Grundsätzlich komme es im Literarischen Journalismus „sehr stark auf die Formation der Sprache an, also auf den Stil“, betont Helge Timmerberg und verweist darauf, dass die meisten Vertreter dieses Berichterstattungsmusters regelmäßig auch Bücher veröffentlichen – sei-

⁴⁶ So Marie-Luise Scherer im Interview mit Rem Koolhaas und Hans Ulrich Obrist (vgl. ARCH+, Ausgabe 186-187/2008, S. 168-169).

⁴⁷ So Erwin Koch im Gespräch mit John K. Cox (vgl. World Literature Today, März/April 2011, S. 38-42).

en es nun journalistische oder literarische. Ähnliche Assoziationen verbalisierten viele der untersuchten Autoren – vor allem im Rahmen der leitfadengestützten Interviews, in denen ein direkter Bezug auf derartige Definitionsfragen möglich war.

Zwar lassen sich diese und weitere Erkennungsmerkmale des Literarischen Journalismus – mal mehr, mal weniger gehäuft – bei allen Autoren nachweisen, deren Herangehensweise im Rahmen der vorliegenden Studie unter die Lupe genommen wurde. Allerdings fühlen sich nicht alle von ihnen mit diesem Begriff angemessen beschrieben. Dies hängt vor allem mit dem Adjektiv ‚literarisch‘ zusammen – und den Konnotationen, die diese Vokabel im allgemeinen Sprachgebrauch transportiert. Sabine Rückert, seit über 20 Jahren für das „Dossier“ der „Zeit“ aktiv und seit Ende 2012 Mitglied der Chefredaktion des Wochenblattes, bringt dies auf den Punkt:

„Literarischer Journalismus hat immer etwas Unseriöses, da stellt sich die Frage: Ist da nicht irgendetwas hineingedichtet worden? Literatur zielt ja auf die Wahrheit in einem höheren Sinne. Das muss aber nicht wirklich so passiert sein. Dinge, die wahr sind, müssen nicht wirklich sein. Aber der Journalismus beschäftigt sich mit dem, was wirklich ist, auch wenn es nicht wahr ist.“

Aus diesem Grund missfalle ihr der Begriff. Ganz ähnliche Bedenken meldet auch Cordt Schnibben an, wenn er reflektiert, ob sich die Arbeit des von ihm verantworteten „Spiegel“-Ressorts Gesellschaft als Literarischer Journalismus bezeichnen lässt:

„Über ‚Literatur‘ schwebt ja immer das Fiktionale, das Erfundene. Sicher gibt es Formen des Literarischen Journalismus, also Truman Capote, ‚In cold blood‘ zum Beispiel, wo er ganz bewusst den Journalismus ausdehnt in das Romanhafte. Aber das, was wir hier machen, hat nicht viel zu tun mit Literarischem Journalismus.“

Damit ist keineswegs bestritten, dass journalistische Medien wie „Spiegel“ und „Zeit“ durchaus regelmäßig Beiträge veröffentlichen, die auf literarische Erzähltechniken zurückgreifen, um ihre Inhalte zu vermitteln. Allerdings scheint der Terminus Literarischer Journalismus in diesen und ähnlich strukturierten Redaktionen nicht konsensfähig zu sein, weil er eine Fiktionalisierung suggeriert, die als unvereinbar mit dem eigenen journalistischen Anspruch gesehen wird. Wolf Lotter, Leitartikler beim Wirtschaftsmagazin „brandeins“, sieht in der Begrifflichkeit sogar eine regelrechte Gefahr für die Profession. Er gibt zu bedenken,

„dass Journalismus von seinem ganzen Ethikgebilde her so verstanden wird, dass bestimmte Kriterien der Objektivität [...] das Literarische ausschließen. Mit ‚literarisch‘ meint man in Deutschland ja ungefähr das,

was man mit ‚philosophisch‘ meint – also ‚nicht geerdet‘ und ‚nicht faktenreich‘. Und im Zweifel eben auch eine Form, die – ich sag’s mal ganz hart – nicht in die allererste Liga des harten Journalismus gehört, der die Bürger und die Gesellschaft aufklärt. [...] Man muss sehr Acht geben, wenn man das überhaupt kann, dass die eigene journalistische Arbeit letztlich auf Recherche beruht – und auf dem Prüfen von Quellen [...] und dass das nicht entwertet wird durch den Versuch sozusagen, es qualitativ woanders hinzuheben, nämlich ins Künstlerische hinein. Der Umgang mit Begriffen wie Literatur oder Philosophie [...] ist eben auch ein denunziatorischer.“

Aus dem gleichen Grund empfiehlt auch Jochen Arntz, stellvertretender Ressortleiter der „Seite 3“ bei der „Süddeutschen Zeitung“, „eher beim Konzept der Reportage [zu; tse] bleiben, um zu zeigen, dass man halt im Journalismus Texte verfassen kann, die wenigstens in Teilen auch literarischen Ansprüchen genügen können.“ Und auch Ariel Hauptmeier, „Geo“-Redakteur und einer der Mitbegründer des „Reporter Forums“, kann der in dieser Studie angestoßenen Begriffsdiskussion nicht viel abgewinnen: „[D]ieses Merkmal Literatur, das sich Reporter ja gerne auch manchmal selber draufkleben [...]. Ich würde mich davon eindeutig verabschieden. Es gibt gute und schlechte Reportagen, langweilige und interessante, und mehr würde ich da gar nicht unterscheiden wollen.“ Tatsächlich ist der Reportage-Begriff im redaktionellen Alltag deutlich weiter verbreitet als die Gattungsbezeichnung Literarischer Journalismus, die vor allem bei denjenigen Vertretern auf Ablehnung stößt, die in prominenter Position die journalistische Linie der deutschsprachigen Qualitätspresse prägen.

Dies bedeutet freilich nicht, dass nicht auch in diesen Medien regelmäßig Autoren publizieren, die sich im engeren Sinne als Literarische Journalisten bezeichnen lassen. So verweist Jochen Arntz etwa auf die besonderen literarischen Qualitäten der SZ-Reporter Birk Meinhardt, Renate Meinhof und Holger Gertz – und ergänzt: „Ich könnte einige andere jetzt noch aufzählen, die mit dieser Art Etikett verknüpft sind.“ Cordt Schnibben fallen als aktuelle Beispiele für Literarischen Journalismus in erster Linie die „Spiegel“-Autoren Alexander Osang und Dirk Kurbjuweit ein – und er erinnert überdies daran, dass auch die bereits erwähnten Marie-Luise Scherer und Erwin Koch für einige Zeit als Redakteure für den „Spiegel“ gearbeitet haben. Gleich mehrere der für diese Studie interviewten Gesprächspartner erkannten zudem den „Zeit“-Redakteur Wolfgang Büscher als einen der zentralen zeitgenössischen Vertreter des diskutierten Berichterstattungsmusters.

Generell kristallisierte sich während der Erhebung jedoch heraus, dass der Begriff Literarischer Journalismus eher nicht mit den fest angestellten Hausreportern der Qualitätspresse in Verbindung gebracht wird, sondern vielmehr mit freischaffenden Publizisten wie dem oben angesprochenen Helge Timmerberg oder dem ähnlich freigeistigen Reiseautoren Andreas Altmann, den einstigen Speerspitzen der Neuen deutschen Pöpliteratur Christian Kracht und

Benjamin von Stuckrad-Barre, dem viel zu früh verstorbenen Marc Fischer oder bissigen Kolumnisten wie Maxim Biller und Henryk M. Broder.

Abstrahiert man von diesen Einzelbeispielen, so lässt sich schlussfolgern, dass der Begriff Literarischer Journalismus nach wie vor in erster Linie auf Autoren bezogen wird, die an den Rändern des Journalismussystems agieren und somit als Irritation des journalistischen Mainstreams wahrgenommen werden können. Die Akteure im Zentrum der Systemstrukturen hingegen sperren sich gegen die Bezeichnung – selbst dann, wenn die Nutzung literarischer Darstellungstechniken zu ihrem tagtäglich vollzogenen Standardrepertoire gehört.

Unabhängig von der Verortung in der Systemperipherie oder im Systemzentrum lässt sich bei vielen der untersuchten Akteure ein gewisses Desinteresse an Definitionsfragen jeglicher Art feststellen, denen offenbar nur eine geringe Relevanz für die praktische journalistische Arbeit beigemessen wird. Davon zeugt eine ganze Reihe von beiläufigen Statements unterschiedlichster Gesprächspartner, denen es „egal“ (Erwin Koch) oder „wurscht“ (Moritz von Uslar) ist, wie ihre Tätigkeit in wissenschaftlichen Diskussionen benannt wird.⁴⁸ Journalist oder Literat, Reporter oder ‚writer‘? „Darüber sollen Leute reden, die vom Fach sind“, kontert Andreas Altmann. Und als Cordt Schnibben mit dem von Schütz vorgeschlagenen Label des ‚Asphaltliteraten‘ (vgl. oben) konfrontiert wird, kann er eine spontane Amüsiertheit nicht verbergen: „Ich versuche mir gerade vorzustellen, was das ist. [lacht] ‚Asphalt‘ – das klingt so ein bisschen wie ‚Straßennutte‘! ‚Asphalt‘ – ja, hab’ ich nichts gegen.“ Über die Praxisrelevanz des Konzepts Literarischer Journalismus ist demnach noch zu diskutieren (vgl. dazu vor allem die Erörterungen in Kapitel 13).

11.2 Selbstverständnis

Während es den meisten Gesprächspartnern, die für diese Studie interviewt wurden, schwerfiel, eine allgemeine Funktion des Literarischen Journalismus zu benennen, gaben sie sehr bereitwillig Auskunft über ihre individuelle Herangehensweise, ihre persönlichen beruflichen Ansprüche und Ziele sowie ihre spezifischen Vorstellungen von gutem Journalismus. Auch aus diesen Beschreibungen, die sich in ähnlicher Form in einer Vielzahl der weiteren ausgewerteten Quellen widerspiegeln, lassen sich Rückschlüsse auf die besondere gesellschaftliche Bedeutung literarjournalistischer Kommunikation ziehen. Im Ergebnis zeigt sich, dass die Motivlagen der untersuchten Akteure über die einzelnen Teilströmungen des zeitgenössischen

⁴⁸ Eine ähnliche Sichtweise formuliert Erwin Koch im bereits erwähnten Gespräch mit John K. Cox.

Literarischen Journalismus hinweg in mancherlei Hinsicht deutliche Ähnlichkeiten aufweisen, wohingegen sich die Konsequenzen, die sie daraus für ihre praktische journalistische Arbeit ziehen, teilweise grundlegend unterscheiden.

Wesentliche Gemeinsamkeiten finden sich in der kritischen Perspektive nahezu aller Literarischer Journalisten auf das Konzept eines vermeintlich objektiven Informationsjournalismus, dem sie mit ihren eigenen Publikationsstrategien – mal mehr, mal weniger offensiv – eine Alternative entgegensetzen. Ein derartiger Anspruch war bereits in der Frühphase des Neuen Literarischen Journalismus für viele Vertreter dieses Berichterstattungsmusters ein wichtiges Motiv, wie Markus Peichl hervorhebt, wenn er an die Zeit zurückdenkt, in der er „Tempo“ am Markt etablierte:

„Wir waren zu Anfang der achtziger Jahre mit Zeitschriften konfrontiert, die den Anspruch auf Faktizität, Objektivität und Wahrheit erhoben haben, ohne ihm im geringsten gerecht zu werden [...]. Sie haben ein Klima erzeugt, wo das Faktische nicht mehr faktisch war, sondern nur noch arrogant, überheblich und unwahr. Wir wollten diesem überkommenen und verlogenen Objektivitätsjournalismus eine ehrliche Form von Subjektivität entgegensetzen.“⁴⁹

Ähnlich drastisch gehen auch viele der heute aktiven Literarischen Journalisten mit dem gängigen Informationsjournalismus ins Gericht. „[Ü]ber Objektivität kann ich nur grinsen“, sagt etwa Andreas Altmann. „Gibt’s eine dümmere Forderung? Schreiben heißt Partei ergreifen, Meinung sagen, seinen Standpunkt erklären.“ Und auch Henryk M. Broder konstatiert: „Mit dem objektiven Journalismus ist es wie mit der wertfreien Wissenschaft: Es gibt sie nicht.“⁵⁰ Er jedenfalls wolle

„kein langweiliger Nachrichtenjournalist sein, sondern ein Meinungsjournalist, der unterhaltsamen Krawall macht. Unterhaltung ist am wichtigsten, und ihre Unterwertschätzung ist eine schlimme deutsche Krankheit. Übrigens kann selbst ein Nachrichtenjournalist kaum objektiv sein. Das Problem beginnt schon bei der Wortwahl. Wie soll er die Menschen nennen, die sich im Irak in die Luft sprengen: Terroristen oder Widerstandskämpfer?“⁵¹

Wolf Lotter zu Folge hat sich dieses Problem durch das gegenwärtige Überangebot an Informationshäppchen im Internet sogar noch verschärft:

⁴⁹ Zit. n. Diez (2002: 21). Zu einer ähnlichen Einordnung kommt Markus Peichl auch im Interview mit Katy Walther (vgl. Medium Magazin, Heft 4-5/2011, S. 44-45).

⁵⁰ Zit. n. Bergmann/Pörksen (2009: 97).

⁵¹ Zit. n. ebd.

„[W]enn ich heute die Nachrichten aufdrehe und Radio höre oder Fernsehen mir reinziehe – oder gerade im Internet: Dinge, die so tun, als ob sie objektiv wahr sind, sind doch völlig albern. [...] Sie sind durchsetzt von der Gesinnung, der Gesinnung der Leute, die sie tragen. [...] [D]a ist es mir schon lieber, das Etikett klar und blank vorne zu tragen. Da steht dann ja auch drauf: Das ist meine Einstellung!“

Eine derart deutliche Ablehnung nachrichtlicher Darstellungstechniken ist bei offen als Meinungsjournalisten auftretenden Autoren wie Wolf Lotter und Henryk M. Broder sicherlich kaum verwunderlich.

Sie findet sich in ähnlich rigoroser Formulierung jedoch auch bei solchen Literarischen Journalisten, die nicht primär als Leitartikler, Essayisten oder Kolumnisten publizieren. So mokiert sich beispielsweise Christian Kracht:

„Journalisten in Deutschland dürfen ja eins nicht: interessant schreiben. Es muss vielmehr immer an den Leser gedacht werden, weil der Leser – so der Tenor – ja erst einmal dumm ist. Wirklich wahr. Es heißt: ‚Wir dürfen den Leser nicht überfordern.‘ Und: ‚Wir müssen den Leser an die Hand nehmen.‘ Stellen Sie sich das vor: So werden Zeitungen und Zeitschriften gemacht. Mit dem Satz: ‚Der Leser ist dumm.‘ Eigentlich unglaublich, dass bei dieser arroganten Haltung der Redaktionen ihrem Publikum gegenüber überhaupt noch Presseerzeugnisse gekauft werden.“⁵²

Auch Helge Timmerberg merkt an, dass er „Journalisten nicht sonderlich mag. Sie sind mir zu intellektuell, nehmen sich zu ernst, glauben an nichts und wissen immer alles besser“.⁵³ Und auch Moritz von Uslar hat für den Mainstream-Journalismus nicht viel mehr als Verachtung übrig: „Da, wo die Klischees sind, da, wo ich als Reporter nicht hinter die Klischees komme und keine Wirklichkeit hinter dem Klischee entdecken kann, da sollen die Arschlöcher übernehmen [...] [d]ie professionellen Schweine [...]. Ich kann dazu nichts beitragen.“⁵⁴ Er mache es sich stattdessen – ebenso wie viele andere Literarische Journalisten, die aus der „Tempo“-Schule hervorgegangen sind – zum Ziel, die Beschränkungen typischer Genre-Konventionen hinter sich zu lassen:

„Ich versuche in einem Alltag, in einer Alltäglichkeit, die Gegenwart zu finden. [...] Ich versuche, an Orten, die vielen zugänglich sind, die für sie alltäglich sind, die Zeichen der Zeit/die Gegenwart zu erkennen und zu beschreiben. [...] [U]nd ich versuche, die Grenzen, die [...] vom Journalismus auferlegt sind, zu überschreiten und dahinter zu kommen. Zum Beispiel ein Klassiker ist, dass der Journalist keine Zeit hat. Das ist

⁵² So Christian Kracht im Gespräch mit Christoph Amend und Stephan Lebert (vgl. Der Tagesspiegel vom 2. Juli 2000).

⁵³ So Helge Timmerberg im Interview mit Christine Dohler und Katja Thomas (vgl. Die Zeit vom 11. November 2004).

⁵⁴ So Moritz von Uslar gegenüber Jan Philipp Sternberg (vgl. Rheinischer Merkur vom 18. November 2010).

oft eine Grenze. [...] [G]anz viele Regeln des Journalismus sind der Zeitknappheit geschuldet. [...] Ich versuche [...], Zeit zu haben, oder ich versuche mich einfach konzentriert da hinzustellen, wo andere sich nicht hinstellen. Ich versuche irgendwie, mich unjournalistisch zu verhalten.“

In Stellungnahmen wie diesen wird einmal mehr deutlich, dass die Opposition zum dominanten Berichterstattungsmuster des Informationsjournalismus für viele Literarische Journalisten ein zentrales Funktionsmerkmal darstellt.

Diese Opposition ist allerdings keineswegs auf solche Akteure beschränkt, die an den Rändern des Journalismussystems agieren. Eine in der Tendenz durchaus vergleichbare Haltung – wenn auch meist etwas differenzierter formuliert – lässt sich auch bei vielen Reportagejournalisten beobachten, die überwiegend im Zentrum der journalistischen Systemstrukturen tätig sind und einer Bezeichnung als Literarische Journalisten zunächst einmal skeptisch gegenüberstehen. Sie spiegelt sich wider in einer Herangehensweise, die sich nicht mit der einfachen Sammlung und Präsentation von Fakten begnügt, sondern darüber hinaus auch eine erzählerische Gestaltung des Materials anstrebt – wie auch immer diese dann im Einzelfall ausfällt.

Dies macht unter anderem der „Stern“-Reporter Kuno Kruse deutlich, der die Reportage als direkten Gegenentwurf zum Ansatz des rein faktischen Informationsjournalismus empfindet. Das wichtigste Element seiner eigenen Reportertätigkeit ist dabei der Augenschein, das

„Hingucken, sehen was wirklich passiert. [...] Es ist ja oft so, dass man Themen hat, über die auch andere – zum Beispiel Agenturen – berichten. Und man geht dann hin, und man sieht, wenn man sich die Dinge selbst anguckt, dass man zu ganz anderen Ergebnissen und Eindrücken kommt, als man die bei den Kollegen [...] findet [...], weil die eigentlich immer so Agenturjournalismus mehr machen. Und ich finde gerade die Reportage auch so ein Gegengewicht dazu. [...] [F]ür mich ist es eher so, dass wir selbst mit eigenem Augenschein überprüfen, was wirklich passiert. Weil ich immer mehr das Gefühl habe, dass andere Formen des Journalismus – das ist vor allen Dingen der Nachrichtenjournalismus – irgendwie so 'ne Informationsfolie liefern, die aber nicht mehr wahrhaftig ist, die gar nicht stimmt [...]. Ich sehe inzwischen [...] die Reportage als Gegengewicht zur allgemeinen Berichterstattung, fast sogar als eine Art Korrektiv.“

Die Reportage kann jedoch nicht nur dazu beitragen, den Informationsgehalt des Nachrichtenjournalismus zu hinterfragen. Sie verhilft dem Journalismus überdies zu einem besonderen Erlebnispotenzial, wie etwa Günter Wallraff am Beispiel seiner Undercover-Recherchen in der Callcenter-Branche⁵⁵ verdeutlicht, mit denen er seine bereits in den 1960er Jahren begonnene Tradition der Betriebsreportage in die Gegenwart fortschreibt:

⁵⁵ Vgl. Günter Wallraffs Beitrag „Undercover“ aus dem „Zeit“-Magazin vom 24. Mai 2007.

„An einer solchen Geschichte sieht man, dass es eben nicht reicht, die Fakten zu kennen, sondern dass man sie erfahrbar machen muss. Genau das versuche ich in meinen Arbeiten, denn bloße Fakten töten die Vorstellungskraft. [...] Das Besondere an meiner Methode ist, dass sie die Konkretion erzwingt, dass ich mich entäußere, meinen eigenen Kopf hinhalte und so persönlich Zeugnis ablegen kann. Das ansonsten Abstrakte wird so miterleb- und fühlbar.“⁵⁶

Erlebbar werden journalistische Texte vor allem dann, wenn auch die sprachliche Gestaltung des Materials dazu einlädt, findet der mehrfache Kisch-Preisträger Christoph Scheuring. Dies gelte heute mehr denn je, weil die meisten Informationen durch den digitalen Wandel ohnehin überall und kostenlos verfügbar seien, weswegen der Leser sie nicht so sehr als Bereicherung denn als Belästigung wahrnehme:

„Heute muss sich nicht der Leser um Informationen bemühen, sondern die Informationen müssen sich um den Leser bemühen. Meine Zeilen müssen ihn mit jedem Satz davon überzeugen, dass es für ihn sinnvoll ist, seine wertvolle Zeit mit meinem Text zu verbringen. Und wenn mein Text dieses nicht leistet, wandert die Aufmerksamkeit des Lesers sofort zum nächsten Objekt. Wie aber gelingt uns das? Rhythmus, Fluss, Melodie sind [...] wichtige Punkte. Ich muss Brüche vermeiden, an den[en] der Gedankenfluss abreißt. Ich muss zwischen den Sätzen immer Bezüge herstellen. Der Anfang eines Satzes muss einen Anker haben im vorherigen Satz und das Ende muss auf den nächsten verweisen. Ich muss immer wieder ein Bonbon bereithalten für die Mühe des Lesens. Eine Pointe, ein [...] Sprachspiel, eine gelungene Metapher. Und ich muss eine individuelle, kraftvolle Sprache pflegen, weil unser Verstand dazu neigt, Inhalte zu ignorieren, wenn er sie als bekannt oder gelernt abhaken kann. Es ist immer das Neue, Individuelle, das unsere Aufmerksamkeit elektrisiert, nicht die Stereotype.“⁵⁷

Doch nicht allein durch Sprachkunst kommt die Reportage zu ihrer Wirkung. Viel wichtiger, findet Sabine Rückert, sei darüber hinaus eine erkennbare Denkleistung des Autors, verbunden mit einer Einordnung, einer wie auch immer gearteten Interpretation des Beschriebenen – und unter Umständen auch einer deutlichen Kommentierung:

„Eine Reportage muss mehr sein als ein Bericht. Sie muss über die Realität hinausweisen. Sie muss eine metaphysische Ebene haben, eine moralische Ebene, eine gedankliche Ebene, sie muss mich zu Erkenntnissen führen, die mit der Beschreibung dessen, was da passiert, nicht [...] mehr unbedingt viel zu tun haben[,] sondern diese nur noch zum Anlass nehmen, davon inspiriert sind. Kurz: Reportagen sind Gedankenmusik. Variationen des Themas Leben. [...] Das ist der Unterschied zwischen einer Kamera und einem Journalisten: Eine Kamera beobachtet, beschreibt, zeichnet auf. Der Journalist muss reflektieren, sich in die Figuren hin-

⁵⁶ Zit. n. Bergmann/Pörksen (2009: 341).

⁵⁷ So Christoph Scheuring im Gespräch mit Ariel Hauptmeier (URL: <http://www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Autoren-Interviews/InterviewCScheuring.pdf>).

einversetzen, manchmal für sie sprechen. Und er braucht eine Haltung. Reportagen ohne eigene Gedanken interessieren mich nicht.“⁵⁸

Gerade in dieser Hinsicht stecke in der gegenwärtigen Ausprägung des Genres noch viel Entwicklungspotenzial, meint der FAZ-Reporter Marcus Jauer: „Die Reportagen, die ich meistens in den Zeitungen lese, die sind von so einer Ängstlichkeit geprägt, dass derjenige, der es geschrieben hat, vorkommen könnte, und dass dadurch der Text weniger wahr wird.“ Diese Sorge ist Jauer zu Folge jedoch unbegründet, denn dass ein Reporter bei der Sammlung und Strukturierung seines Materials einen persönlichen Filter anlege, sei ohnehin unvermeidlich. Insofern sei es nur legitim, dies bei der Gestaltung des Textes auch kenntlich zu machen.

Wenn es der Reportage gelingt, Zeitzeugenschaft, Authentizität und Lust an der Sprache miteinander zu kombinieren, sei sie ein ideales und sehr modernes Vehikel, um Wirklichkeitsausschnitte zu vermitteln, resümiert Cordt Schnibben:

„Gute Reportagen fangen die Zeit ein, sehr gute Reportagen frieren die Zeit ein, und wenn man sie auftaut, Jahre später, dann sind sie immer noch so wahr, wie sie waren, als sie geschrieben wurden. [...] Einen Moment der Wahrheit einzufangen und einzufrieren, der etwas Wichtiges erzählt über die Menschen, über die Geschichte, über die Welt, das ist die Aufgabe der Reportage.“⁵⁹

Interpretiert man die gesellschaftliche Funktion der Reportage so, wie es – mit jeweils unterschiedlichen Argumenten und Schwerpunktsetzungen – die für diese Studie untersuchten Autoren tun, dann bietet sie in der Tat ein Gegengewicht zu den Zielen des faktizierenden Nachrichtenjournalismus: Ihr Anspruch ist weniger eine möglichst aktuelle Thematisierung ausgewählter Informationen, als vielmehr eine authentische – und mitunter auch überzeitliche – Vervielfältigung sozialer Realität. Auch dass sie wenigstens einen Teil ihres Wirkungsanspruchs aus sprachlicher Gestaltung schöpft, rückt sie in die Nähe der Literatur. Durch ihre Opposition gegen die Prämissen des reinen Informationsjournalismus offenbaren die erwähnten Reporter der Tages- und Wochenpresse unverkennbare Ähnlichkeiten mit den anderen hier thematisierten Autoren. Diese Parallelität rechtfertigt eine Zusammenfassung der Akteure unter dem gemeinsamen Dachbegriff Literarischer Journalismus, auch wenn einige der interviewten Reporter dieser Wortprägung mit offensichtlichem Unbehagen begegnen.

⁵⁸ So Sabine Rückert im Gespräch mit Ariel Hauptmeier (URL: http://www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Autoren-Interviews/Rueckert_Gedankenmusik.pdf).

⁵⁹ So Cordt Schnibben im Interview mit Nils Minkmar (vgl. Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 6. Dezember 2009). Eine ähnliche Funktionsbeschreibung formuliert Schnibben auch gegenüber Ariel Hauptmeier (vgl. Hauptmeier 1997: 96) und Henning Kornfeld (vgl. kressreport vom 23. März 2007).

Natürlich soll damit nicht bestritten werden, dass es auch unverkennbare Unterschiede zwischen den untersuchten Autoren gibt. Diese Differenzen werden bereits dadurch deutlich, dass sich die Akteure verschiedenen Teilströmungen des Literarischen Journalismus zuordnen lassen (Gonzojournalismus, Autorenjournalismus, Neues Feuilleton usw.), die sich durch jeweils unterschiedliche Mechanismen der Themenfindung, Recherche und Präsentation auszeichnen (vgl. dazu die Ausführungen in Kapitel 12).

Darüber hinaus lassen sich in vielen Fällen jedoch grundsätzliche Unterschiede in der Art und Weise beobachten, wie die Akteure ihre Abgrenzung von nachrichtlichen Berichterstattungsmustern begründen. Während die meisten Reporter, die fest in redaktionelle Strukturen eingebunden sind, ihre Publikationsmuster eher als innersystemischen Ausgleich zu den vorherrschenden Thematisierungsstrategien zu sehen scheinen (vgl. etwa die Statements von Kuno Kruse und Cordt Schnibben), sind bei vielen Literarischen Journalisten in der Peripherie des Journalismussystems ganz persönliche Motive für die Herausbildung ihrer andersartigen Darstellungshaltung ausschlaggebend. So beschreibt beispielsweise Andreas Altmann seinen Weg zum Autoren-Dasein als kurvenreichen Selbstfindungsprozess, der ihn nach zahlreichen privaten und beruflichen Rückschlägen erst als Mittdreißiger erkennen lässt,

„dass mein unheimlichster und unsagbarster Wunsch wäre, zu reisen und zu schreiben. Über das Leben in der Welt und die Weltbewohner. Als Gipfel des Glücks. Auf dem kein Alltag erschöpfte, mich kein müdes Herz durch ein müdes Leben begleitete, ja, wo ich mit dem Elegantesten, das die Deutschen erfunden haben, mit ihrer Sprache, beschäftigt wäre. Ein Beruf wie maßgeschneidert, wie für mich kreiert.“⁶⁰

Und auch Erwin Koch, eigentlich studierter Jurist, ist nur auf Umwegen zum Journalistenberuf gekommen – eine Tätigkeit die er bis heute gerade nicht mit einem spezifischen gesellschaftlichen Auftrag verbindet, sondern einzig und allein mit seinem persönlichen Antrieb, gute Geschichten zu erzählen: Ein

„Ziel – vielleicht habe ich keins. Vielleicht funktioniere ich ganz egoistisch. Ich glaube, ich möchte eine Geschichte, die ich für gut befinde, gut zu Ende erzählen. Das ist immer so das primäre Ziel. [...] Ich habe keine Mission, ich müsste der Welt die Fähigkeit zum Fühlen wieder beibringen oder so. Was ich nicht habe, ist sicher dieser Impetus, aufklären zu wollen. Das habe ich nicht.“⁶¹

⁶⁰ So Andreas Altmann im Nachwort seines Buches „Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend“ (2011).

⁶¹ So Erwin Koch auf einem Workshop des „Reporter Forums“ am 29. Mai 2009 (URL: <http://www.reporterforum.de/index.php?id=167>).

Selbstbeschreibungen wie diese, die sich in ähnlicher Form bei vielen der untersuchten Außenseiter des Literarischen Journalismus finden, legen nahe, dass die berufliche Sozialisation einen wesentlichen Einfluss darauf hat, ob sich einzelne Akteure bei der funktionalen Einordnung ihrer Tätigkeit eher auf die zentralen Konventionen des Journalismussystems beziehen – und sich dann davon abgrenzen, oder ob sie von vornherein mehr auf außersystemische Bezugspunkte rekurren – die sie in ihrer Rolle als Literarische Journalisten in die Randbereiche des Journalismussystems hineinragen. Wie ein Vergleich der beruflichen Werdegänge der analysierten Akteure zeigt, hat die überwiegende Zahl der redaktionell verankerten Reporter und Feuilletonisten eine klassische journalistische Ausbildung absolviert (zumeist: Volontariat oder Journalistenschule; deutlich seltener: Studium der Kommunikationswissenschaft oder Journalistik) und bezieht daraus ein mehr oder weniger einheitliches Grundverständnis der journalistischen Profession. Viele der ‚Outlaws‘, die sich bis heute an den Systemrändern bewegen, sind hingegen Quereinsteiger und fühlen sich dem Journalismussystem nur lose verbunden. Häufig füllen sie neben ihrer Tätigkeit als Reporter, Kolumnisten oder Essayisten auch nicht-journalistische Rollen (etwa im Literatursystem) aus – mitunter sogar deutlich intensiver als die journalistischen. Die Bedeutung der beruflichen Sozialisation lässt sich unter anderem am Beispiel des Borderline-Journalisten Tom Kummer veranschaulichen, der mit seinen Techniken der Fiktionalisierung im System Journalismus kaum auf Akzeptanz hoffen konnte:

„Unglücklicherweise – aus heutiger Sicht – hatte ich kein ehrfürchtiges Verhältnis zum Journalismus. Das lag wohl auch daran, dass ich nie eine Journalistenschule besucht habe, mich keinem Ehrenkodex verpflichtet fühle. In das Metier bin ich eher zufällig hineingewachsen – vielleicht hätte ich doch gleich Schriftsteller werden sollen.“⁶²

Dass ein als Individualist einzuordnender Literarischer Journalist wie Helge Timmerberg ein traditionelles Zeitungsvolontariat absolviert hat und daraus sein berufliches Selbstverständnis ableitet („das Handwerk, das schätze ich sehr, sehr hoch“), ist eher die Ausnahme.

11.3 Historische Bezugspunkte

Um die Publikationsstrategien zeitgenössischer Literarischer Journalisten und ihre gesellschaftliche Funktion einordnen zu können, ist es überdies hilfreich, nach historischen Be-

⁶² Zit. n. Bergmann/Pörksen (2009: 202).

zugspunkten für ihre Arbeit zu fahnden. Sehen sich die untersuchten Akteure in einer Traditionslinie mit anderen deutschsprachigen Vertretern dieses Berichterstattungsmusters? Oder verkörpern die aktuellen Ausprägungen dieses Journalismustyps eine Tradition für sich, die mit den in Kapitel 5ff. diskutierten Vorläufern nicht mehr viel zu tun hat? Eine Auswertung der vorliegenden Selbstzeugnisse und Interviews lässt eine Vielzahl unterschiedlicher Referenzen und Vorbilder erkennen, die in den meisten Fällen jedoch eher individuellen Neigungen zu entsprechen scheinen und sich nur teilweise anhand der oben beschriebenen Schulen des Neuen Literarischen Journalismus systematisieren lassen.

Grundsätzlich zeigt sich, dass die historischen Traditionslinien des deutschsprachigen Literarischen Journalismus für die aktuellen Vertreter allenfalls eine untergeordnete Bedeutung haben. Nur vereinzelt finden sich Hinweise darauf, dass bestimmte Vorläufer aus den verschiedenen Entwicklungsphasen des Berichterstattungsmusters auch heute noch als prägender Einfluss wahrgenommen werden. So führt beispielsweise Kuno Kruse die Beobachtungsgabe und Erzählkunst der Reporter Heinrich Heine und Joseph Roth als nachahmenswerte Beispiele an. Wolf Lotter verweist auf die stilprägende Polemik von Autoren wie Karl Kraus, Anton Kuh und Kurt Tucholsky, die heute viel zu selten kultiviert würde. Und Sabine Rückert, die sich selbst vor allem als Justizreporterin einen Namen gemacht hat, erinnert an die Gerichtsreportagen von Paul Schlesinger (Sling): Die „sind zum Teil genial“.⁶³ Der häufig als Schöpfer der Literarischen Reportage angeführte Egon Erwin Kisch taugt für sie hingegen nicht als Vorbild:

„Ich bin ja selber zweifache Kisch-Preisträgerin. Trotzdem haben mich die Kisch-Reportagen ehrlich gesagt nie wirklich gepackt. Meinen Nerv treffen sie nicht. Aber das mag auch an der ganz anderen Zeit liegen. Die Zwanzigerjahre-Reportage kommt mir manchmal so vor, als stecke sie noch in den Kinderschuhen. Es gab damals noch keine richtige Reportagekunst[,] wie ich das heute erkenne.“⁶⁴

Mit diesem Urteil ist Sabine Rückert nicht alleine. Auch Ariel Hauptmeier ist überzeugt:

„Das wird völlig überschätzt. Kisch ist ein Ideologe, Kisch ist ein Verfälscher, ein Polemiker. Er ist sicherlich auch hier und da ein guter Reporter, aber er wird [...] in der Branche überhaupt nicht gelesen. Das haben zwar alle im Schrank stehen, aber keiner hat, glaube ich, mehr als drei Dinger von ihm gelesen.“

Und auch Moritz von Uslar findet Kisch und die gesamte Reportage-Literatur der 1920er Jahre „sehr abgelaufen, sehr datiert auf die Zeit, [...] unglaublich angestaubt“ – eine Einschät-

⁶³ So Sabine Rückert im Gespräch mit Tim Sparenberg (vgl. Non Fiktion, Heft 1-2/2008, S. 116-129).

⁶⁴ Zit. n. ebd.

zung, die in ähnlicher Form von vielen der aktuell tätigen Literarischen Journalisten wiederholt wird.

Statt in die Geschichte des Literarischen Journalismus zu blicken, lassen sich vor allem die jüngeren Vertreter dieses Journalismustyps lieber von der noch aktiven Generation direkt vor ihnen inspirieren. Scherer und Schnibben, Osang und Büscher – „da gibt es genug gute Stimmen, die einen [...] prägen“, sagt etwa Ariel Hauptmeier. Und auch Marcus Jauer bekennt, dass er „[v]on den Leuten, die ich bei der ‚Süddeutschen‘ kennen gelernt habe“ – etwa Birk Meinhardt, Evelyn Roll und auch Benjamin Henrichs –, mehr profitieren konnte als von Kisch.

Neben diesen journalistischen Leitbildern sind es im deutschen Sprachraum vor allem literarische Autoren, die von den untersuchten Akteuren als Referenzen angeführt werden. „Vielleicht habe ich am meisten von Friedrich Nietzsche gelernt“, sagt beispielsweise Christoph Scheuring. „Seine Sprache hat mich begeistert, er war mein Held, einer der genialsten Stilisten, die es jemals gegeben hat.“⁶⁵ Marie-Luise Scherer fühlt sich von der sprachlichen Präzision eines Hans Joachim Schädlich in den Bann gezogen.⁶⁶ Erwin Koch schwört auf Max Frisch („diese Verknappung“), Moritz von Uslar auf Rainald Goetz („Der ist für mich wirklich eine eigene Insel.“) – und Andreas Altmann hält fest: „Ich blicke in jede Literaturgeschichte und finde Hunderte von Vorbildern: all jene, die ich als Meister der Sprache identifiziere.“ Ganz ähnlich kann fast jeder der befragten Autoren wenigstens ein stilistisches Idol aus dem deutschen Sprachraum nennen – einen journalistischen Hintergrund haben jedoch die wenigsten davon. Diese Beeinflussung journalistischer Präsentationstechniken durch nicht-journalistische Vorbilder lässt sich abermals als Beleg für eine strukturelle Kopplung zwischen Journalismus- und Literatursystem anführen, die auch für den Neuen Literarischen Journalismus der Gegenwart ein kennzeichnendes Wesensmerkmal darstellt.

Direkte Bezugspunkte für die aktuellen Vertreter dieses Typs journalistischen Schreibens finden sich jedoch auch außerhalb des deutschen Sprachgebiets – vor allem im anglo-amerikanischen Raum. Immer wieder verweisen die untersuchten Autoren etwa auf die Bedeutung, die die US-amerikanischen New Journalists für ihren eigenen beruflichen Werdegang hatten. Besonders deutlich wird dies im Falle von Helge Timmerberg, der seine erste Begegnung mit dem Werk Hunter S. Thompsons als regelrechtes Erweckungserlebnis beschreibt. Kurz nach dem Abschluss seines Volontariats bei der „Neuen Westfälischen“ in Bielefeld habe er „Fear and loathing in Las Vegas“ gelesen – und „[d]as war so, als wenn sich ein Schlüssel in meinem Kopf umdreht. Ich hab’ sofort gedacht: Meine Fresse, so geht’s auch!

⁶⁵ So Christoph Scheuring im bereits erwähnten Gespräch mit Ariel Hauptmeier.

⁶⁶ So Marie-Luise Scherer im bereits erwähnten Interview mit Rem Koolhaas und Hans Ulrich Obrist.

Das mach' ich! Und ich hab' sofort angefangen! [...] Und dann ging das [...] richtig so volles Rohr los.“

„Fear and loathing in Las Vegas“ war jedoch nicht nur für die Vertreter des deutschsprachigen Gonzojournalismus ein unmittelbares Vorbild. Auch hoch angesehene Reporter wie Cordt Schnibben gestehen: „Hunter S. Thompson hat mich sehr geprägt.“ Eine ähnliche Wirkung geht für viele Literarische Journalisten auch von den anderen großen Schreibern des New Journalism aus. Dies verdeutlicht beispielsweise Wolf Lotter, wenn er sagt:

„Ich verehere die Amerikaner sehr, denen es gelungen ist, sehr bunt, [...] sehr anschaulich und sehr klar [...] Sachverhalte zu beschreiben – Capote natürlich, Wolfe natürlich, Talese natürlich. Das sind alles Leute, die extreme Orientierungspunkte sind und die natürlich auch den Journalismus, den Magazinjournalismus, ganz stark beeinflusst haben, und die sich dann geradezu anbieten, von der Erzählweise her, sich an ihnen zu orientieren, und die nicht diesen [...] Nachrichtenstil haben.“

Doch auch jenseits des New Journalism finden sich in der US-amerikanischen Journalismusgeschichte einige Fixsterne, die auf den deutschsprachigen Literarischen Journalismus ausgestrahlt haben. Cordt Schnibben nennt als weiteren wichtigen Einfluss etwa den jungen Ernest Hemingway, der in der 1920er und -30er Jahren durch Europa reiste und kleine, selbstironische Reportagen schrieb:

„[W]as er damals gemacht hat, das hatte so etwas Augenzwinkerndes. Der nahm sich nicht so wahnsinnig ernst als Journalist. Und das fand ich angenehm, das wirkte auf mich sehr modern. Also eben nicht wie Kisch – dieses ganz Wuchtige, Trompetenhafte: Ich bin da gewesen und ich erzähl' euch jetzt von einer Welt, die ihr nicht kennt. [...] Das fand ich immer so ein bisschen angeberisch. Hemingway war irgendwie lässiger, cooler.“⁶⁷

Eine vergleichbare Anziehungskraft gehe auch vom britischen Schriftsteller und Journalisten George Orwell aus, betont unter anderem Jochen Arntz. Ebenso wie im Falle der deutschsprachigen Vorbilder ließe sich die Liste der internationalen Namen, denen wenigstens punktuell ein Nachhall im hiesigen Gegenwartsjournalismus zugestanden wird, beliebig ergänzen.

Insgesamt erscheint die Vorbildfunktion des anglo-amerikanischen Literarischen Journalismus damit sogar deutlich maßgeblicher als die der deutschsprachigen Traditionslinien des Berichterstattungsmusters. Der Status quo des Neuen Literarischen Journalismus hierzulande lässt sich demnach keineswegs nur und auch nicht in erster Linie als Fortschreibung einer

⁶⁷ Ganz ähnlich beschreibt Cordt Schnibben dies auch gegenüber Ariel Hauptmeier (vgl. Hauptmeier 1997: 89).

nationalen Journalismusgeschichte auffassen – er ist vielmehr das Produkt vielfältiger interkultureller Transferprozesse, die in den unterschiedlichen gegenwärtigen Ausprägungen des Berichterstattungsmusters einen facettenreichen Ausdruck gefunden haben.

Doch so vielseitig – und oft widersprüchlich – diese Ausprägungen auch sind: Sie sind vereint in dem Anspruch, die aktualitätsgebundene Thematisierungsfunktion des nachrichtlichen Informationsjournalismus durch eine auf Überzeitlichkeit zielende und durch literarische Strukturelemente beeinflusste Spielart journalistischer Berichterstattung zu konterkarieren. In diesem Sinne lässt sich auch der Literarische Journalismus der Gegenwart als strukturelle Kopplung von Literatur und Journalismus beschreiben, die darauf abzielt, die Routinen des Nachrichtenjournalismus zu irritieren.

12. Struktur des Literarischen Journalismus

12.1 Rollen

Um zu veranschaulichen, wie Literarische Journalisten ihre gesellschaftliche Funktion umsetzen, ist ein Blick auf die verschiedenen Strukturebenen des Journalismussystems notwendig. Auch hier zeigt sich eine große Bandbreite unterschiedlicher Ansätze und Konstellationen, die jedoch alle dem gemeinsamen Ziel dienen, durch die Inklusion literaturtypischer Elemente ein Gegengewicht zum dominanten Informationsjournalismus zu bilden. Dies gilt unter anderem für die Rollenebene.

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass alle untersuchten Akteure in ihrer Eigenschaft als Literarische Journalisten wenigstens temporär eine journalistische Primärrolle einnehmen, denn andernfalls wären sie nicht als Teilnehmer des Journalismussystems zu werten. Die Ausgestaltung dieser Rolle variiert dabei jedoch zum Teil erheblich. Ebenso wie im Journalismus insgesamt ist es auch im Subsystem Literarischer Journalismus im Zuge seiner historischen Entwicklung zu einer horizontalen Ausdifferenzierung unterschiedlicher Arbeitsrollen gekommen, die sich mal auf ausgewählte Darstellungsformen spezialisieren und mal auf bestimmte Themenfelder. So gibt es Literarische Journalisten, die vor allem oder sogar ausschließlich die Reportage oder verwandte erzählende Genres bedienen (z. B. Cordt Schnibben, Wolfgang Büscher, Alexander Osang); andere hingegen pflegen in erster Linie argumentierende oder räsonierende Formen wie den Essay, den Kommentar, die Kolumne oder auch die Rezension (etwa Maxim Biller, Henryk M. Broder, Wolf Lotter). Auch in thematischer Hinsicht lassen sich Spezialisierungen auf bestimmte Gesellschaftsbereiche wie Politik (etwa Dirk Kurbjuweit), Wirtschaft (etwa Wolf Lotter) oder Kultur (etwa Claudius Seidl) beobachten. Diese Entwicklung deutet auf eine neue Vielseitigkeit des Literarischen Journalismus hin – aber auch auf eine merkliche Professionalisierung, die es in früheren Entwicklungsphasen des Berichterstattungsmusters in dieser Form nicht gegeben hat.

Davon zeugt auch der Umstand, dass Literarische Journalisten mittlerweile auf den unterschiedlichsten Hierarchieebenen tätig sind – vom freien Mitarbeiter bis hin zum Chefredak-

teur. So sorgen Redaktions- oder Ressortleiter wie Cordt Schnibben („Der Spiegel“, Ressort Gesellschaft), Alexander Gorkow („Seite 3“ der „Süddeutschen Zeitung“), Christoph Amend („Zeit“-Magazin) oder Timm Klotzek („SZ-Magazin“) maßgeblich dafür, dass literarjournalistische Herangehensweisen innerhalb redaktioneller Strukturen ausreichende Entfaltungsspielräume erlangen, „die dafür den Rücken breit machen“, wie Marcus Jauer es beschreibt. Die Bedeutung einer derartigen Rückendeckung unterstreicht auch Jochen Arntz, der betont

„dass es sehr viel hilft, wenn Chefredakteure, wie zum Beispiel [bei der SZ] auch [Kurt] Kister, selbst gute Reportagen erzählen oder schreiben können und das auch als wertvoll erachten. Ich denke, das ist eigentlich für Reportage-Redaktionen das Wichtigste, dass Chefredakteure das schätzen. Das muss man nämlich verteidigen oft. Und wenn Chefredakteure das nicht verteidigen, dann ist das oft sehr schwierig.“

Auf der anderen Seite schätzen gerade freiberuflich tätige Autoren wie Erwin Koch, Helge Timmerberg oder Wolf Lotter die Distanz zum redaktionellen Tagesgeschäft, die ihnen eine freiere Gestaltung ihrer Arbeitsprozesse und letztlich auch ihrer Beiträge ermöglicht. So erzählt etwa Helge Timmerberg:

„[I]ch war fast immer frei, ich hatte so 'ne psychische Macke, die hab' ich eigentlich immer noch: Ich mochte keine Verträge unterschreiben [...]. Hab' ich immer gesagt: Ja, ich arbeite für Euch, [...] [s]oundsoviel will ich haben, aber ich kann jederzeit wieder gehen – das war mir irgendwie wichtig. Und das war auch sehr wichtig, [...] um meinen Stil durchzusetzen, [...] [w]eil wenn ich 'ne Geschichte schrieb, dir mir jetzt gefiel, aber dem Kunden gefiel sie nicht, aus was für Gründen auch immer, [...] dann hab' ich sie einfach einem anderen Blatt gegeben, und die haben's dann genommen. Und dadurch hab' ich gelernt: Ich kann meinen Stil durchsetzen. Wenn Sie fest an ein Magazin oder ein Blatt gebunden sind, dann wird der Chefredakteur Sie biegen und biegen und biegen – das geht gar nicht anders, ne?“

Freiberufliche Arbeitsverhältnisse sind im Literarischen Journalismus aber keineswegs nur auf solche Akteure beschränkt, die sich an den Rändern des Journalismussystems bewegen. Auch Wolf Lotter, der regelmäßig die Leitartikel für „brandeins“ beisteuert und damit zur wichtigsten Stimme des Blattes geworden ist, hat aus Prinzip auf eine Festanstellung in der Redaktion verzichtet. „[M]ein Freiberuflertum ist das Resultat meiner Einstellung“, sagt Lotter – und erklärt:

„Wenn Sie sich aufs Schreiben konzentrieren, müssen Sie immer auch einen ganz wesentlichen Teil des redaktionellen Prozesses mitmachen, um zu verstehen, was rund um Sie vorgeht. Das ist ein systemischer Prozess. Dieser systemische Prozess darf aber nicht dazu führen, dass Sie sich nur noch mit Fragen der Organisation, des Heftplans und ähnlichem mehr beschäftigen. Das ist eigentlich auch ganz logisch. [...] [Fürs

Schreiben] brauchen Sie volle Konzentration und Ruhe [...]. Das ist heute im redaktionellen Alltag kaum mehr möglich, weil für so ein Stück brauchen Sie mindestens eine Woche, wo Sie sich komplett rausziehen. Minimum!“⁶⁸

Diese Freiräume findet Lotter in der Regel nur in seinem Büro bei sich zu Hause – ganz ähnlich wie Erwin Koch, dessen Texte meist in der Abgeschiedenheit seines Heimatdorfes Hitzkirch, in der Nähe von Luzern, entstehen. Dort kann er dem Rummel der Redaktionsarbeit entfliehen, denn: „Lärm macht mir zu schaffen. Das würde ich nicht ertragen. [...] Das ist anstrengend genug – das Schreiben.“⁶⁹

Die verschiedenen Beispiele zeigen, dass die Arbeitsrollen Literarischer Journalisten sich nicht nur in horizontaler, sondern auch in vertikaler Hinsicht ausdifferenziert haben. Eine Verbindung bestimmter Rollenkonstellationen mit den einzelnen Ausprägungen des Berichterstattungsmusters lässt sich dabei aber nicht nachweisen. Vielmehr erscheint die Entwicklung dieses Strukturbereichs des Subsystems Literarischer Journalismus wie ein Spiegelbild der Entwicklung im Journalismus insgesamt: von der Entstehung einer noch unspezifischen Primärrolle Journalist bzw. Literarischer Journalist hin zu einer fortschreitenden Spezialisierung, die in der Gegenwart einen bislang nicht dagewesenen Differenzierungs- und Professionalisierungsgrad erreicht hat.

Gerade im Grenzbereich zwischen Literatur und Journalismus kommt es jedoch besonders häufig vor, dass einzelne Akteure ihre journalistische Rolle zwischenzeitlich oder sogar dauerhaft aufgeben und stattdessen eine literarische Rolle einnehmen. Dies zeigt sich unter anderem an der bereits angesprochenen Neigung Literarischer Journalisten, auch als Buchautoren in Erscheinung zu treten. In vielen Fällen handelt es sich bei den Buchveröffentlichungen um journalistische Publikationen – etwa wenn die Autoren ausgewählte Artikel nachträglich in einem Sammelband bündeln⁷⁰, eine Recherche für einen ursprünglich als Zeitungs- oder Zeitschriftenbeitrag konzipierten Text ‚großschreiben‘⁷¹ oder ein Thema von vornherein für die Bearbeitung im Buchformat reservieren⁷². Nicht selten verfassen sie jedoch auch belletristische Romane⁷³, Theaterstücke⁷⁴ oder Hörspiele⁷⁵, die voll und ganz den Konventionen des

⁶⁸ Eine ähnliche Sicht der Dinge bringt Wolf Lotter gegenüber Ralf Geißler zum Ausdruck (vgl. *Journalist*, Heft 12/2010, S. 20-24).

⁶⁹ So Erwin Koch auf dem bereits erwähnten Workshop des „Reporter Forums“.

⁷⁰ Wie beispielsweise Benjamin von Stuckrad-Barre mit seinen Textsammlungen „Remix“ (1999), „Deutsches Theater“ (2001) und „Auch Deutsche unter den Opfern“ (2010).

⁷¹ Wie etwa Kuno Kruse mit seinen Großreportagen über den Tänzer Sylvin Rubinstein („Dolores und Imperio“, 2000) und über Jonathan Overfeld, den „Mann, der sein Gedächtnis verlor“ (2010).

⁷² Wie zum Beispiel Wolfgang Büscher mit seinen Reisereportagen „Berlin – Moskau“ (2005) und „Hartland“ (2011).

⁷³ So u. a. Alexander Gorkow mit Romanen wie „Kalbs Schweigen“ (2003) oder „Mona“ (2007).

Literatursystems entsprechen. In solchen Fällen agieren sie nicht mehr als Literarische Journalisten, sondern als Schriftsteller, d. h. als Inhaber einer literarischen Primärrolle.

Die Gründe dafür – das zeigt auch die Auswertung der verfügbaren Selbstzeugnisse – sind zum einen materieller Natur: Gerade die prominenteren unter den Literarischen Journalisten sehen in Buchveröffentlichungen eine willkommene zusätzliche Einnahmequelle – und können „immer wieder auch ganz gut davon leben“, wie etwa Wolf Lotter betont. Zum anderen schätzen die untersuchten Journalisten an gelegentlichen Ausflügen ins literarische Metier aber auch die größeren formalen Freiheiten – gerade im Hinblick auf den Umgang mit Fakten und Fiktionen. So bekennt etwa Alexander Gorkow: „Als Journalist bin ich komplett den Fakten verpflichtet, als Schriftsteller bastel ich mir den Wahnsinn in Form, gebe das meinem Verleger und sage: ‚Guck mal!‘“⁷⁶ Und auch Marie-Luise Scherer, die nach eigenem Bekunden bereits seit längerem an einem Roman arbeitet, schätzt das fiktionale Schreiben im Vergleich zur seriösen Reportertätigkeit als geradezu befreiend ein:

„Im Rückblick auf meine Anstellung beim ‚Spiegel‘ würde ich ambitionierte Reportagen als schwerer bezeichnen. Zurzeit versuche ich mich an einem Roman und manchmal meine ich, das sei leichter, weil Sie beim Roman keine Rücksicht auf Zeugen zu nehmen haben.“⁷⁷

Ähnliche Einschätzungen äußern viele Journalisten, die mit literarischen Veröffentlichungen der Enge journalistischer Routinen entfliehen möchten. Manch einer unter ihnen – etwa Christian Kracht – hat aus diesen Gründen dem Journalismus sogar gänzlich den Rücken gekehrt.

Allerdings hat das fiktionale Arbeiten bei weitem nicht für alle Literarischen Journalisten einen Reiz. So sagt etwa Kuno Kruse:

„Ich [...] [w]eiß [...] gar nicht, ob ich das könnte. [...] Das Tolle ist ja bei diesen Autoren, dass die so eine Phantasie haben. Und die fehlt mir. Ich kann eigentlich nur die Geschichten aufschreiben, die mir andere geben. Ich bin ja immer, wenn ich schreibe, ein Nutznießer dessen, was andere erlebt haben. Diese Geschichte zum Beispiel mit dem Mann ohne Gedächtnis, die hätte ich mir nicht ausdenken können. Und ich profitiere davon, dass es jemanden gibt, dem das widerfahren ist. Diese Phantasie hätte ich nicht.“

⁷⁴ So z. B. Moritz von Uslar mit Arbeiten wie „Freunde“ (2000), „Freunde 2“ (2001) und „Abso-fuckin-lutely“ (2004).

⁷⁵ So etwa Erwin Koch mit Stücken wie „Unstern“ (2002) oder „Halbkerf“ (2005).

⁷⁶ So Alexander Gorkow im Interview mit Jenny Hoch (URL: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/promi-interviewer-gorkow-ich-schmeisse-mich-hemmungslos-ran-a-512874.html>).

⁷⁷ So Marie-Luise Scherer im bereits erwähnten Interview mit Rem Koolhaas und Hans Ulrich Obrist.

Und auch Erwin Koch, der neben seinen literarischen Radiodramen auch drei Romane⁷⁸ veröffentlicht hat, legt selbst beim fiktionalen Schreiben großen Wert auf eine Verankerung seiner Geschichten in der gesellschaftlichen Wirklichkeit:

„Ich glaube, ich bin verdorben von meinem Reporter-Dasein, in dem Sinne, dass ich meiner Fiktion und meinen Erfindungen sehr schnell misstrauere. Einige dieser Reportagen, die ich geschrieben habe, die sind ja nicht ausdenkbar. Die Wirklichkeit übertrifft ja manchmal die Phantasie. Und ich habe mich nie getraut, einen Roman zu schreiben, der wirklich losgelöst ist vom Skelett des Wirklichen. Erst der dritte Roman hat sich so ein bisschen entfernt. Das ist mangelnder Mut oder mangelnde Fähigkeit, sich wirklich hineinzugeben in reine Erfindung. Ich brauche immer so das Sicherheitsnetz des Faktischen [...] – aus Angst, da wirklich ins Uferlose zu laufen.“

Vermutlich ist die Faszination des Faktischen für das Gros der untersuchten Autoren ein wesentlicher Beweggrund, gelegentliche Rollenwechsel in das Literatursystem nur als zwischenzeitliches Intermezzo zu betrachten. Die meisten der hier thematisierten Literarischen Journalisten sehen sich im Hauptberuf als Journalisten – ganz gleich welcher Entwicklungslinie des Berichterstattungsmusters sie angehören, welche spezifischen Arbeitsrollen sie abdecken und für welche Medien sie arbeiten.

12.2 Organisationen

Um in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden, sind Literarische Journalisten auf Organisationen angewiesen, die ihre Textprodukte publizieren und so dem gesellschaftlichen Diskurs zuführen. Die Umsetzung der sozialen Funktion des Literarischen Journalismus ist also immer davon abhängig, ob einzelne Organisationseinheiten diesem Berichterstattungsmuster ausreichend Raum zur Entfaltung geben. Die bisherigen Erörterungen haben gezeigt, dass nicht wenige Vertreter dieses Journalismustyps bei der Veröffentlichung ihrer Beiträge die üblichen journalistischen Organisationsformen umgehen und sich stattdessen der Strukturen des Literatursystems (z. B. literarischer Verlage) bedienen, um ihre Produkte der Öffentlichkeit in Buchform anzubieten. Nicht in allen Fällen – auch dies ließ sich anhand einzelner Beispiele nachvollziehen – wird aus dem publizierten Material dabei automatisch Literatur.

Der Großteil der in der vorliegenden Studie untersuchten Akteure ist bei der Ausübung seiner Publikationstätigkeit jedoch – über unterschiedliche Mitglieds- und Arbeitsrollen – an

⁷⁸ Im Einzelnen: „Sara tanzt“ (2003), „Der Flambeur“ (2005), „Nur Gutes“ (2008).

originär journalistische Organisationen wie Massenmedien, Redaktionen oder bestimmte Ressorts innerhalb dieser Struktureinheiten gebunden. Bei der Auswertung der verfügbaren Daten war es daher von besonderem Interesse, zu hinterfragen, in welchen spezifischen organisatorischen Konstellationen Literarische Journalisten ihre Arbeit ausüben – und wie sie diese bewerten. Gibt es in der deutschsprachigen Medienlandschaft ausreichend Publikationsorte für Literarischen Journalismus? Wie sind die Arbeitsbedingungen und Entfaltungsmöglichkeiten innerhalb dieser Organisationen einzuschätzen? Wo und in welcher Hinsicht gibt es Entwicklungsbedarf oder -potenzial? In der empirischen Erhebung ließen sich sowohl skeptische als auch grundsätzlich optimistische Sichtweisen zu Tage fördern.

Zu einer vernichtenden Generalkritik ließ sich unter anderem Andreas Altmann hinreißen, der wiederholt erleben musste, dass seine oft unkonventionell gestalteten Texte in verschiedenen journalistischen Redaktionen redigiert und in ein oberflächliches „Kinderpopodeutsch“ umformuliert wurden.⁷⁹ Derartige Eingriffe in seine Autonomie als Autor empfindet er als „Zensurmaßnahmen, natürlich haben wir in Deutschland Zensur. Nur halt versteckter, raffinierter, verlogener: buckeln vor den Anzeigenkunden, buckeln vor den Lesern, buckeln vor der Harmoniesüchtigkeit.“ Für Altmann war diese Erkenntnis letztlich ausschlaggebend dafür, sich für seine Publikationen gänzlich aufs Buchformat zu verlegen.

Ähnlich rigide Konsequenzen zogen zwar nur die wenigsten der untersuchten Autoren. Mit seiner Klage über die vermeintliche Enge des Publikationsumfeldes für Literarischen Journalismus ist Andreas Altmann aber nicht alleine. Speziell in der Zeitschriftenbranche fehle es an Mut für kreative Experimente, findet auch Markus Peichl, der dies vor allem auf die gegenwärtige wirtschaftliche Entwicklung zurückführt. Es sei heutzutage unglaublich schwierig geworden, genügend Geld für ein vernünftiges Heft zusammenzubekommen:

„Viele geben sich unfassbare Mühe und versuchen geradezu unter Selbstaufgabe und Selbstausbeutung heute immer noch, spannende, vitale, interessante, andersartige, eigenständige Zeitschriften zu machen. Offensichtlich löst das Medium Print, das Medium Zeitschrift, heute immer noch ein Faszinosum aus, aber es braucht eben Selbstausbeutung, um überhaupt noch neue, kreative, andersartige Blätter auf den Markt zu bringen.“⁸⁰

Mit dieser Entwicklung habe mittlerweile die gesamte Presselandschaft zu kämpfen, beobachtet Wolf Lotter. Vor allem längere Beitragsformen seien heute nur noch in einigen wenigen Qualitätsmedien möglich – eine Tendenz, die er als „Textmutation“ bezeichnet. Hauptursache

⁷⁹ Ausführlich beschreibt Andreas Altmann dies im Nachwort seines Buches „Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend“.

⁸⁰ So Markus Peichl im bereits erwähnten Interview mit Katy Walther.

dafür seien die Sparzwänge der Verlagsmanager – jener „Effizienzverrückten [...], [d]ie meinen, man kann alles durch Controlling herunterbrechen“:

„Es gibt eine Tendenz, Mitarbeiter, journalistische Mitarbeiter, Redakteure, schreibende Redakteure in den letzten zwei Jahrzehnten eigentlich als notwendiges Übel in den Verlagen zu akzeptieren. [...] Wir haben mit dem Einzug der Controller und der BWLer in unser Gewerbe extrem viel verloren. Wir haben eine Vielzahl von Verlagsmanagern, die meint, man könne Journalismus so betreiben wie ein Callcenter. Wir haben viele Leute, die mit der Branche selbst nichts zu tun haben. Wir haben eine Verrohung durch primitive Marketingmechanismen, die wirklich vulgär sind und die die üblichen Kategorien der Skalierung geistiger Arbeit beschwören. Es funktioniert aber, wie wir sehen, überhaupt nicht. Die Auflagenentwicklungen in diesem Bereich sind nicht gut.“

Dass gegenwärtig in vielen Medienhäusern an der falschen Stelle gespart wird, findet auch Sabine Rückert:

„Das liegt daran, dass es Verleger gibt, die glauben, man muss bloß die Journalisten auspressen, und dann wird schon ein gutes Blatt rauskommen. Das Gegenteil ist der Fall. Je mehr man einen Journalisten presst, desto weniger kommt raus. Das ist ein umgekehrtes Verhältnis zwischen Druck und Ergebnis. Der Journalist, der gedrückt wird und gepresst und gezwiebelt wird und der knapp gehalten wird, der wird irgendwann in die innere Emigration gehen und seinen Job nur noch als Verdienststelle begreifen. Und dementsprechend sieht dann eben auch das Blatt aus. Dann wird das Blatt eingestellt – und das Gejammer ist groß.“

Zwar bestreitet kaum einer der analysierten Akteure, dass der wirtschaftliche Druck steigt und damit auch die Rahmenbedingungen für den Journalismus generell ungünstiger werden. Viele bemerken jedoch gerade in dieser Situation ein verstärktes Interesse an erzählenden und in welcher Form auch immer literarisch gestalteten Formen journalistischer Berichterstattung. Gerade mit Blick auf die Reportage beobachtet Ariel Hauptmeier, „dass das Genre boomt. Das Interesse ist riesig. [...] Also, ich glaube, rein subjektiv ist das Engagement größer denn je“. Dem pflichtet auch Kuno Kruse bei – und stellt fest: „Wir haben große Reportage-Blätter in Deutschland.“ Als bedeutendste Belege nennt er vor allem die „Seite 3“ der „Süddeutschen Zeitung“, die „Zeit“ mit ihrem „Dossier“ und auch den „Spiegel“. „Und daneben gibt es eine ganze Reihe von Tageszeitungen, die das ähnlich machen. Da gibt es eine Fläche zum Abdrucken von Reportagen.“ Trotz ihrer Kritik am allgemeinen Sparwahn in der Branche resümiert in diesem Sinne auch Sabine Rückert: „Ich finde [...], dass es der Reportage dieser Tage gut geht.“

Und auch jenseits der klassischen Reportage gebe es ausreichend Freiräume für Literarischen Journalismus, findet Moritz von UsLAR: „Das ist ein Mythos, zu sagen, dass experimen-

telle oder gut geschriebene Texte nicht gedruckt werden in Deutschland. Die werden gedruckt! Das ist meine Erfahrung!“ In Beilagen wie dem „SZ-Magazin“ und dem „Zeit“-Magazin gebe es grundsätzlich keine Einschränkungen bezüglich der gewählten Darstellungsform. Und auch in der „Zeit“, im Feuilleton der SZ und im Feuilleton der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ sei „alles, alles druckbar“. Ganz ähnliche Erfahrungen mit vielen weiteren überregionalen und regionalen Tages- und Wochenzeitungen hat auch Erwin Koch gemacht, dessen Beiträge in der Regel ebenfalls nicht mit den gängigen Genre-Konventionen übereinstimmen. Er hält fest: „Die Texte, die mir wirklich ans Herz gewachsen sind, die kann ich alle schreiben.“ Dass Literarischer Journalismus gegenwärtig marginalisiert würde, glaubt insgesamt nur eine Minderheit der untersuchten Autoren.

Im Gegenteil: Vieles deutet darauf hin, dass in den vergangenen zehn bis 15 Jahren in nicht wenigen Medienhäusern eine neue Offenheit im Umgang mit dem Berichterstattungsmuster spürbar geworden ist. In manchen Fällen lässt sich dieser Trend direkt auf das Engagement einzelner Akteure und die von ihnen angestoßenen redaktionellen Innovationen zurückführen. Immer wieder weisen die untersuchten Akteure beispielsweise darauf hin, dass Cordt Schnibben und das von ihm geleitete „Spiegel“-Ressort Gesellschaft maßgeblich dazu beigetragen haben, den allgemeinen Aufschwung der Reportage zu beflügeln. „Früher war der ‚Spiegel‘ ein Nachrichten-Magazin, heute ist der ‚Spiegel‘ ja ganz anders geworden“, sagt etwa Kuno Kruse – und führt weiter aus:

„Der hat inzwischen Titel-Geschichten, die hätte früher der ‚Stern‘ gemacht, auch sehr unpolitische Titel-Geschichten, und da hat auch die Cordt-Schnibben-Truppe der Reportage einen riesigen Platz geschlagen. [...] [I]ch glaube, dass Cordt Schnibben da einen großen Einfluss drauf hat, dass die Reportage diesen Wert, den sie heute hat, wiederbekommen hat. [...] Ehrlich gesagt ist das für mich so, dass das der ‚Spiegel‘ ist, der es allen vormacht.“

Eine ähnliche Vorbildfunktion hat für viele Autoren die „Seite 3“ der „Süddeutschen Zeitung“. So sagt etwa Moritz von Uslar:

„Ich finde, es gibt keine Zeitungsseite in Deutschland, die im letzten Jahr so an Fahrt aufgenommen hat, so viel Leben dazugewonnen hat, wie die ehemals so berühmte und in den letzten Jahren eben erschlafte ‚Seite 3‘ der ‚Süddeutschen‘, was ja sozusagen immer noch der mystische Ort der Reportage in Deutschland ist und die jetzt einfach phantastische Sachen macht.“

Einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf diese Entwicklung hat nach Uslars Einschätzung der verantwortliche Ressortleiter Alexander Gorkow – „[e]in wichtiger Mann, weil der das

zusammenbringt. Weil er [...] eben ein Politiker ist, ein Redaktionspolitiker, und auch die Kraft hat, die Räume aufzuhalten.“

Auch die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ hat sich 2008 mit Marcus Jauer einen ehemaligen SZ-Reporter in die Redaktion geholt, von dem man sich erhofft, die Reportage-Kultur im Haus zu stärken. „[W]as Marcus Jauer da macht, jede Woche, im Feuilleton, finde ich toll – und das schwappt auch schon in andere Teile des Blattes“, kommentiert Cordt Schnibben anerkennend. Und Jauer selbst hält fest: „Die Freiheit, mit der ich da arbeite, die ist wirklich enorm. Ich habe das Gefühl, mir wird da vertraut, dass ich schon das Richtige tue.“

Vergleichbare Entwicklungen lassen sich gegenwärtig bei vielen Tageszeitungen beobachten – auch im Regionalen und Lokalen, wie unter anderem Ariel Hauptmeier bemerkt. Die neue Lust am journalistischen Erzählen, die in vielen Redaktionen durch speziell dafür reservierte Reportage-Seiten oder eigenständige Reportage-Ressorts einen Ausdruck findet, ist allerdings keineswegs nur als Resultat der Bemühungen individueller Akteure oder einer „neue[n] Generation von Journalisten“ (Kuno Kruse) zu interpretieren. Nicht wenige der befragten Akteure sehen sie auch als Reaktion auf die aktuellen Entwicklungen im Onlinejournalismus – dieses „Kurzfutter im Internet“, wie Erwin Koch es nennt, für das „alles möglichst schnell und in zehn Sätzen erklärt werden muss“. So analysiert auch Jochen Arntz:

„[W]enn man sich fragt, wie man sich gegen die Online-Konkurrenz und gegen das Netz als solches positioniert, dann scheint mir [...], dass es eine gewisse Rückversicherung auf diese Art des erzählenden Journalismus gibt, weil der etwas schafft, was die Online-Medien [...] so nicht schaffen können. Weil er ein Merkmal schafft, über das man sagen könnte: Dafür kaufe ich mir die ‚Zeit‘, die ‚Süddeutsche‘ oder den ‚Spiegel‘.“

Genauso ist Erwin Koch überzeugt: „Da gibt es eine Gegenströmung, dass solche Dinge auch wieder gelesen werden.“ Inwiefern sich aus dieser Erkenntnis Geschäftsmodelle entwickeln lassen, mit denen sich die andauernde ökonomische Krise des Journalismus überwinden lässt, ist noch im Detail zu diskutieren.

Die beschriebene Aufbruchstimmung darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass längst nicht in allen Redaktionen völlige Freiheit hinsichtlich der Textkomposition herrscht. Dies belegen zahlreiche Statements unterschiedlichster Autoren, die Probleme damit hatten, einzelnen Abnehmern allzu unkonventionell gestaltete Beiträge zu verkaufen. So berichtet etwa Erwin Koch über seine Zusammenarbeit mit „Geo“:

„[E]in, zwei Mal habe ich da noch versucht, meinen Stil, oder was ich dafür hielt damals, ins Heft zu bringen, und dann waren die unzufrieden. [...] Heute ist mir ganz klar, dass ‚Geo‘ in Richtung Konvention geht, der ‚Spiegel‘ eigentlich auch. Erlaube dir ja nie, einen Satz ohne Anführungs- und Schlusszeichen zu schreiben! Da ist klar – ich übertreibe jetzt: Da muss die Geschichte schon im zweiten Satz legitimiert werden, mit einem Superlativ. Die Geschichte muss erklärt werden. Es darf kein Geheimnis vorkommen.“

Vergleichbare Erfahrungsberichte über für die jeweiligen Autoren unerfreuliche Redigiermarathons bei Publikationen wie „Spiegel“⁸¹, „Stern“⁸², „Geo“⁸³ und manchen anderen Zeitschriften ließen sich im Zuge der Recherchen für die vorliegende Studie in durchaus beträchtlicher Anzahl sammeln.

Zu den offensten Foren für experimentellen Literarischen Journalismus gehören hingegen Supplements wie das „Zeit“-Magazin und das „SZ-Magazin“. Dort „werden journalistische Formen gepflegt, die wir leider in anderen Publikumszeitschriften nur selten finden“, beobachtet Markus Peichl.⁸⁴ Warum das so ist, erklärt Erwin Koch: „[D]ie müssen sich nicht am Kiosk verkaufen. Die liegen ohnehin bei. Und entsprechend größer ist auch die Risikobereitschaft der Redaktion, mal Texte abzudrucken, die nicht ganz dem entsprechen, was an deutschen oder schweizerischen Journalistenschulen vermittelt wird.“ Tatsächlich scheinen heute vor allem derartige Beilagen-Veröffentlichungen in der Lage zu sein, jene Lücke zu schließen, die in der Zeitschriftenlandschaft durch die Einstellung von „Tempo“ entstanden ist. Entgegen anderslautender Behauptungen hat der Literarische Journalismus im deutschen Sprachraum damit auch nach dem Ende der „Tempojahre“ (Maxim Biller) eine überaus solide organisatorische Grundlage.

Neben den journalistischen Massenmedien und ihren Redaktionen und Ressorts gibt es jedoch noch weitere Organisationseinheiten, die einer Förderung des Literarischen Journalismus zuträglich sein können – so etwa die verschiedenen Einrichtungen der journalistischen Aus- und Weiterbildung. Die Leistungsfähigkeit und Zweckdienlichkeit solcher Einrichtungen wird von einigen der untersuchten Akteure jedoch bezweifelt. Ob man Literarischen Journalismus lernen oder trainieren kann? „Ich glaube, man kann es genauso wenig lernen, wie man Literatur lernen kann“, sagt etwa Helge Timmerberg. „Romane lernen! Also, das ist halt ’n Talent, ’ne Begabung, jetzt für Sprache, und Mut“. Die Frage des Talents ist auch für Sabine Rückert entscheidend: „Wenn man klein und dick ist, wird man sicher nie ein guter

⁸¹ So Moritz von Uslar im Leitfadeninterview für diese Studie.

⁸² So Christoph Scheuring im bereits erwähnten Gespräch mit Ariel Hauptmeier.

⁸³ Vgl. dazu nochmals das Nachwort von Andreas Altmanns Buch „Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend“.

⁸⁴ So Markus Peichl gegenüber Mareike Fuchs (vgl. Medium Magazin, Heft 4-5/2009, S. 28).

Langstreckenläufer. So ist das eben. Und so ist es im Journalismus auch.“ Und auch Andreas Altmann ist skeptisch:

„Talent lernen? Nee, aber man sollte dankbar sein und sich über diese Gabe freuen. Sie ist unverdient, ähnlich wie hier: Wandelt die eine als Schönheitskönigin durch die Welt, wackelt die andere als 200-Pfünder zur Arbeit. Schreibt der eine (die eine) mit Schwung und Bravour, stochert der andere (die andere) unberührt von jeder Begabung in der deutschen Sprache herum. Doch sein Talent – ist es denn unübersehbar da – ausbeuten, es schleifen, es züchten können? Klar, aber ja doch. Impertinenz und Fleiß können dabei durchaus helfen. Und Leidenschaft. Ob nun gerade ein Volontariat hilft? Haha, in den meisten Fällen gerade nicht, denn der ‚Freiwillige‘ wird ordentlich zur wohl funktionierenden Schreibkraft abgerichtet. Lichtjahre weg vom eigenständigen, widerborstigen Denken.“

Ähnliche Einsichten formulieren viele der gegenwärtig aktiven Literarischen Journalisten. Immerhin hat sich bei einer Reihe der Akteure die Einsicht durchgesetzt, dass man zwar das Talent „den Leuten nicht einpflanzen“ kann, aber: „Das kann man sehr stark verbessern. Man kann den Leuten auch die Selbstsicherheit geben, das auszuprobieren“, findet Jochen Arntz. Diese oder ähnliche Motive bringt eine Mehrheit der analysierten Autoren dazu, mehr oder weniger regelmäßig selber Schreibseminare zu geben – für den Nachwuchs im eigenen Medienunternehmen, an Journalistenschulen, an Universitäten oder als selbstorganisiertes Fortbildungsangebot.

Als wichtigste Lernmethoden werden dabei Lektüre und Nachahmung gesehen. So rät etwa Wolf Lotter: „Wenn mich junge Journalisten fragen, was sie tun sollen, sage ich: Schreiben, schreiben und noch mal schreiben. So viel wie möglich. Experimentieren.“ Genauso wichtig sei jedoch das Lesen gelungener Textbeispiele, findet Ariel Hauptmeier, „also [...] indem ich dann sehr intensiv studiere: Wie machen es die anderen? – und diese Zwischentöne dann auch wahrnehmen lerne und imitieren lerne“. Die studierten Textbeispiele sollten jedoch auf keinen Fall nur auf journalistische Produkte beschränkt sein, sondern auch literarische Vorbilder einbeziehen, mahnt der Schweizer Reporter Georg Brunold:

„Weshalb auch sollten ausgerechnet Reporter, hauptberuflich Schreibende gewöhnlich, sich nicht etwas intensiver als andere Leute mit Literatur auseinandersetzen, mit Fragen der Erzähltechnik auch in der Fiction? Mit deren Erforschung und Gestaltung von Charakteren? [...] Ein Reporter muß vor allem erzählen lernen. Vorbilder sind überall gratis zu studieren. Ohne zuviel chronische Angst davor, zu hoch zu greifen.“⁸⁵

⁸⁵ So Georg Brunold in einem E-Mail-Interview mit Ariel Hauptmeier (URL: http://www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Diverse_andere_Texte/Reader_Pfister-Diskussion.pdf).

Besonders lehrreich ist es Brunolds Meinung nach, fremdsprachige Literatur zu übersetzen. Das sei „die beste Erzählschule“. Vergleichbare Ratschläge ließen sich im analysierten Quellenmaterial häufiger aufspüren.

Noch essentieller, findet Cordt Schnibben, sei jedoch ein regelmäßiger Austausch über die selbst verfassten Beiträge. „Wir haben beim ‚Spiegel‘ sehr gute Erfahrungen damit gemacht, dass erfahrenere Reporter mit jüngeren Kollegen über Reportagen sprechen und diskutieren. Dieses enge Argumentieren an einem Text findet aber in der Branche zu selten statt.“⁸⁶ Um dem entgegenzuwirken, hat er – gemeinsam mit Ariel Hauptmeier und Stephan Lebert („Die Zeit“) – 2007 das „Reporter Forum“ ins Leben gerufen. Zu den bedeutendsten Initiativen dieses Vereines gehören regelmäßige Workshops und Feedback-Seminare, bei denen der journalistische Nachwuchs mit den Größen des Erzähljournalismus zusammenkommt, um am Beispiel von ausgewählten Texten über Recherche- und Schreibstrategien zu diskutieren. Dass die Veranstaltungen seit der Gründung des Vereins regelmäßig ausgebucht sind, zeugt von einem großen Interesse an derartigen Fortbildungsangeboten. Die meisten der für diese Studie untersuchten Autoren haben bereits mehrfach als Dozenten in den Workshops des „Reporter Forums“ mitgewirkt.

Demgegenüber steht die Mehrheit der Literarischen Journalisten einer hochschulgebundenen Journalistenausbildung kritisch gegenüber, weil sie als „zu akademisch“ empfunden wird, wie Cordt Schnibben konstatiert. So gibt auch Moritz von Uslar zu bedenken:

„Journalismus ist einfach ein Praxisberuf. Es gibt kein sinnloseres Studium als Journalistik. Jedes andere Studienfach ist zielführender und interessanter. Selbst wenn man Agrarwissenschaften studiert, kann man mehr damit anfangen. Das ist ja klar, denn daraus kann man eine Systematik des Denkens entwickeln. Das Schreiben lernt man dann später selber.“

Zu ähnlichen Einschätzungen kommen viele der befragten Akteure – auch solche, die einst selbst Journalistik oder Kommunikationswissenschaft studiert haben. „Ich habe [...] ein völlig sinnloses Studium absolviert, nämlich die Kommunikationswissenschaft, von der ich nur abraten kann, weil es ein Als-ob-Studium ist und zu wenig taugt“, sagt etwa Sabine Rückert. Und Kuno Kruse stellt fest: „Wenn man aus der Publizistik kommt, ist das fast wie ein Stigma.“ Mit der Journalismusforschung kann keiner der untersuchten Autoren etwas anfangen: „Das sind andere Sprachsysteme“, erklärt Ariel Hauptmeier mit Blick auf verschiedene ihm bekannte Studien zur Reportage. „[D]iese Abstraktionen sind so etwas wie der Feind der Re-

⁸⁶ So Cordt Schnibben gegenüber Henning Kornfeld (vgl. kressreport vom 23. März 2007).

portage und des Reporters. [...] Das hat mit dem Alltag nichts zu tun. Es ist einfach so. Es hat damit nichts zu tun.“

Hilfreicher bei der Verständigung über die besondere Funktion des erzählenden Journalismus seien hingegen Journalistenpreise – ein weiteres Strukturelement, das in den problemzentrierten Interviews immer wieder zu Sprache kam. „Das ist ein guter Anreiz“, findet Cordt Schnibben – und ergänzt:

„Weniger jetzt eine üppige Preisverleihung oder ein üppiges Preisgeld, sondern mehr so eine Form von Vergewisserung. [...] [M]an weiß: Ich habe etwas geschrieben, das wird anerkannt, auch formell, indem ich einen Preis bekomme. Und für all die, die noch keinen Preis bekommen haben, ist es [...] eine Orientierung: Aha, das ist ein guter Text, und das kann ich mir da rausholen. Was steckt an Allgemeinem in diesem besonderen Text, der eben besonders gut ist? Was kann ich als junger Reporter von so einem Text lernen?“

Diesen Ansatz versucht auch das „Reporter Forum“ zu pflegen, indem es jährlich einen Deutschen Reporterpreis auslobt und den Diskurs über die Qualitätsmerkmale der prämierten Beiträge gezielt öffentlich gestaltet. Eine ähnliche Wirkung gehe jedoch auch von den anderen großen Preisen in der Branche aus, erklären verschiedene Gesprächspartner. Besonders häufig kommt dabei der ehemals als Egon-Erwin-Kisch-Preis bekannte Henri-Nannen-Preis in der Kategorie Reportage zur Sprache, den manche der untersuchten Literarischen Journalisten sogar mehrfach erhalten haben – etwa Erwin Koch, Birk Meinhardt, Alexander Osang, Sabine Rückert, Marie-Luise Scherer, Christoph Scheuring und Stefan Willeke.

Jedoch bewerten nicht alle Akteure die Signalwirkung, die von Journalistenpreisen ausgeht, als grundsätzlich positiv. So moniert etwa Georg Brunold, „daß bei deutschen Journalismuspreisen mehr die Themen prämiert werden als die Texte.“ Überdies führe die Auszeichnung bestimmter Reportagetypen zu einer merklichen Vereinheitlichung der Darstellungsform, ergänzt Brunold – und ärgert sich über

„diese neue Häkelschule, die landauf, landab auf Fortbildungsseminaren dem Nachwuchs eingetrichtert wird, diese elf oder siebzehn Regeln, ein Bild am Anfang, dann abwechslungsweise x und y, ein visuell starker Absatz, dann einer mit zwei oder drei Hintergrundinformationen und womöglich einem Gedankenketzen, keinesfalls mehr als n Protagonisten, etc. etc. Ich mag das gar nicht herbeten.“⁸⁷

Auch Claudius Seidl diagnostiziert eine künstliche Glattheit vieler Texte, die offenbar gezielt auf die Ansprüche des Kisch-Preises hingeschrieben seien:

⁸⁷ So Georg Brunold im bereits erwähnten E-Mail-Interview mit Ariel Hauptmeier.

„Es gibt eine Tendenz bei Reportage-Autoren, schön zu schreiben. Konflikte sind gerade so scharf, dass man sie mit sprachlichen Mitteln noch rund machen kann. Aber das ist Kitsch, Freunde. Auf monströse Art falsch. Der Gegenstand dessen, worüber wir Journalisten berichten sollen, ist nicht das, was aufgeht. [...] Tatsächlich haben selbst die besten Reporter einen Hang ins Trivial-Literarische.“⁸⁸

In den meisten Fällen werde bei Preisverleihungen eher der Regelfall ausgezeichnet, beobachtet auch Marcus Jauer, seltener die Ausnahme – also solche Texte, die unkonventionell erzählen, die andersartig sind, die „neben der Spur“ liegen, wie Jauer es bezeichnet. In diesem Sinne scheint das Instrument der Journalistenpreise einer freien Entfaltung des Literarischen Journalismus eher entgegenzustehen, als dass es sie beflügelt.

Trotz vereinzelter Kritik an bestimmten organisatorischen Entwicklungen, die das Gedeihen dieses Berichterstattungsmusters beeinflussen, lässt sich jedoch ein grundsätzlich optimistisches Fazit aus den Einordnungen der analysierten Autoren herauslesen: Alles in allem haben die verschiedenen Entwicklungsstränge des Journalismustyps im deutschen Sprachraum eine beständige organisatorische Grundlage. Zwar stellen experimentelle Formen literarjournalistischer Berichterstattung in den allermeisten Medien nach wie vor nicht den Normalfall dar, gezielt unterdrückt werden sie jedoch zumeist auch nicht. Insgesamt scheint in der Branche eine neue Offenheit für erzählende Berichterstattungsansätze zu bestehen: Vor allem Genres wie die literarisch beeinflusste Autorenreportage haben in nahezu allen wichtigen Medien einen festen Platz. Dies widerlegt die Annahme, Literarischer Journalismus werde in der deutschen Medienlandschaft der Gegenwart marginalisiert. Vielmehr ist er – zumindest in seinen gemäßigten Ausprägungen – auch im Zentrum des Journalismussystems präsent und prägt das Erscheinungsbild des zeitgenössischen Qualitätsjournalismus in erkennbarem Maße mit.

12.3 Programme

Die Erkenntnis, dass der Literarische Journalismus wenigstens teilweise einen Weg in den journalistischen Mainstream gefunden hat, ist bemerkenswert, denn die Programme dieses Berichterstattungsmusters unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht von den üblichen Arbeitsroutinen des ansonsten dominanten Informationsjournalismus. Dies gilt ganz besonders für die Darstellungsprogramme, macht sich jedoch auch im Bereich der Themenselektion und der Recherche bemerkbar.

⁸⁸ So Claudius Seidl in einem Streitgespräch mit Stefan Willeke (URL: http://www.reporter-forum.de/file-admin/pdf/Diverse_andere_Texte/Reader_Pfister-Diskussion.pdf).

Die *Selektionsprogramme* nachrichtlich arbeitender Journalisten sind meist eng an das strenge Aktualitätsgebot des Informationsjournalismus gekoppelt und von redaktionell geprägten Routinen bestimmt, die sich in den gängigen Nachrichtenfaktoren widerspiegeln. Literarische Journalisten hingegen versuchen in vielen Fällen, diese Routinen zu umgehen und zu einer hintergründigen, überzeitlichen Aktualität ihrer Themen zu gelangen. Damit liegen sie häufig quer zu den Selektionsstrategien des journalistischen Normalfalls. Dies versucht unter anderem Helge Timmerberg zu umschreiben, wenn er betont, wie wichtig es für Literarische Journalisten sei, bei der Wahl der zu bearbeitenden Themen „die Essenzen zu finden. Denn eigentlich gibt es nur einige wenige Grundthemen im Leben, und die tauchen immer wieder in verschiedenen Variationen auf: Liebe, Tod, Geld und noch irgendetwas. Wenn du die in dir sehr genau triffst, triffst du den Leser genauso.“⁸⁹ Aus diesem Grunde habe er nur sehr selten aktuelle Vorgänge aus den Bereichen Politik und Wirtschaft thematisiert, „weil es mich wenig interessiert.“

Ganz ähnlich begründet Erwin Koch seine allmähliche Abkehr von politischer Berichterstattung, üblicherweise eines der Kernfelder des aktuellen Nachrichtenjournalismus:

„Ich glaube, das hat damit zu tun, dass ich jetzt seit 30 Jahren Reportagen schreibe – und auch mit meinem biologischen Alter. Mein Empörungspotenzial hat sich verändert, glaube ich. Ich habe mich entwickelt. Und auch als Journalist habe ich das Recht, mich über den Wahlkampf weniger aufzuregen als noch vor 20 Jahren. Denn irgendwann lernst du, dass sich alles wiederholt. Das ist so ein Ausweichen auch in journalistische Bereiche, die noch nicht so beackert sind. [...] Ich glaube, dass mein Radar am empfindlichsten gestellt ist für solche Geschichten, bei denen es ums Scheitern geht. Um das Scheitern von Lebensentwürfen, wo existenzielle Fragen [...] zum Vorschein kommen. Das mache ich halt gern. [...] Ich bin nicht der rasende Reporter [...].“⁹⁰

Er bearbeite vor allem Themen „mit einem doppelten Boden“, die eine „menschliche Dramatik“ erkennen lassen, welche in einer normalen Zeitungsnachricht meist nicht zum Vorschein komme. Dabei könne ein erster Rechercheanstoß durchaus von einer in der Tagespresse aufgeschnapten Meldung stammen, die Koch dann aber hinterfrage, um die überzeitliche Bedeutung der dahinterliegenden Geschichte zu ergründen.

Mit dieser Thematisierungsstrategie ähnelt er vielen anderen Literarischen Journalisten, die eine aktuelle Nachricht als Aufhänger nehmen, um daraus eine hintergründige Geschichte jenseits der gängigen Berichterstattungsschwerpunkte abzuleiten. Auch Marie-Luise Scherer

⁸⁹ So Helge Timmerberg im Gespräch mit Timo Nowack (URL: http://www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Making_Of/Timmerberg_Nowack.pdf).

⁹⁰ So Erwin Koch auf dem bereits erwähnten Workshop des „Reporter Forums“.

berichtet beispielsweise, wie sie auf das Thema ihrer „Spiegel“-Geschichte „Der unheimliche Ort Berlin“⁹¹, ein Text über „Tod und Leben in einem Kreuzberger Wohnquartier“, durch eine kurze Zeitungsmeldung – „ich glaube, es war in der ‚Welt‘“⁹² – aufmerksam geworden ist. Für die Erkundung der Geschichte hinter der Geschichte spiele dann jedoch der Faktor Zeit eine entscheidende Rolle – eine Währung, die im aktuellen Nachrichtenjournalismus nur in begrenztem Umfang vorhanden ist, für den Literarischen Journalismus jedoch eine unabdingbare Voraussetzung darstellt, um solche Themen zu bearbeiten, die ansonsten durchs Raster journalistischer Wahrnehmung fallen würden.

Die beschriebenen Freiheiten bei der Themenselektion Literarischer Journalisten scheinen vor allem für solche Vertreter des Berichterstattungsmusters zu gelten, die in einer gewissen Distanz zu den redaktionellen Strukturen mit ihren routinisierten Arbeitsprozessen agieren – also vor allem Freiberufler und Heimarbeiter wie Scherer, Koch und Timmerberg. Viele festangestellte Redakteure berichten hingegen von thematischen Beschränkungen, die sich durch koordinierende Institute wie Ressort- oder Redaktionskonferenzen ergeben. So erzählt etwa Kuno Kruse, dass die Reporter beim „Stern“ seit einiger Zeit zu jeder Themenidee zunächst ein Exposé verfassen müssen, in dem beschrieben wird, wie die geplante Geschichte aussehen soll und was sie kosten wird:

„Ich finde das grauenvoll, weil man ja [...] nie weiß, was das für eine Geschichte wird, bevor man sie gemacht hat! [lacht] Aber man sagt dann das Thema und macht dann so ungefähr eine Kalkulation, wie teuer das wird. Da muss ich mit der Eisenbahn hinfahren, das wird zwei Tage dauern, und so weiter. Und dann wird überlegt: Was wird so eine Geschichte ungefähr kosten? Und: Kann man die machen? Das hat es früher beim ‚Stern‘ überhaupt nicht gegeben. [...] [E]s wird schon ein bisschen mehr ausgesiebt.“

Insgesamt habe sich das Themenspektrum für ihn dadurch eher eingeschränkt, findet Kruse. Ganz generell urteilt auch Marcus Jauer, dass unkonventionelle Themenansätze,

„will man die durch eine Konferenz bringen, eher Schaden nehmen. [...] Das ist jetzt gar kein Misstrauensvotum der Konferenz gegenüber – oder den Kollegen gegenüber, die die Konferenz bilden. Aber je größer diese Konferenz ist, desto eher entsteht bei dieser Idee, die jetzt diese besondere Idee ist, der Mechanismus, dass man versucht, diese auf handliche Größe zusammenzudiskutieren.“

Nicht zuletzt deswegen haben viele der freiberuflichen Literarischen Journalisten sich gegen eine Festanstellung in einer Redaktion entschieden. „Man akzeptiert dann Themen von der

⁹¹ Der Text erschien erstmals im „Spiegel“ vom 18. Mai 1987.

⁹² So Marie-Luise Scherer im bereits erwähnten Interview mit Rem Koolhaas und Hans Ulrich Obrist.

Redaktion, obwohl man weiß: Das interessiert dich überhaupt nicht“, sagt etwa Erwin Koch. Gänzlich frei von organisatorischen und ökonomischen Zwängen sind natürlich auch freischaffende Autoren nicht, denn auch sie müssen für ihre mitunter aufwändigen Recherchen einen Abnehmer finden, der sie bezahlt. Dass auch dies – erst recht unter dem Einfluss der Zeitungskrise – nicht immer einfach ist, berichten ebenfalls nicht wenige der untersuchten Akteure.

Dabei stellen gerade die *Rechercheprogramme* im Literarischen Journalismus – auch dies zeigt die Auswertung des Analysematerials – einen wesentlichen Kostenfaktor dar, sowohl in finanzieller als auch in zeitlicher Hinsicht. Zwar hängt Literarischen Journalisten häufig der Ruf an, dass sie der kunstvollen sprachlichen Gestaltung ihrer Beiträge mehr Bedeutung zumessen als einer sorgfältigen Informationssammlung. Dies trifft jedoch nur in Ausnahmefällen zu – etwa wenn Christian Kracht mit Blick auf seine Autorentätigkeit beim „Spiegel“ ironisch kommentiert: „Die Recherche macht mir jede Geschichte kaputt.“⁹³ Derartige Aussagen sind für das Gros der Vertreter des Berichterstattungsmusters allerdings ebenso wenig repräsentativ wie die bewusste Umgehung klassischer Interview-Situationen im Borderline-Konzept von Tom Kummer.⁹⁴ Für die allermeisten der analysierten Akteure gilt hingegen die grundlegende Feststellung von Cordt Schnibben: „Jede gute Reportage beginnt mit guter Recherche, nicht nur schöne Sprache macht eine Reportage gut, sondern die Geschichte, die mit der schönen Sprache erzählt wird.“⁹⁵ Ganz ähnlich postuliert auch Sabine Rückert: „Recherche ist der Dreh- und Angelpunkt“.⁹⁶ Vergleichbare Einschätzungen formulieren nicht nur sämtliche Reporter der Qualitätspresse, sondern grundsätzlich auch solche Autoren, die eher in die Randbereiche des Journalismussystems tendieren. So legt beispielsweise Helge Timmerberg großen Wert auf die Feststellung, dass er sich seine Geschichten nicht ausdenke. In seiner Story-Sammlung „Tiger fressen keine Yogis“⁹⁷ gebe es zum Beispiel „nur eine einzige Geschichte, bei der das Ende ganz offensichtlich gesponnen ist. Aber das war Konzept. Warum sollte ich auch lügen, die Realität ist doch so sau spannend. Das wird mir immer vorgeworfen, aber es stimmt nicht.“⁹⁸ Ganz ähnlich halten es auch andere journalistische Autoren, die in manchen Texten mit erdachten Gestaltungselementen spielen – wie etwa Marcus Jauer, der ein solches Vorgehen nur dann statthaft findet, wenn es transparent gemacht wird:

⁹³ Vgl. dazu das Leitfadenterview, das für diese Studie mit Helge Timmerberg geführt wurde.

⁹⁴ Vgl. Bergmann/Pörksen (2009: 197ff.).

⁹⁵ So Cordt Schnibben im bereits erwähnten Interview mit Nils Minkmar.

⁹⁶ So Sabine Rückert im bereits erwähnten Gespräch mit Tim Sparenberg.

⁹⁷ Der 2001 veröffentlichte Sammelband enthält eine Auswahl von Timmerbergs Texten, die ursprünglich in Zeitschriften wie „Merian“, „Playboy“, „Tempo“, „Wiener“, „Bunte“, „Prinz“ oder „PUR“ erschienen sind.

⁹⁸ So Helge Timmerberg im bereits erwähnten Gespräch mit Timo Nowack.

„Wenn ich davon rede, dass der Autor, der eine Reportage schreibt, stärker zum Vorschein kommen kann, dann heißt das absolut nicht, dass er deswegen mit den Fakten leichter umgeht. Das wäre im geringsten Falle einfach nur handwerklich gescheitert. [...] Das sind verheerende Beispiele. All das, was sich an Spielerischem machen lässt, ist überhaupt nur möglich, weil die Formen, in denen das ausdrücklich nicht gemacht wird, weil die sitzen. Man kann kein Interview mit jemandem führen, den man nicht gesehen hat. Es sei denn, man schreibt drüber: So könnte es gewesen sein.“

Im Regelfall zeichnet sich Literarischer Journalismus allerdings durch eine besondere Rechercheintensität aus, die einen Zeitaufwand mit sich bringt, welcher im tagesaktuellen Nachrichtengeschäft kaum realisierbar wäre. Auch die konventionelle Reportage sei häufig von einer Oberflächlichkeit in der Recherche geprägt, die dazu führe, dass die porträtierten Charaktere meist nur holzschnittartig dargestellt würden, sagt Sabine Rückert. Dies gelte es für ambitionierte Textformen im Sinne des Literarischen Journalismus zu umgehen:

„Du musst die Menschen lieben und versuchen, sie zu verstehen. Das ist in meinen Augen das große Defizit vieler Reportagen: Dass die Autoren sich nicht wirklich für ihr Gegenüber interessieren. Es liest sich, als sei jemand mit der Taucherbrille durch die Landschaft gelatscht. So entstehen oberflächliche Texte, von denen die Autoren auch noch glauben, sie seien tiefsinnig, weil sie jedes Detail beschrieben und ein paar Allgemeinplätze daneben gestellt haben. Aber sie haben die Sachen letztlich nicht begriffen. Und warum nicht? Weil es ihnen an Mitgefühl hapert. Weil sie nicht Anteil nehmen an anderen. Weil sie nicht wirklich wissen wollen, was mit den Menschen los ist. Texte müssen Kopfsache sein, und sie brauchen eine Herzesebene – nur dann funktioniert die reflektierende, kognitive Ebene. Und wenn jemand beides dann auch noch gut zu Papier bringt, entstehen sehr gute Reportagen.“⁹⁹

Die von Rückert geforderte Nähe, das Sich-Einlassen auf die Personen, über die berichtet wird, ist auch für Erwin Koch ein wichtiges Merkmal bei der Recherche. Um diese Nähe zu erreichen, versucht Koch, bereits im Vorfeld so viele Hintergrundinformationen wie möglich zu sammeln: „Ich bin immer ein Anhänger alles Schriftlichen. Ich versuche immer alles zusammenzukratzen, was schon geschrieben wurde zu einer Geschichte.“ Eine sorgfältige Vorrecherche sei unerlässlich, um sich angemessen auf das Gespräch mit einem der Protagonisten für eine Reportage vorzubereiten. Genauso wichtig – erst recht bei sehr intimen Themenstellungen wie im Falle von Kochs Liebesgeschichten¹⁰⁰ – sei es im Recherche-Interview jedoch,

„auch ein Stück weit von sich selber etwas preis[zu]geben. Ich glaube, ich setze das nicht praktisch ein, sondern unbewusst. Ich phantasie jetzt: Wenn eine Person mir erzählt, dass sie mal das Bein gebrochen hat,

⁹⁹ So Sabine Rückert im bereits erwähnten Gespräch mit Ariel Hauptmeier.

¹⁰⁰ Eine Sammlung solcher Geschichten erschien 2011 unter dem Titel „Was das Leben mit der Liebe macht“ in Buchform.

erzähle ich vielleicht, dass ich mal den Arm gebrochen habe, um auch etwas von mir zu leisten. Und ... Das klingt jetzt sehr kitschig. [lacht] Ich bin als Mensch nicht sehr überschäumend – ich nehme niemanden so schnell in den Arm, glaube ich. Aber es ist mir jetzt häufiger aufgefallen, gerade in den letzten Jahren, dass ich die Leute ... Verliebtheit ist jetzt ein zu großes Wort, aber im Moment, wenn ich bei denen bin, habe ich die einfach wirklich gern. Das drängt mich dann manchmal dazu, jemanden zu umarmen zum Schluss. Ich weiß nicht, wieso. In dem Moment ist der dann mein Freund. Ich lebe davon, dass ich Leben plündere. Jemand macht das mit und erzählt so vieles und weint vielleicht. Und ich sitze da. Und das ist auch etwas sehr Neues, dass ich dann auch Tränen bekomme, wenn jemand so etwas erzählt. Das hatte ich früher nie.“

Ganz ähnlich gilt auch für Christoph Scheuring: „Wenn ich recherchiere, ist es meine Intention, dass ich den Menschen, über den ich schreibe, wirklich verstehen möchte. Auf Recherche bin ich nicht derjenige, der andere provoziert und dann daraus Informationen saugt, sondern der Freund, dem alles erzählt wird.“¹⁰¹ Erst beim Schreiben werde aus ihm wieder ein professioneller Journalist mit der dafür notwendigen Distanz. Das von Koch und Scheuring beschriebene vorbehaltlose Eintauchen in die Lebenswirklichkeit der thematisierten Personen gehört bei vielen der untersuchten Autoren zur gängigen Recherchepraxis.

Wie zeitaufwändig eine solche Recherche sein kann und gegen welche Widerstände man dabei mitunter anarbeiten muss, veranschaulicht das Beispiel von Marie-Luise Scherers Erkundungen im Kreuzberger Milieu für „Der unheimliche Ort Berlin“:

„Ich fing an, vor den Häusern auf[-] und abzugehen. Dadurch wird man missliebiger, man wird beschimpft. An eine Mauer wurde ein Graffito gesprüht, mit der Aufforderung: ‚Die Spiegel-Schlampe soll abhauen.‘ Im Laufe der Recherche müssen Sie vergessen machen, dass Sie vom Spiegel sind; Sie dürfen die Satttheit des Mediums auf keinen Fall repräsentieren. Ich bin sehr lange in diesen Häusern gewesen, es müssen drei Monate gewesen sein. Und drei Monate lang habe ich diesen aufgebrühten Kaffee in den Etagen getrunken. Ich war fast tot danach, von diesem Nescafé und den starken Zigaretten. Oft habe ich gar keine Fragen, sondern will nur den Augenschein. Aber Sie müssen, wenn Sie sich irgendwo Zutritt verschafft haben, fragen. Sie können nicht einfach sagen, darf ich mal ein bisschen sitzen. Deshalb müssen Sie Vorwände schaffen. Und dann redet man dumm herum. Das ist alles. Ich gehe durch die Straßen, ich höre nie auf, auch wenn ich meine, nichts mehr zu finden. Das ist eine Arbeit durch die Poren. Es ist eine Art Absorbieren der Straße, des Ortes durch die Kleider.“¹⁰²

Eine ähnliche Recherchetechnik kultiviert auch Moritz von Uslar für seine Buchreportage „Deutschboden“, in der er das Leben in der ostdeutschen Kleinstadt Zehdenick (im Buch: „Oberhavel“ oder „Hardrockhausen“) porträtiert. Drei Monate lang hat er dafür vor Ort gelebt, gelauscht und beobachtet – ohne konkreten Auftrag oder ein bestimmtes Rechercheziel.

¹⁰¹ So Christoph Scheuring im bereits erwähnten Gespräch mit Ariel Hauptmeier.

¹⁰² So Marie-Luise Scherer im bereits erwähnten Interview mit Rem Koolhaas und Hans Ulrich Obrist.

„Mir ging es um den ersten Blick, meinen ersten Blick. Oder, um es vielleicht ein bisschen pathetischer zu sagen, um das Sehen-Lernen“¹⁰³, erläutert Uslar seine Herangehensweise – und führt aus:

„Man steht da nur rum und verbreitet Offenheit. Das ist alles. Und eine Sache habe ich beibehalten: Ich habe mich ansprechen lassen, selbst aber niemanden angesprochen. Ich misstrauere nämlich bestimmten Reportermechanismen wie dem, Leute einfach anzusprechen. Selbst neugierig sein finde ich abgehalftert. Professionelle Neugier kann auch etwas unglaublich Abgeficktes sein. Die Eingeborenen, die der Reporter professionell neugierig behandelt, antworten dann nämlich auch professionell authentisch und nicht wirklich authentisch.“¹⁰⁴

In diesem Sinne hat Uslars Rechercheprogramm viel mit der sozialwissenschaftlichen Methode der teilnehmenden Beobachtung gemeinsam – eine Bezeichnung, die das daraus hervorgegangene Buch folgerichtig auch im Untertitel führt.

Eine derart langwierige Herangehensweise ist natürlich nicht für alle Textprojekte des Literarischen Journalismus umsetzbar – selbst Moritz von Uslar bezeichnet „Deutschboden“ als „reines Luxusprodukt, also sozusagen ein Produkt, das gegen alle Wahrscheinlichkeiten starten muss“. Resümierend lässt sich jedoch festhalten, dass die Recherchestrategien der Vertreter dieses Berichterstattungsmusters – anders als häufig unterstellt wird – in vielen Fällen von einer besonderen Zeitintensität und einem bemerkenswerten Detailreichtum gekennzeichnet sind. Auch in dieser Hinsicht unterscheidet sich Literarischer Journalismus vom durchschnittlichen Nachrichtenjournalismus, der vergleichbare Methoden der Immersion aufgrund seiner Aktualitätsorientierung von vornherein unmöglich macht.

Grundsätzliche Abweichungen von den Praktiken nachrichtlicher Thematisierung offenbaren sich auch beim Blick auf die *Darstellungsprogramme* Literarischer Journalisten. Anstatt sich die im Redaktionsalltag gängigen Genre-Schemata, die ein Ausüben von Routinetätigkeiten ermöglichen, zu eigen zu machen, ist das Schreiben der Texte für sie oft ein kreativer und künstlerischer Prozess, der viel Einsatz und Zeit erfordert. Kaum eine Autorin verdeutlicht das so anschaulich wie Marie-Luise Scherer, die ihre Textproduktion als „Silbenarbeit“ charakterisiert und von sich selber fordert: „Ich will keine schlechten Worte in guten Sätzen haben.“¹⁰⁵ Um diesem Anspruch gerecht zu werden, wird das Verfassen einer Reportage für Scherer immer wieder zu einem langen Leidensprozess:

¹⁰³ So Moritz von Uslar gegenüber Erik Heier und Heiko Zwirner (vgl. Tipp Berlin vom 30. September 2010).

¹⁰⁴ So Moritz von Uslar im Interview mit The European (URL: <http://www.theeuropean.de/moritz-von-uslar/5026-deutschboden>).

¹⁰⁵ So Marie-Luise Scherer gegenüber Julika Pohle (vgl. Welt Online vom 10. Dezember 2004; URL: <http://www.welt.de/print-welt/article357572/Silbe-um-Silbe-waechst-der-Text.html>).

„Bis ich einen Anfang habe, nehme ich immer wieder ein neues Blatt. Für jeden Satz. Streichungen ertrage ich erst, wenn etwas auf der Seite stehen bleiben kann. Doch das sollte ich nicht erzählen. Ich bin kein Vorbild für Journalisten, für Leute, die in die Hetze und Strenge dieses Metiers wollen. Ich hatte Zeit. Das heißt, ich habe sie mir genommen.“¹⁰⁶

Nicht selten zieht sich die Schreibtätigkeit bei Scherer bis spät in die Nacht:

„Ich suche eine ganze Nacht nach dem Wort, nach dem Adjektiv dafür, wie ein Mottenmittel riecht. Das ist dann, wenn Sie rauchen, für das Adjektiv eines Mottenmittels schon teuer. Und dann habe ich es aber. Komischerweise habe ich die Gewissheit, dass ich es finde. Das ist ganz komisch, sonst empfinde ich mich gar nicht so ausgestattet, aber bei den Wörtern weiß ich, dass ich es finde.“¹⁰⁷

Nach und nach habe sich bei ihr eine regelrechte „Furcht vor dem Schreiben“¹⁰⁸ entwickelt – ein Gefühl, dass auch anderen Literarischen Journalisten nicht fremd ist: „Schreiben [...], das ist eine der anstrengendsten Sachen, die es gibt“, sagt beispielsweise Helge Timmerberg. Und auch Christoph Scheuring gesteht: „Es war nie so, dass ich das Schreiben als solches genossen hätte. [...] Schreiben ist bei mir immer ein Vorgang, bei dem persönlicher Einsatz und Resultat in keinem gesunden Verhältnis stehen.“¹⁰⁹ Erst durch die Einführung des Computers habe sich der Schreibprozess für ihn erkennbar beschleunigt.

Ausführlich schildern die untersuchten Autoren im ausgewerteten Analysematerial ihre komplexen Verfahren der Textstrukturierung und -komposition, die sie jeweils individuell auf ihre persönlichen Zwecke zugeschnitten haben: So beschreibt Marie-Luise Scherer, wie sie bei der „furchtbare[n] Arbeit des Tonbandabschreibens“ häufig kreative Ideen für die Gestaltung ihrer Reportagen entwickelt;¹¹⁰ Erwin Koch verarbeitet seine gesammelten Recherche-Ergebnisse zunächst in einem umfangreichen Stichwortverzeichnis, um von dort aus zu einem roten Faden für seine Geschichte zu gelangen;¹¹¹ Christoph Scheuring komponiert seine Texte Szene um Szene am Schreibtisch und findet: „In einem guten Anfang ist ja die ganze Geschichte bereits wie ein Samenkorn angelegt“;¹¹² und Sabine Rückert denkt häufig Wochen und Monate über eine geeignete Gliederung nach, um erst anschließend mit dem eigentlichen

¹⁰⁶ Zit. n. Herrmann (2006: 31).

¹⁰⁷ So Marie-Luise Scherer gegenüber Knut Cordsen (vgl. dradio.de vom 18. Januar 2006; URL: <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/fazit/460231/>).

¹⁰⁸ So Marie-Luise Scherer in einer Rede anlässlich der Verleihung des Italo-Svevo-Preises 2008 (URL: http://www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Autoren-Interviews/Scherer_Rede.pdf).

¹⁰⁹ So Christoph Scheuring im bereits erwähnten Gespräch mit Ariel Hauptmeier.

¹¹⁰ Vgl. Herrmann (2006: 35).

¹¹¹ Vgl. dazu die Schilderungen Erwin Kochs im für diese Studie geführten Leitfadeninterview und auf dem bereits erwähnten Workshop des „Reporter Forums“.

¹¹² So Christoph Scheuring im bereits erwähnten Gespräch mit Ariel Hauptmeier.

Schreiben zu beginnen.¹¹³ Diese und andere Verfahren verdeutlichen, dass die Textkomposition im Literarischen Journalismus nur selten fest gefügten Regeln folgt, sondern fast immer mit einem Moment kreativer Schöpfung verbunden ist, der über die Darstellungspraktiken konventioneller journalistischer Arbeit hinausgeht. Wie die einzelnen Autoren diesen Gestaltungsprozess ankurbeln, ist von Person zu Person höchst unterschiedlich – und gleicht damit eher dem individuellen schöpferischen Akt literarischer Schriftsteller als den routinisierten Arbeitsprozessen in journalistischen Redaktionen.

Die besonderen Freiheiten literarjournalistischer Darstellung lassen sich unter anderem am Umgang mit subjektiven Gestaltungselementen veranschaulichen, wobei hier eine gewisse Spannbreite zwischen eher konservativen und gänzlich individualistischen Herangehensweisen deutlich wird. Für eine Reihe der untersuchten Autoren ist es ganz selbstverständlich, dass sie als Ich-Erzähler in ihren Texten auftreten. So fragt etwa Andreas Altmann mit Blick auf seine Reisereportage „34 Tage, 33 Nächte“¹¹⁴:

„Soll ich mich auf de[n] Bauch werfen und um Nachsicht betteln, weil ich (auch) von mir berichte? Liegt doch in der Natur der Sache. Ich schurige mich, ich dampfe, ich lege mich in den Straßengraben, ich stinke vor Dreck. Aber neben dem Autoren-Ich treten die vielen anderen Ichs auf. Das Buch birst vor Geschichten über die Fremden, die mir über den Weg liefern. Sie sind im Augenblick der Begegnung nicht zweitrangig, sie sind dann so wichtig wie jede andere Story, auch die meine.“¹¹⁵

Ebenso offen thematisiert auch Maxim Biller in seinen aktuellen Kolumnen seine eigene Persönlichkeit und seine Gefühlswelt – und wähnt sich damit ganz im „Ich-Jahrzehnt“:

„Ich hatte [...] meine ‚Tempo‘-Jahre, das waren die 80er, die 90er waren sozusagen die deutschen Jahre, weshalb ja auch das ‚Deutschbuch‘ entstanden ist, wo ich mich wirklich an Deutschland abgearbeitet habe mit journalistischen Texten. Ich wollte den Spieß damals umdrehen: also, wenn die Deutschen immer so doof auf die anderen Völker gucken und verallgemeinern – dann verallgemeinern wir doch jetzt einmal die Deutschen. Davon hatte ich dann irgendwann genug und heute lebe ich [...] in dem Ich-Jahrzehnt.“¹¹⁶

Für viele Literarische Journalisten ist dieses Vorgehen völlig unproblematisch: „Ich würde in meinem Text auch mal ‚Ich‘ sagen [...]. Das finde ich ehrlicher“¹¹⁷, kommentiert etwa Claudius Seidl. Und auch Christoph Scheuring hat in seiner Reporter-Laufbahn einige Ich-Ge-

¹¹³ So Sabine Rückert im bereits erwähnten Gespräch mit Ariel Hauptmeier.

¹¹⁴ Das 2005 erschienene Buch dokumentiert eine Fußreise von Paris nach Berlin.

¹¹⁵ So Andreas Altmann im Gespräch mit Jan Fischer (vgl. Non Fiktion, Heft 1/2009, S. 85-99).

¹¹⁶ So Maxim Biller im Interview mit Martin Schubert und Jakob Buhre (vgl. Planet Interview vom 7. Juni 2005; URL: <http://planet-interview.de/maxim-biller-07062005.html#4>).

¹¹⁷ So Claudius Seidl im bereits erwähnten Streitgespräch mit Stefan Willeke.

schichten geschrieben, gibt allerdings zu bedenken, dass für diese Darstellungsperspektive eine gewisse Könnerschaft notwendig ist: „Man hat sich selbst zum Thema und muss trotzdem bescheiden sein. Man muss Interessantes erzählen, aber darf nicht eitel sein. Eigentlich gibt es nur wenige Autoren, die brillant genug sind, dass ich ihnen eine Ich-Geschichte verzeihe.“¹¹⁸ Als Beispiele nennt er unter anderem Benjamin von Stuckrad-Barre, Matthias Matussek und Helge Timmerberg.

Deutlich kritischer gehen verschiedene andere Autoren mit dem offenen ‚Ich‘ um. So gilt zum Beispiel für Kuno Kruse die selbst auferlegte Regel, dass er sich „als Reporter zurücknehmen“ wolle, „denn die Beobachtungen und Fakten stehen für sich“.¹¹⁹ Auch Erwin Koch sagt:

„Die Geschichten, die ich [...] vorschlage, da ist schon klar, dass ich dort gar nicht vorkomme. Das braucht meinen Senf nicht, das braucht mich nicht. Das ist ein ganz starkes Grundgefühl bei mir, Geschichten zu suchen, deren Handlung schon so stark ist, dass da nicht noch jemand von außen gleichsam moderierend vorkommen muss. Ich müsste mich wirklich überwinden.“

Für manche Redaktionen ist die Ablehnung des Autoren-Ichs eine Grundsatzentscheidung. So sagt beispielsweise Jochen Arntz über die „Seite 3“-Reportagen der „Süddeutschen Zeitung“: „Man darf jeden Text subjektivieren. Das ist nicht das Problem. Aber was wir hier nicht haben wollen, das sind Ich-Erzählungen. Also, ganz konkret: In der 1. Person Singular wird hier nicht geschrieben.“ Ganz ähnlich hat auch der „Spiegel“, wie Cordt Schnibben bekennt, „immer noch Probleme mit dem Ich, weil er der Nachkriegs-Illusion nachhängt, so zu tun, als sei das, was er mitteilt, objektiv.“¹²⁰ Allerdings beobachtet Ariel Hauptmeier, „dass die Blog-Kultur – dieses sehr subjektive, sehr [...] glaubwürdige Schreiben [...] – auch den Print-Journalismus verändert hat und dass dieses Ich heute viel unkritischer gesehen wird als noch vor einiger Zeit.“

Sehr unterschiedlich beurteilen die analysierten Autoren auch die Technik der szenischen Rekonstruktion – ein Thema, dass 2011 in der gesamten journalistischen Branche intensiv erörtert wurde. Anlass der Diskussionen war die Verleihung des Henri-Nannen-Preises für die beste Reportage an den „Spiegel“-Redakteur René Pfister, der in einem Porträt des bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer eine Szene in dessen Ferienhaus beschrieben hatte, ohne selbst je vor Ort gewesen zu sein (vgl. dazu und zum Folgenden auch Eberwein 2013).

¹¹⁸ So Christoph Scheuring im bereits erwähnten Gespräch mit Ariel Hauptmeier.

¹¹⁹ So Kuno Kruse im Interview mit Nicolas Büchse (URL: http://www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Making_Of/interview_kruse.pdf).

¹²⁰ Zit. n. Hauptmeier (1997: 92).

Nachdem Pfister während der Preisübergabe eher beiläufig einräumte, dass er das Hintergrundwissen zur Beschreibung von Seehofers Modelleisenbahn nicht aus eigener Anschauung, sondern aus Gesprächen mit Dritten und Archivmaterialien erlangt hatte, erkannte die Jury des Henri-Nannen-Preises ihm die Auszeichnung wieder ab – mit der Begründung, eine preiswürdige Reportage müsse kenntlich machen, „ob Schilderungen durch die eigene Beobachtung des Verfassers zustande gekommen sind, oder sich auf eine andere Quelle stützen, die dann benannt werden muss“¹²¹. Die Bedenken der Jury teilen auch verschiedene der untersuchten Literarischen Journalisten – unter anderem Kuno Kruse, der mit der Technik der szenischen Rekonstruktion insgesamt nicht viel anfangen kann. Warum?

„Weil das so Überhand nimmt, [d]iese schön durchgestylten Geschichten! Vorher hat das ‚Geo‘ gemacht, und jetzt macht das [...] der ‚Spiegel‘, bis zum Exzess manchmal. Und man überlegt sich: Ist das jetzt wirklich alles so gewesen oder ist hier jetzt nicht auch etwas schöngefeilt worden? [...] Und ich finde, wenn sich [...] rumspricht, dass wir als Reporter nicht wirklich dabei waren, dann haben wir ein Problem.“

Die Mehrheit der analysierten Autoren sieht in Pfisters Vorgehen allerdings keinen groben Verstoß gegen journalistische Gepflogenheiten, allenfalls einen vermeidbaren „Kunstfehler“¹²², wie Georg Brunold betont, weil das Rechercheverfahren nicht offengelegt wurde. Generell sei gegen die Technik der Rekonstruktion aber nichts einzuwenden, findet beispielsweise der „Zeit“-Redakteur Stefan Willeke – und erklärt: „In rekonstruierten Szenen stecken Unmengen an Recherche, tagelanges Aktenlesen, Dutzende Gespräche. Das sind ganz seriöse Methoden.“¹²³ Dass diese Methoden in vielen – auch preisgekrönten – Reportagen gang und gäbe seien, hebt auch Ariel Hauptmeier hervor:

„Bitte machen Sie sich die Mühe und schauen Sie sich die Kisch-Preisträger der vergangenen Jahre an. Da gibt es etliche Beispiele. Ich nenne nur eines: Ullrich Fichtners Rekonstruktion des ‚Falls von Bagdad‘. Nein, er ist nicht dabei gewesen, als sich die irakische Armee-Einheit auflöste, ja, er schreibt im Indikativ darüber, szenisch, so, als sei er dabei gewesen – und das zu Recht. Weil er das Material seiner Rekonstruktion sorgfältig recherchiert hat.“¹²⁴

In vielen Themenfeldern, so auch im Bereich der Kriminalreportage, sei eine authentische Beschreibung der Geschehnisse ohne szenisches Rekonstruieren überhaupt nicht denkbar, gibt

¹²¹ Erklärung der Jury des Henri-Nannen-Preises vom 9. Mai 2011 (URL: http://www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Diverse_andere_Texte/Reader_Pfister-Diskussion.pdf).

¹²² So Georg Brunold im bereits erwähnten E-Mail-Interview mit Ariel Hauptmeier.

¹²³ So Stefan Willeke im bereits erwähnten Streitgespräch mit Claudius Seidl.

¹²⁴ So Ariel Hauptmeier in einem offenen Brief an Stephanie Nannen vom 9. Mai 2011 (URL: http://www.reporter-forum.de/fileadmin/pdf/Diverse_andere_Texte/Reader_Pfister-Diskussion.pdf).

Sabine Rückert zu bedenken: „Ich arbeite selber viel mit Rekonstruktionen, und ich habe weite Teile dessen, was ich schreibe, aus Akten. Weite Teile – und das weiß der Leser natürlich. Er weiß, dass ich bei einem Mord, den ich schildere, nicht dabei gewesen bin.“ Ein Reporter dürfe jedoch nicht so tun, als habe er ein Ereignis selbst erlebt, wenn das nicht der Fall gewesen ist. In der Causa Pfister, so sind sich die meisten Autoren einig, sei genau dies nicht geschehen – weswegen das Gros der befragten Akteure die nachträgliche Aberkennung des Nannen-Preises kritisch beurteilt.

Die beispielhaft diskutierten Praktiken der Subjektivierung und der Rekonstruktion zeigen, dass es kein einheitliches Darstellungsprogramm des Literarischen Journalismus gibt. In vielen Details unterscheiden sich die Präsentationsprinzipien der einzelnen Vertreter dieses Berichterstattungsmusters – mal beeinflusst durch redaktionelle Vorgaben, mal durch individuelle Vorlieben. Grundsätzlich gemeinsam ist ihnen allerdings eine mal stärker, mal schwächer ausgeprägte Gestaltungslust, die sich in einer Abkehr von vorgeprägten Genre-Regeln und der Einbeziehung literarischer Formen und Stilelemente zum Ausdruck bringt. In dieser Gemeinsamkeit verdeutlicht sich die Opposition Literarischer Journalisten zu den Darstellungskonventionen des Informationsjournalismus, dessen Methoden der Wirklichkeitsbeschreibung sie als unzureichend empfinden.

Die Verbindung von Literatur und Journalismus erscheint bei vielen der untersuchten Darstellungsansätze nicht weiter ungewöhnlich: Gerade Genres wie die Reportage oder der Essay haben in den meisten Medien einen festen Platz und wirken daher trotz literaturtypischer Gestaltungsmerkmale kaum als Verstoß gegen journalistische Standards. Eher atypisch und deutlich seltener sind hingegen gelegentliche Gattungstransfers, wie sie etwa Marcus Jauer in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ immer wieder vorführt. Wenn er das aktuelle Gegenwartsgeschehen in Form eines fiktiven Tagebuches¹²⁵ oder eines Dramoletts¹²⁶ beschreibt, geschieht dies jedoch immer mit einer erkennbaren journalistischen Intention. Marcus Jauer versteht derartige Darstellungsexperimente als „sarkastische, ironische oder irgendwie anders geartete Kommentierung zu den Ereignissen [...], die sich einfach einer anderen Form“ bedient. Die besondere Wirkung seiner Texte speist sich dabei meist aus der Irritation der beim Leser vorherrschenden Rezeptionserwartungen. Sie „arbeiten [...] damit, dass man einen anderen Blickwinkel einnimmt, und dass man deswegen auch den Leser dazu einlädt, mal einen anderen Blickwinkel einzunehmen – und sei es nur für die Lesedauer von [...] einer Seite.“

¹²⁵ Wie zum Beispiel beim Artikel „Danach noch eine Weile ins Büro“ in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 19. Juli 2007.

¹²⁶ Wie zum Beispiel beim Beitrag „Familie Wulff bezieht das Schloss Bellevue“ in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ vom 4. Juli 2010.

Dies funktioniert laut Jauer jedoch nur, wenn experimentellere Beiträge in ein konventionelles Nachrichtenumfeld eingebettet sind: „[I]ch würde [...] keine Zeitung wollen, in der das auf jeder Seite gemacht wird. Denn natürlich ergibt sich die Wirkung von Sachen, die neben der Spur liegen, dadurch, dass der Rest in der Spur bleibt.“

Ein notwendiges Gleichgewicht zwischen Konvention und gewolltem Regelverstoß zu gewährleisten, ist nicht zuletzt die Aufgabe unterschiedlicher *Prüfprogramme*, die sich im Literarischen Journalismus kaum von den üblichen journalistischen Instanzen der Qualitätssicherung unterscheiden. Sie finden ein organisatorisches Forum in Redaktions- und Ressortkonferenzen, in denen die Vertreter dieses Berichterstattungsmusters über mögliche Themen oder konkrete Beiträge diskutieren.¹²⁷ Sie entfalten sich ebenso im Prozess des Redigierens, der von Redaktion zu Redaktion mal stärker und mal weniger stark formalisiert ablaufen kann.¹²⁸ Auch viele der freischaffenden Autoren, die im Rahmen der Erhebung untersucht wurden, haben spezifische Verfahren entwickelt, um die formale und inhaltliche Funktionalität ihrer Texte sicherzustellen. So berichtet etwa Erwin Koch: „Ich habe einen sehr guten Gegenleser, immer den gleichen, das ist auch ein Journalist. Für mich ist eine Geschichte erst fertig, wenn er die gelesen und korrigiert hat.“ Wenigstens in dieser Hinsicht hat sich der Literarische Journalismus den Konventionen des redaktionellen Arbeitens angepasst – und liefert damit weitere Anzeichen für eine Professionalisierung des Berichterstattungsmusters, die dazu beiträgt, seine einstige Randständigkeit zu überwinden.

Insgesamt zeigt der Blick auf die Programme des Literarischen Journalismus der Gegenwart jedoch, dass diese sich deutlich von den Kommunikationsstrategien des bislang dominanten Informationsjournalismus abgrenzen und dabei eine bemerkenswerte Vielseitigkeit demonstrieren. Wie sich diese Programme weiterentwickeln können und was das für das künftige Verhältnis von Literarischem Journalismus und Informationsjournalismus bedeutet, ist im Detail noch zu klären.

¹²⁷ Vgl. beispielhaft die Schilderungen von Cordt Schnibben über die Konferenzen des „Spiegel“-Ressorts Gesellschaft im für diese Studie geführten Leitfadeninterview.

¹²⁸ Vgl. beispielhaft die Schilderungen von Jochen Arntz über die Redigierprozesse für die „Seite 3“-Reportagen der „Süddeutschen Zeitung“ im für diese Studie geführten Leitfadeninterview.

13. Entwicklungsperspektiven

Die bisherige Bestandsaufnahme hat den Literarischen Journalismus der Gegenwart als florierendes und facettenreiches Berichterstattungsmuster skizziert, dessen unterschiedliche Ausprägungen sich kaum anhand weniger Schlagworte zusammenfassen lassen. Sie hat jedoch gleichzeitig veranschaulicht, dass die organisatorischen Rahmenbedingungen für diesen Journalismustyp bestenfalls als ambivalent zu bezeichnen sind. Zwar gibt es – entgegen anderslautender Behauptungen – eine durchaus beträchtliche Anzahl an Medien und Redaktionen, die sich eine Pflege erzählender und experimenteller Formen journalistischer Berichterstattung auf die Fahne geschrieben haben. Die anhaltende Medienkrise und die damit verbundenen Sparzwänge lassen jedoch viele Verfechter des Literarischen Journalismus – ebenso wie die gesamte Zeitungs- und Zeitschriftenlandschaft – in eine unsichere Zukunft blicken. Wie steht es angesichts dieser Voraussetzungen um die weitere Entwicklung des Berichterstattungsmusters? Muss befürchtet werden, dass seine erneute Blüte bald dem allgemeinen wirtschaftlichen Druck zum Opfer fällt? Oder kann der Literarische Journalismus mit seinem inhaltlichen und formalen Konzept im Gegenteil dazu beitragen, dass die gebeutelte Printbranche in absehbarer Zeit einen Ausweg aus ihrer gegenwärtigen Notlage findet? Die Einschätzungen der untersuchten Autoren gehen in diesen Fragen auseinander.

Nicht wenige von ihnen bewerten die Perspektiven des Berichterstattungsmusters zunächst als denkbar ungünstig. Eine wesentliche Rolle spielt dabei der Umstand, dass – wie bereits herausgearbeitet wurde – Literarischer Journalismus aufgrund seiner spezifischen Programmierung besonders zeitaufwändig ist. Und dadurch verschärft sich das Finanzierungsproblem, wie Moritz von Uslar betont: „Es ist ganz einfach so, dass diese Art von Journalismus bezahlt werden muss, weniger weil die Schreiber, die das herstellen, so viel mehr Geld haben wollen, sondern einfach, weil es mehr Zeit kostet, mehr Aufwand bedeutet, längere Reisen – und das muss bezahlt werden.“ Verschiedene Autoren berichten davon, dass in der Vergangenheit immer wieder einzelne der von ihnen vorgeschlagenen Themen nicht realisiert werden konnten, weil den betroffenen Redaktionen die Recherche zu teuer war. Ein aktuelles Beispiel aus dem Frühjahr 2012 liefert Erwin Koch:

„Im Moment habe ich die Zusage des brasilianischen Arbeitsministeriums, eine mobile Einsatztruppe, bestehend aus Polizisten und Richtern und Staatsanwälten, zu begleiten. So eine mobile Einsatzgruppe, die bewegt sich da irgendwo in der Pampa draußen und versucht, Sklaven zu befreien. Es gibt sklavenähnliche Zustände dort. Ich könnte dort mit. Ich suche jemanden, der das bezahlt. Alle sagen: Tolle Geschichte! Wie teuer? Ich sage: Ich würde gehen für 7.500. Dann sagen die: Nee, geht nicht!“

Für die Zukunft erwartet Koch, ähnlich wie viele seiner Berufskollegen, eine Zunahme derartiger Beschränkungen – denn neue Geldquellen für Literarischen Journalismus sind nicht in Sicht. „[D]er einzige Weg, wie man das anstellen kann, ist über die großen Verlagshäuser“, meint Moritz von Uslar – doch die scheuen sich gegenwärtig vor allzu großen Investitionen in das Berichterstattungsmuster. Auch von journalismusexternen Finanziers erwarten die befragten Akteure keine zeitnahe Unterstützung. Die meisten Stiftungen im deutschsprachigen Raum seien „viel zu feige, jetzt unabhängigen Journalismus zu fördern“, sagt Ariel Hauptmeier – und erläutert:

„[I]ch weiß von den Stiftungen in Deutschland, dass die sich nicht die Finger verbrennen wollen, wenn sie [...] mal irgendeine Recherche finanzieren, die nicht stimmt, und das gibt einen Riesenskandal, und die Politik mischt sich ein – da will keine Stiftung ran. Da sind die viel zu vorsichtig. Das ist in den USA [...] eine andere Tradition. Da gibt es wahrscheinlich auch mutigere Stifter. Das sehe ich hier überhaupt nicht – diese Tradition.“

Auch neuartige Bezahlmodelle wie das Crowdfunding, das im internationalen Raum in jüngster Zeit immer häufiger zur Finanzierung einzelner journalistischer Projekte eingesetzt wird, würden in Deutschland gegenwärtig nicht funktionieren, befürchtet Jochen Arntz. Warum? „Tja, die Deutschen sind sehr konservativ mit solchen Sachen.“

Allerdings wehrt sich eine ganze Reihe der analysierten Akteure gegen die Behauptung, dass Literarischer Journalismus eine besonders teure Form der Berichterstattung sei. Verglichen mit anderen Beitragsformen in den Printmedien oder im Fernsehen seien Erzähltexte sogar ausgesprochen günstig, findet zum Beispiel Kuno Kruse:

„Eine Reportage – da genügt es eigentlich, dass ein Reporter irgendwo hinfährt und vielleicht noch ein Fotograf mitkommt. Das heißt: Wir haben zwei Mann, die sich für drei, vier Tage irgendwo hinbewegen. [...] Das sind gar nicht so die Kostenfaktoren, das denkt man immer nur. Für eine Mode-Produktion im ‚Stern‘ – da können Sie zehn Reportagen ... Die kosten Geld! [...] Da sind Models, da sind irgendwelche Starfotografen, die brauchen dann noch einen Beleuchter und einen, der den Koffer trägt, und dann haben die jemanden, der das Make-up macht, ja? Bei so ’ner Mode-Produktion, da arbeiten gleich zehn Mann dran [...]. Die sind viel, viel teurer als Reportagen.“

Ähnlich argumentiert auch Jochen Arntz:

„45 Minuten [...] für einen Dokumentarfilm auf einem guten Sendeplatz – das ist unbezahlbar! Aber 'ne Seite 3', die jetzt vielleicht bei einem unterlegenen SPD-Kandidaten in München spielt, die Holger Gertz geschrieben hat, die zeigt, wie Politik einen umbringen kann, kostet irgendwie, einen Reporter gut zu bezahlen, Jahr für Jahr, und sonst auch nichts. [...] Die Reportage, das Schreiben, das ist ja kein ressourcenintensives Medium.“

Derartige Einsichten bringen viele Vertreter des Berichterstattungsmusters dazu, sich keine allzu großen Sorgen um die Zukunft der Reportage oder anderer erzählender Darstellungsformen zu machen – zumal, weil die großen Wochenzeitungen und Magazine von der Leserschaft nach wie vor gut angenommen werden, wie Cordt Schnibben hervorhebt. Zumindest der „Spiegel“ habe

„keine Probleme, sein Heft zu verkaufen. Wir konnten in den letzten zehn Jahren vier Mal den Preis erhöhen. Die Auflage ist relativ stabil geblieben. Das heißt: Der Leser ist bereit, das, was er im ‚Spiegel‘ bekommt – und dazu gehören auch Reportagen – zu bezahlen. Bei anderen Zeitungen ist das ähnlich. Also, da habe ich, ehrlich gesagt, keine Befürchtungen.“

Der anhaltende Auflagenerfolg von Blättern wie der „Zeit“ oder der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ scheint diese Sichtweise zu untermauern. Wolf Lotter sieht darin einen Beleg für seine These, dass niveauvoller Literarischer Journalismus auch ohne gezielte Förderung oder Quersubventionierung am Markt bestehen kann, denn: „Es ist einfach nicht wahr, dass hohe Qualität nicht gekauft wird.“ Analog dazu folgert auch Jochen Arntz: „Ich denke, dass die Leute – wenn sie denn so etwas wie eine Zeitung kaufen wollen, am Ende ist das ja so eine Art Manufaktur-Geschichte – dass sie dann [...] auch längere und größere Reportagen haben wollen, weil das etwas ist, was sie sonst nicht bekommen.“

Dass Literarischer Journalismus trotz ungünstiger ökonomischer Rahmenbedingungen auch langfristig einen hohen Stellenwert in der Medienlandschaft behalten wird, leiten manche Vertreter des Berichterstattungsmusters aus seiner besonderen Funktion ab. Ariel Hauptmeier etwa betont, erzählende Journalismusformen seien ein ideales „Mittel, um die Welt zu erklären, um Menschen zu unterhalten, zu berühren, mitzunehmen.“ Dies gelte auch – vielleicht umso mehr – in einer Zeit, in der die organisatorischen Grundlagen des Journalismus durch die Medienkrise ins Wanken geraten. Aufgrund ihrer spezifischen Funktionalität, findet Wolf Lotter, hätten Literarische Journalisten in der gegenwärtigen Krisensituation sogar entscheidende Vorteile gegenüber rein nachrichtlich arbeitenden journalistischen Akteuren:

„Die beschreibenden, Literarischen Journalisten, die sich also mit einem Gegenstand auseinandersetzen, der relativ komplex ist, oder hochkomplex ist sogar, und die versuchen, den durch ihre Beschreibung runterzubrechen und verstehbar zu machen, die Geschichtenerzähler, haben eine wesentlich bessere Zukunft als die, die Fakten aufschreiben. Schlicht und ergreifend: weil sie Komplexitätsarbeiter sind. Das ist der Unterschied. [...] Zum Gesamtverständnis einer komplexeren Welt, die oft kompliziert scheint, brauchen sie Geschichten, die zusammenfassen, brauchen sie runde Geschichten, brauchen sie grundlegende Geschichten, die erzählt werden müssen, und keine Häppchen.“

Mit der Einschätzung, dass die Bedeutung des Literarischen Journalismus vor dem Hintergrund der aktuellen Medienentwicklung eher zunehmen als schwinden wird, ist Wolf Lotter keineswegs allein. Eine beträchtliche Anzahl der untersuchten Autoren empfindet ihr berufliches Tun als direkte Gegenbewegung zum tagesaktuellen Onlinejournalismus, von dessen Geschwindigkeitswahn sie sich gezielt abgrenzen wollen. Und dies aus gutem Grund, wie Markus Peichl findet: Die Zeitungen und Zeitschriften „müssen sich damit abfinden: Das Internet wird immer schneller sein. Auf Geschwindigkeit allein zu setzen heißt, von vornherein verloren zu haben.“¹²⁹ Wenn Literarische Journalisten sich stattdessen auf Substanz in der Themenwahl, tiefgründige Recherche und professionelle Erzählkunst konzentrieren, betonen sie journalistische Kernqualitäten, die vielen Medienangeboten – zumal im Onlinebereich – in den vergangenen Jahren weitgehend abhanden gekommen sind. Indem sie diese Qualitäten in die Zeitungs- und Zeitschriftenlandschaft tragen, verhelfen sie gleichzeitig vielen angeschlagenen Pressetiteln zu einem Alleinstellungsmerkmal, das ihnen hilft, im Kampf um die Gunst der Rezipienten zu bestehen.

„[D]ie Fokussierung auf das rein Nachrichtliche wird für Printmedien ja immer schwieriger oder immer kontraproduktiver“, folgert in diesem Sinne auch Helge Timmerberg. „Und da werden die literarischen Journalismus-Aspekte plötzlich zur Rettung, ja? Ein Journalismus, der über die Nachricht hinausgeht. Weil die Nachricht ist leider Gottes bei Tageszeitungen morgens schon wieder alt.“ Ebenso vermutet auch Moritz von Uslar, dass der aktuelle Medienumbruch

„paradoxerweise ganz gut ist für die literarische Reportage, denn die Formen, die nicht so gut laufen im Internet, die werden auf Dauer – These! – auf dem bedruckten Papier ganz gut laufen. [...] Das heißt [...] sozusagen: Die Zeitungen werden auch langfristig überleben, aber sie werden sich immer auf das konzentrieren müssen, was im Internet nicht genug geht. Da geht es dann vor allem um die Reportage an sich, die, glaube ich, [...] im Internet nicht so toll funktioniert. Ich glaube, die Reportage hat im Gedruckten eine Zukunft – und im Elektronischen, Digitalen eher nicht.“

¹²⁹ So Markus Peichl im Gespräch mit Ulrike Simon (vgl. Welt Online vom 28. Februar 2007; URL: http://www.welt.de/kultur/article740174/Das_Internet_wird_immer_schneller_sein.html).

Ganz ähnlich formuliert es auch Kuno Kruse:

„Mein Wunsch oder Traum wäre, dass uns das Internet von all diesen tagesaktuellen Sachen entmüllt – gerade in den großen Zeitschriften. Weil man das dann sowieso viel schneller im Internet gelesen hat. Dass die Zeitschriften dann irgendwann entdecken, wir sind *Zeitschriften*, die auch mal über einen längeren Zeitraum liegen und die Zeit beschreiben. Denn die Sachen, die auf Schnelligkeit aus sind – da ist das Internet immer schneller. Meine Hoffnung besteht einfach darin, dass uns das in den Zeitschriften wieder Platz schafft. Und dass man dann sich sozusagen im Internet schnell informiert über das Tagesgeschehen, und wenn man dann die Analyse sucht oder es etwas genauer wissen will, dass man das dann wieder in den Zeitschriften findet. Das könnte ja auch eine Chance sein!“

Ob sich diese Hoffnung erfüllt, ist gegenwärtig kaum abzusehen – auch das für diese Studie ausgewertete Analysematerial erlaubt in dieser Hinsicht keine verlässliche Prognose. Grundsätzlich jedoch, findet auch Marcus Jauer, „müsste die Krise dazu führen, dass man mehr spielt, weil das, was an Standardprogramm geliefert werden muss, ohnehin jeder hat. Darauf kann man sich [...] nicht mehr ausruhen.“ Die Herangehensweise des Literarischen Journalismus bietet für derartige Experimente vielfältige Anregungen – und vermittelt Zuversicht. Marie-Luise Scherer jedenfalls hat auf die Frage, ob und wie der Journalismus überleben kann, nur eine knappe, aber hoffnungsfrohe Antwort: „[I]ch denke, er wird es einfach.“¹³⁰

¹³⁰ So Marie-Luise Scherer im bereits erwähnten Interview mit Rem Koolhaas und Hans Ulrich Obrist.

14. Schluss: Literarischer Journalismus zwischen Irritation und Entgrenzung

An der Schwelle zum digitalen Zeitalter steht der Literarische Journalismus vor grundlegenden Herausforderungen und Richtungsentscheidungen. Aufgrund der aktuellen Wandlungsprozesse in der Medienlandschaft, die sich vor allem als Reaktion auf die vielfältigen neuen Möglichkeiten der Internetkommunikation verstehen lassen, befindet sich der schreibende, gedruckte Journalismus in einem wegweisenden Selbstfindungsprozess. Weil das ökonomische Fundament vieler Medienhäuser wegen mangelnder Verkaufs- und Anzeigenerlöse brüchig wird, kämpfen zahllose Zeitungen und Zeitschriften ums Überleben – und sind deswegen gezwungen, tragfähige Strategien zu entwickeln, die ihre Publikationstätigkeit rechtfertigen. Dabei geht es im Kern um nicht weniger als die Frage, ob eine moderne Gesellschaft überhaupt Printjournalismus braucht – und wenn ja: welche besonderen Leistungen von einer solchen Form journalistischer Berichterstattung zu erwarten sind. Davon sind auch Literarische Journalisten maßgeblich betroffen. Als spezifische Ausprägung schreibender Berichtersteller und als Nutzer der gegebenen Infrastrukturen zeitung- und zeitschriftenbasierter Aussagenproduktion müssen auch sie Klarheit schaffen bezüglich ihrer Anliegen und Ziele, ihrer Entwicklungsoptionen und ihrer professionellen Identität. Nur so können sie in der gegenwärtigen Gemengelage eine Zukunftsperspektive entwickeln – und dem allorts spürbaren wirtschaftlichen Druck trotzen.

Auch aus dieser Motivation heraus hat sich die vorliegende Studie zunächst der grundsätzlichen Frage angenommen, was Literarischer Journalismus überhaupt ist – oder sein kann. Im Rahmen einer theoriegeleiteten Grundlagendiskussion konnte im *Hauptteil A* gezeigt werden, dass sich Literarischer Journalismus als strukturelle Kopplung der beiden operativ geschlossenen Sozialsysteme Literatur und Journalismus verstehen lässt, die eine produktive Verbindung zwischen diesen Systemen herstellt, ohne ihre Autonomie dabei zu gefährden. Im Zuge dessen übernimmt der Journalismus ausgewählte Elemente literarischer Programmierung wie zum Beispiel literaturtypische Strategien der Themensammlung, -selektion und -bearbeitung und wendet sie bei der Umsetzung journalistischer Operationen an. Diese Literarisierung journalistischer Kommunikation führt in der Konsequenz zu einer Abschwächung der Aktua-

litätsorientierung im Journalismus und zu einer Stärkung der für literarische Werke kennzeichnenden Ausrichtung am Kommunikationsmedium der Schönheit, das in Form einer sekundären Codierung ‚schön‘/‚hässlich‘ in das Journalismussystem hineinstrahlt. Die primäre Leitdifferenz ‚aktuell‘/‚nicht aktuell‘ wird dadurch aber nicht aufgehoben, sondern nur ergänzt, woraus sich erklärt, dass Literarischer Journalismus in erster Linie immer noch Journalismus ist – und nicht Literatur. Indem Literarischer Journalismus die üblichen Routineprogramme journalistischer Kommunikation hinterfragt und konterkariert, geht von ihm eine Irritation der Strukturen des Systems Journalismus aus, die auf lange Sicht einen Strukturwandel innerhalb dieses Systems auslösen kann. Diese Irritation verursacht Literarischer Journalismus jedoch nicht, um die Systemintegrität des Journalismus zu beeinträchtigen und seine Sinn Grenzen aufzulösen, sondern vielmehr um seine Funktion – die Ermöglichung gesellschaftlicher Selbstbeobachtung – langfristig zu unterstützen.

Eine derartige Definition ist durchaus im Einklang mit ersten Bestimmungsversuchen im deutschen Sprachraum, die Literarischen Journalismus vor allem als ‚alternatives Berichterstattungsmuster‘ verstehen, das dem hierzulande vorherrschenden Typ des Objektiven Informationsjournalismus einen Kontrapunkt entgegensetzen will. Sie geht durch ihre systemtheoretische Fundierung jedoch deutlich darüber hinaus – und ist somit auch anschlussfähig an die allgemeinen Theoriediskurse in Literaturwissenschaft und Journalismusforschung, die sich im vorliegenden Anwendungsfall gewinnbringend verschränken lassen. Darüber hinaus erprobt sie allerdings auch einen Brückenschlag zur internationalen Forschung zum ‚literary journalism‘, die umfangreiches Detailwissen zu den Gestaltungstechniken einzelner Literarischer Journalisten zusammengetragen hat, eine gesellschaftstheoretische Einbettung jedoch bislang vermissen lässt. In diesem Sinne kann die vorliegende Arbeit für sich beanspruchen, beispielhaft verschiedene Forschungstraditionen in einer interdisziplinären und interkulturellen Fallstudie zusammengeführt zu haben.

Zur Herausbildung einer professionellen Identität kann für die heute aktiven Literarischen Journalisten auch ein Blick in die Geschichte des Berichterstattungsmusters hilfreich sein. Der *Hauptteil B* dieser Studie hat daher eine historische Perspektive eingenommen – und machte es damit gleichzeitig möglich, den zuvor erarbeiteten theoretischen Rahmen mit der Praxis journalistischer Kommunikation in ihren unterschiedlichen Entwicklungsstadien abzugleichen. Eine Auswertung und Re-Kontextualisierung der verfügbaren Einzelstudien zu historischen Vertretern und Formen des Literarischen Journalismus im deutschen Sprachraum zeigt, dass sich die Geschichte des Berichterstattungsmusters in vier verschiedene Phasen mit je unterschiedlichen gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen unterteilen lässt: eine Phase

der Genese vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in der sich journalistische und literarische Kommunikationen vor allem deswegen immer wieder vermischen, weil sich Literatur und Journalismus, die aus den gleichen historischen Wurzeln entstanden sind, noch nicht vollständig voneinander abgelöst und als eigenständige Sozialsysteme ausdifferenziert haben; eine Phase der Verselbständigung und Differenzierung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, in der journalistische Akteure erstmals gezielt literarische Programmelemente in das nun operativ geschlossene Journalismussystem zurückholen, um damit der einsetzenden Vernachlässigung journalistischer Berichterstattung entgegenzuwirken; eine Phase der Neu-Formierung von 1945 bis etwa 1975, in der nach der nationalsozialistischen ‚Gleichschaltung‘ der Presse und der anschließenden Neuordnung der deutschen Zeitungslandschaft durch die Besatzungsmächte erst allmählich wieder einzelne Beispiele für Literarischen Journalismus zur Entfaltung kommen; und eine Phase der erneuten Differenzierung und Entgrenzung seit etwa 1975, in der sich vor dem Hintergrund der Technisierung journalistischer Kommunikation abermals eine beständige strukturelle Kopplung zwischen Literatur und Journalismus entwickelt, die einen Gegenentwurf zum dominanten Informationsjournalismus liefert und Schritt für Schritt ins Zentrum journalistischer Systemstrukturen strebt. Die einzelnen Entwicklungsphasen des Literarischen Journalismus ließen sich anhand der prägenden Errungenschaften verschiedener Vertreter dieses Berichterstattungsmusters veranschaulichen. Durch die kontinuierliche Bezugnahme auf die Systementwicklung des Journalismus im gesamtgesellschaftlichen Kontext konnten jedoch gleichzeitig erste Bausteine einer – noch zu schreibenden – Sozialgeschichte des Literarischen Journalismus gesammelt werden. Auch in dieser Hinsicht geht die vorliegende Studie merklich über die bisherige Forschung zum Thema hinaus.

Einen gezielten Blick auf den Status quo des Literarischen Journalismus und die Selbsteinschätzungen seiner aktuellen Vertreter ermöglichte schließlich *Hauptteil C* dieser Arbeit. Dafür wurden über 800 Dokumente mit Selbstzeugnissen ausgewählter Autoren (Vortragsmanuskripte, Werkstattberichte, Interviews mit anderen Medienvertretern usw.) ebenso wie die Transkripte von zwölf eigens für diese Studie durchgeführten problemzentrierten Forschungsinterviews mit der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse systematisch ausgewertet. Auf diese Weise ließen sich zahlreiche bislang nicht empirisch belegte Erkenntnisse über das Berichterstattungsmuster gewinnen.

Die analysierten Materialien zeigen, dass nur ein Teil der in einer Vorauswahl als Literarische Journalisten identifizierten Akteure sich selbst als solche bezeichnen würde. Während viele Autoren, die mit freieren Formen der Berichterstattung experimentieren, ihre Herange-

hensweise mit dem Begriff treffend charakterisiert finden, lehnen ihn vor allem solche Journalisten ab, die als Reporter für die Qualitätspresse – und damit im Zentrum der journalistischen Systemstrukturen – tätig sind. Sie bringen mit dem Wort ‚literarisch‘ eine unzulässige Fiktionalisierung der thematisierten Stoffe in Verbindung und empfinden ihn als Verkennung ihrer professionellen Identität. Dies ändert allerdings nichts an dem Umstand, dass auch die untersuchten Reporter in ihren publizierten Texten regelmäßig zu literarischen Techniken der sprachlichen Gestaltung und der Dramaturgie greifen und bei der Wahl ihrer Themen vom strengen Aktualitätsprinzip der herkömmlichen Nachrichtenselektion abweichen. In diesem Sinne fungieren auch sie, ebenso wie die anderen untersuchten Autoren, als Korrektiv zum rein faktischen Informationsjournalismus – eine Zielsetzung, die sie keineswegs bestreiten. Ein literarischer Einfluss macht sich bei vielen der Akteure zudem in Form von historischen Vorläufern und Vorbildern bemerkbar, auf die sie sich bei ihrer journalistischen Tätigkeit beziehen: Neben den US-amerikanischen New Journalists nennt ein Großteil der analysierten Autoren vor allem literarische Schriftsteller als prägende Referenzen. Die unterschiedlichen Traditionen des deutschsprachigen Literarischen Journalismus scheinen für die gegenwärtigen Vertreter des Berichterstattungsmusters allerdings nur eine untergeordnete Rolle zu spielen.

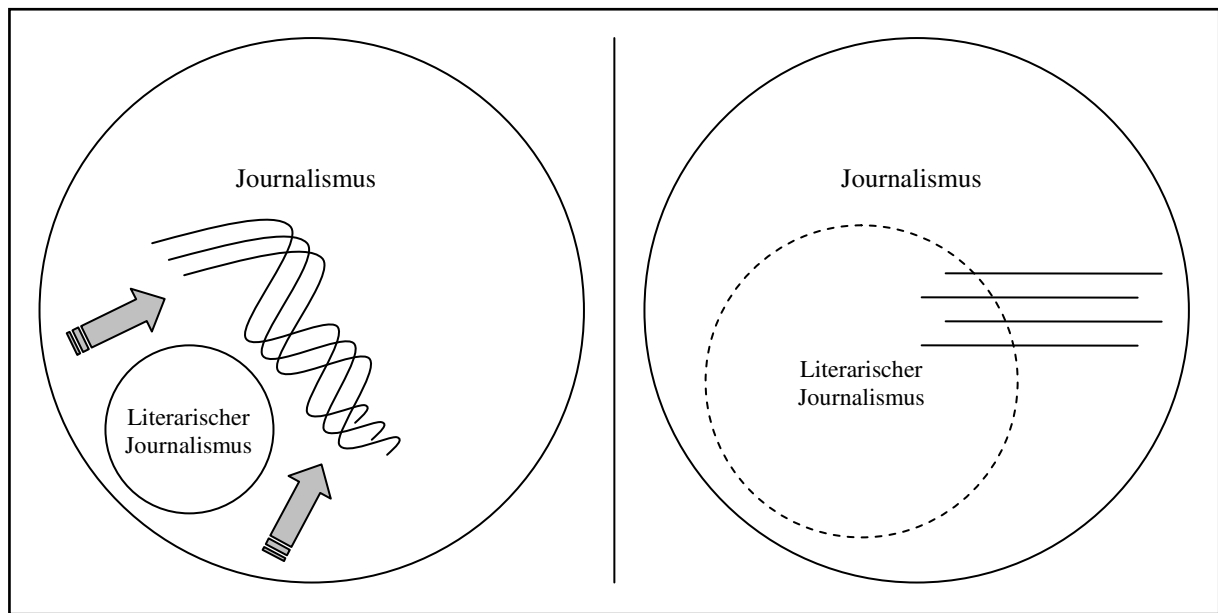
Ein detaillierterer Blick auf die Sammlungs-, Selektions- und Darstellungsprogramme zeitgenössischer Literarischer Journalisten lässt erkennen, dass diese zwar grundsätzlich von den Programmen nachrichtlicher Thematisierung abweichen, ansonsten aber so vielfältig sind, dass sie sich kaum auf einen einheitlichen Nenner bringen lassen. Die Textproduktion gleicht bei vielen Vertretern des Berichterstattungsmusters eher einem künstlerischen Schaffensprozess, der sich vor allem an individuellen Vorlieben und Erfahrungen ausrichtet. Zwar berichten die Autoren bei einzelnen Medien von konkreten Auflagen hinsichtlich der formalen Gestaltung ihrer Beiträge. Alles in allem scheint in den Organisationen des Journalismussystems jedoch eine grundsätzliche Offenheit für literarjournalistische Formen zu bestehen. Mit Sorge betrachten einige Akteure allenfalls die allgemeinen Sparzwänge in der Medienbranche, die als Gefahr für den Literarischen Journalismus ebenso wie den Journalismus insgesamt ausgemacht werden – und gelegentliche Veröffentlichungen in Buchform mitunter attraktiver erscheinen lassen als eine ausschließliche Zusammenarbeit mit journalistischen Zeitungen und Zeitschriften. Auf der anderen Seite verweisen nicht wenige Literarische Journalisten darauf, dass ihre überzeitliche Thematisierungsstrategie gerade angesichts der Häufung aktueller Nachrichtenangebote in Online-Medien zu einem Alleinstellungsmerkmal der Printbranche werden könnte – und im Falle verschiedener erfolgreicher Wochenzeitungen und -zeitschriften bereits geworden ist. Vor diesem Hintergrund, so folgern einige der befragten Ak-

teure, brauche sich der Literarische Journalismus keine Sorge um sein Fortbestehen zu machen. Er könne im Gegenteil sogar dazu beitragen, dass gedruckte Medien mit Hilfe literarjournalistischer Wirkungsprinzipien eine neue Wertschätzung erlangen, die es ihnen auch dauerhaft ermöglichen würde, sich im intermedialen Wettstreit um die Gunst der Rezipienten zu behaupten.

Ob diese Rechnung aufgeht, lässt sich allein anhand der durchgeführten Erhebung nicht verlässlich prognostizieren. Generell deuten die analysierten Daten aber darauf hin, dass Literarischer Journalismus in der Gegenwart längst nicht mehr ausschließlich als ‚alternatives‘ Berichterstattungsmuster gelten kann. In verschiedenen Ausprägungen, so etwa im Falle der modernen Autorenreportage und des Neuen Feuilletons, haben literarjournalistische Thematisierungsstrategien einen Weg ins Zentrum der journalistischen Systemstrukturen gefunden. Dort opponieren sie zwar nach wie vor gegen den neutralen Informationsjournalismus, sind diesem in vielen Medien – zumal in der Wochenpresse – aber längst ebenbürtig oder mitunter sogar überlegen. Nur randständig ist Literarischer Journalismus somit nicht mehr. Vielmehr gehören literarisch inspirierte Strategien der Themenfindung und -bearbeitung in vielen Redaktionen zum gängigen Arbeitsprinzip – und werden von den Rezipienten offenbar in besonderem Maße geschätzt. Jedenfalls konnten sich in den zurückliegenden Krisenjahren vor allem solche Zeitungen und Zeitschriften am Markt durchsetzen, die ihrer Leserschaft mehr boten als nur knappe Nachrichten. Verkaufen lassen sich gegenwärtig vor allem gut recherchierte und erzählte Geschichten, die die Komplexität gesellschaftlicher Wirklichkeit auf den Einzelfall herunterbrechen – und somit direkt erfahrbar machen.

Was nun bedeutet dies für die theoretische Modellierung des Literarischen Journalismus? Vieles deutet darauf hin, dass es künftig immer schwieriger werden wird, Literarischen Journalismus als eigenständiges Subsystem von anderen Formen journalistischer Kommunikation zu unterscheiden. Bei der Migration von den Rändern des Journalismus hin zu dessen Zentrum werden die Grenzen dieses Subsystems mehr und mehr durchlässig – und ermöglichen eine Diffusion literarjournalistischer Kommunikationsstrategien in das journalistische Gesamtsystem. Anstatt die journalistischen Strukturen weiterhin nur zu irritieren, werden literarjournalistische Merkmale der Sinngebung im Zuge eines Entgrenzungsprozesses selbst fester Bestandteil dieser Strukturen. Damit wird Literarischer Journalismus nach und nach zum Normalfall, zum Synonym für Qualitätsjournalismus (vgl. Abbildung 5).

Eine solche Entwicklung hat freilich auch Auswirkungen auf die Beschaffenheit des Sozialsystems Journalismus. Im Zuge des gegenwärtigen Strukturwandlungsprozesses könnte es zu einer umfassenden Re-Programmierung seiner etablierten Arbeitsroutinen kommen. Wäh-

Abbildung 5: *Literarischer Journalismus zwischen Irritation und Entgrenzung*

rend nachrichtliche Strategien der Thematisierung schrittweise an Bedeutung einbüßen könnten, würden literarjournalistische Kommunikationsprinzipien immer dominanter – um sich schließlich zum konventionellen Modus journalistischer Operationen zu entwickeln. Damit würde auch der für Literarischen Journalismus typische Sekundärkode auf lange Sicht im Journalismussystem etabliert und könnte die bislang prägende Aktualitätsorientierung seiner Kommunikationen abmindern. Journalismus würde Literarischer Journalismus.

Eine derartige Umformung journalistischer Kommunikation, die in dieser oder ähnlicher Form allenfalls für den Printjournalismus, kaum aber für die Berichterstattung in anderen Mediengattungen möglich erscheint, ist natürlich rein hypothetisch. Der gegenwärtige Strukturwandel des Journalismus ist keineswegs abgeschlossen. Wohin die Reise wirklich geht, kann nur die Zukunft zeigen – und ist von anderen Forschungsarbeiten weiterzuverfolgen.

Offene Fragen für die künftige Forschung gibt es mehr als genug: Im Bereich der Theoriearbeit ist es nicht nur von Interesse, die aktuellen Wandlungsprozesse des Journalismus und des Literarischen Journalismus zu beobachten und die daraus zu ziehenden Konsequenzen für die Modellierung der Untersuchungsobjekte als soziale Systeme zu diskutieren. Ebenso spannend wie bedeutsam erscheint es, nach Optionen zu fahnden, wie sich die nach wie vor bestehende Kluft zwischen system- und aktorszentrierten Theorieansätzen in der Literatur- und Journalismusforschung überbrücken lässt – denn die vorliegende Studie hat einmal mehr gezeigt, dass sich auch ein vermeintlich individuenbestimmtes Berichterstattungsmuster wie der Literarische Journalismus kaum sinnvoll beschreiben lässt, wenn nicht auch die gegebenen strukturellen Einflüsse angemessen berücksichtigt werden. Im Bereich der historischen For-

schung bedarf es detaillierterer epochenübergreifender Untersuchungen des Wechselverhältnisses zwischen Literatur und Journalismus – auch in dieser Hinsicht konnten mit der vorliegenden Arbeit kaum mehr als erste Schlaglichter auf den Gegenstand der Analyse geworfen werden. Beim Blick auf den gegenwärtigen Zustand und die Entwicklungsperspektiven des Literarischen Journalismus dürfte es unter anderem anregend sein, die Optionen des Berichterstattungsmusters in einem konvergierenden Medienumfeld auszuloten – denn gerade in dieser Hinsicht waren die ausgewerteten Analysematerialien wenig ergiebig.¹³¹

Von übergeordneter Bedeutung erscheint aus gegenwärtiger Perspektive jedoch das Anliegen, einen produktiven Transfer der an dieser Stelle und anderenorts gesammelten Forschungsbefunde in die journalistische Praxis in die Wege zu leiten. Dies ließe sich unter anderem über die Konzeption und Ausarbeitung spezifischer Aus- und Weiterbildungsmaterialien zum Arbeitsfeld des Literarischen Journalismus bewerkstelligen, die im anglo-amerikanischen Raum bereits in großer Zahl verfügbar sind. Eher beiläufig förderte die empirische Erhebung zu Tage, dass das Interesse literarjournalistischer Praktiker an den Aktivitäten der hochschulgebundenen Journalistenausbildung und der Journalismusforschung bislang eher spärlich gesät ist. Angesichts der weiter um sich greifenden Krise des Zeitungs- und Zeitschriftengewerbes täten sie jedoch gut daran, auch journalismusexterne Ratschläge und Empfehlungen zur Kenntnis zu nehmen, um eine Strategie für die Zukunft zu entwickeln.

Die einführenden Überlegungen am Beginn dieser Studie haben mehr als deutlich gezeigt, dass es derzeit ums blanke Überleben geht – für viele Journalisten, die in Zeitungsredaktionen ihren Lebensunterhalt verdienen, für die gesamte Printbranche, vielleicht sogar für den Journalismus als solchen.

Und die Uhr tickt.

¹³¹ Erste Initiativen in dieser Hinsicht hat der Verfasser dieser Arbeit gemeinsam mit Horst Pöttker bereits mit dem Innovationsprojekt „Journalistisches Erzählen im Wandel“ im Rahmen des Master-Studiengangs Journalistik an der Technischen Universität Dortmund angestoßen, das im Wintersemester 2012/13 und im Sommersemester 2013 Entstehungsbedingungen und Wirkungen von Print- und Web-Reportagen miteinander vergleicht.

15. Quellen

- Abrahamson, David (2010): A narrative collegial discovery on some conceptual essentials. In: *Literary Journalism Studies*, 2 (2), S. 85-95.
- Adam, Ian/Tiffin, Helen (Hrsg.) (1991): *Past the last post. Theorizing post-colonialism and post-modernism*. New York etc.: Harvester Wheatsheaf.
- Adrians, Frauke (1999): *Journalismus im 30jährigen Krieg. Kommentierung und „Parteilichkeit“ in Zeitungen des 17. Jahrhunderts*. Konstanz: UVK-Medien.
- Albrecht, Wolfgang (1997): *Blicke hinter die Fassade städtischen Lebens. Rebmanns „Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands“*. In: Wadle, Elmar/Sauder, Gerhard (Hrsg.): *Georg Friedrich Rebmann (1768-1824). Autor, Jakobiner, Richter*. Sigmaringen: Thorbecke, S. 123-132.
- Alexander, Robert (2012): “The right kind of eyes”. *Fear and loathing in Las Vegas* as a novel of journalistic development. In: *Literary Journalism Studies*, 4 (1), S. 19-36.
- Allan, Stuart (1999): *News culture*. Buckingham: Open University Press.
- Altmeppen, Klaus-Dieter (1999): *Redaktionen als Koordinationszentren. Beobachtungen journalistischen Handelns*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Altmeppen, Klaus-Dieter (2006): *Journalismus und Medien als Organisationen. Leistungen, Strukturen und Management*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Altmeppen, Klaus-Dieter/Hanitzsch, Thomas/Schlüter, Carsten (Hrsg.) (2007): *Journalismustheorie: Next Generation. Soziologische Grundlegung und theoretische Innovation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Anderer, Anna-Claudia (2010): *Verschmelzung von Literatur und Magazinjournalismus. New Journalism/Gonzo Journalism am Beispiel der „Zeitgeist-Zeitschrift“ Wiener (1982-1986)*. In: *Medien & Zeit*, 25 (2), S. 35-41.
- Anz, Thomas/Baasner, Rainer (Hrsg.) (2004): *Literaturkritik. Geschichte – Theorie – Praxis*. München: Beck.
- Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (1989): *The Empire writes back. Theory and practice in post-colonial literatures*. London etc.: Routledge.

- Augstein, Rudolf (Hrsg.) (1995): Ein deutsches Jahrzehnt. Reportagen 1985-1995. Hamburg: Spiegel-Buchverlag.
- Austermann, Anton (1985): Kurt Tucholsky. Der Journalist und sein Publikum. München etc.: Piper.
- Baasner, Rainer (2004): Literaturkritik in der Zeit der Aufklärung. In: Anz, Thomas/Baasner, Rainer (Hrsg.): Literaturkritik. Geschichte – Theorie – Praxis. München: Beck, S. 27-36.
- Bachleitner, Norbert (1999): Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans. Tübingen: Narr.
- Bak, John S./Reynolds, Bill (Hrsg.) (2011): Literary journalism across the globe. Journalistic traditions and transnational influences. Amherst (MA): University of Massachusetts Press.
- Barker, Andrew (1996): Telegrams from the soul. Peter Altenberg and the culture of fin-de-siècle Vienna. Columbia: Camden House.
- Barker, Francis/Hulme, Peter/Iversen, Margaret (Hrsg.) (1994): Colonial discourse/post-colonial theory. Manchester: Manchester University Press.
- Barnouw, Dagmar (1999): Erich Kästner und die Neue Zeitung. Inländische Differenzierungen. In: Wegner, Manfred (Hrsg.): „Die Zeit fährt Auto“. Erich Kästner zum 100. Geburtstag. Berlin, München: Deutsches Historisches Museum und Münchener Stadtmuseum, S. 143-152.
- Barsch, Achim (1996): Komponenten des Literatursystems: Zur Frage des Gegenstandsreichs der Literaturwissenschaft. In: Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hrsg.): Systemtheorie der Literatur. München: Fink, S. 134-158.
- Barsch, Achim (2001): Literarizität. In: Nünning, Ansgar (Hrsg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 376-377.
- Barsch, Achim/Rusch, Gebhard/Viehoff, Reinhold (Hrsg.) (1994): Empirische Literaturwissenschaft in der Diskussion. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Barthes, Roland (1976): S/Z. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baßler, Moritz (Hrsg.) (1995): New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Tübingen, Basel: Francke.
- Bastin, Gilles (2003): Ein Objekt, das sich verweigert. Der Journalismus in der Soziologie Pierre Bourdieus. Einige Bemerkungen über das „journalistische“ Feld. In: Publizistik, 48 (3), S. 258-273.
- Baum, Achim (1994): Journalistisches Handeln. Eine Kritik der Journalismusforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Baumert, Dieter Paul (1928): Die Entstehung des deutschen Journalismus. Eine sozialgeschichtliche Studie. München, Leipzig: Duncker & Humblot.
- Becker, Sabina (2000): Neue Sachlichkeit. 2 Bde. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Behmer, Markus/Blöbaum, Bernd/Scholl, Armin/Stöber, Rudolf (Hrsg.) (2005): Journalismus und Wandel. Analysedimensionen, Konzepte, Fallstudien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Benjamin, Walter (1961): Illuminationen. Ausgewählte Schriften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Benson, Rodney/Neveu, Erik (Hrsg.) (2005): Bourdieu and the journalistic field. Cambridge (MA): Polity.
- Berghahn, Klaus Leo (1979): Dokumentarische Literatur. In: See, Klaus von (Hrsg.): Neues Handbuch der Literaturwissenschaft. Band 22: Literatur nach 1945. Themen und Genres. Wiesbaden: Athenaion, S. 195-245.
- Bergmann, Jens/Pörksen, Bernhard (Hrsg.) (2009): Skandal! Die Macht öffentlicher Empörung. Köln: Halem.
- Berlemann, Dominic (2011): Wertvolle Werke. Reputation im Literatursystem. Bielefeld: Transcript.
- Berning, Nora (2011): Narrative means to journalistic ends. A narratological analysis of selected journalistic reportages. Wiesbaden: VS Research.
- Bhabha, Homi K. (1994): The location of culture. London etc.: Routledge.
- Birgfeld, Johannes/Conter, Claude D. (Hrsg.) (2009): Christian Kracht. Zu Leben und Werk. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Birkner, Thomas (2012): Das Selbstgespräch der Zeit. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605-1914. Köln: Halem.
- Bittel, Karl (1953): Karl Marx als Journalist. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Bleicher, Joan Kristin (2004a): Intermedialität von Journalismus und Literatur. New Journalism aus literaturwissenschaftlicher Perspektive. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 29-39.
- Bleicher, Joan Kristin (2004b): „Sex, Drugs & Bücher schreiben“. New Journalism im Spannungsfeld von medialem und literarischem Erzählen. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 126-159.

- Bleicher, Joan Kristin (2008): Grenzgänger zwischen Fakten und Fiktion. Faction und New Journalism in den USA. In: Hahn, Oliver/Schröder, Roland (Hrsg.): Journalistische Kulturen. Internationale und interdisziplinäre Theoriebausteine. Köln: Halem, S. 76-89.
- Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.) (2004): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Blöbaum, Bernd (1994): Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Blöbaum, Bernd (2002): Journalismus während der Besatzungszeit. In: Publizistik, 47 (2), S. 170-199.
- Blöbaum, Bernd (2003): Literatur und Journalismus. Zur Struktur und zum Verhältnis von zwei Systemen. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 23-51.
- Blöbaum, Bernd (2004): Organisationen, Programme und Rollen. Die Struktur des Journalismus in systemtheoretischer Perspektive. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 201-215.
- Blöbaum, Bernd (2005): German journalism after 1945. Reporting instead of influencing. In: Høyer, Svennik/Pöttker, Horst (Hrsg.): Diffusion of the news paradigm 1850-2000. Göteborg: Nordicom, S. 157-165.
- Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (2003a): Vorwort. In: dies. (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 7-10.
- Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.) (2003b): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Böckelmann, Frank (1993): Journalismus als Beruf. Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945 bis 1990. Konstanz: UVK.
- Bödeker, Hans Erich (1981): Zur Rezeption der französischen Menschen- und Bürgerrechtsklärung von 1789/1791 in der deutschen Aufklärungsgesellschaft. In: Birtsch, Günter (Hrsg.): Grund- und Freiheitsrechte im Wandel von Gesellschaft und Geschichte. Beiträge zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte vom Ausgang des Mittelalters bis zur Revolution von 1848. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 258-286.
- Bogdal, Klaus-Michael (Hrsg.) (1997): Neue Literaturtheorien. Eine Einführung. 2., neubearbeitete Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bogel, Else/Blühm, Elger (Hrsg.) (1971ff.): Die deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. 3 Bde. Bremen: Schünemann.

- Böning, Holger (2002): Welteroberung durch ein neues Publikum. Die deutsche Presse und der Weg zur Aufklärung. Hamburg und Altona als Beispiel. Bremen: Edition Lumière.
- Booth, Wayne C. (1961): The rhetoric of fiction. Chicago etc.: University of Chicago Press.
- Bourdieu, Pierre (1999): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boylan, James (1984): Publicity for the Great Depression. Newspaper default and literary reportage. In: Covert, Catherine L./Stevens, John D. (Hrsg.): Mass media between the wars. Perceptions of cultural tension, 1918-1941. Syracuse (NY): Syracuse University Press, S. 159-179.
- Boynton, Robert S. (2005): The New New Journalism. Conversations with America's best nonfiction writers on their craft. New York: Vintage.
- Brambilla, Marina Marzia (2010): Die essayistischen Schriften Hermann Bahrs. In: dies. (Hrsg.): Wege des essayistischen Schreibens im deutschsprachigen Raum (1900-1920). Amsterdam etc.: Rodopi, S. 29-46.
- Branahl, Udo (2006): Medienrecht. Eine Einführung. 5., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Braun, Hans (1956): Philipp Jakob Siebenpfeiffer, ein liberaler Publizist des Vormärz 1789-1845. Dissertation Universität München.
- Braun, Ina (2007): Günter Wallraff. Leben – Werk – Wirken – Methode. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Breckner, Egon W. (1978): Hermann Bahr and the quest for culture. A critique of his essays. Dissertation University of Wisconsin.
- Brenner, Peter J. (1996): Was ist Literatur? In: Glaser, Renate/Luserke, Matthias (Hrsg.): Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 11-47.
- Brenner, Sabine/Cepl-Kaufmann, Gertrude/Thöne, Martina (2001): „Ich liebe nichts so sehr wie die Städte...“. Alfons Paquet als Schriftsteller, Europäer, Weltreisender. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Bruhn, Heinrich/Bialowons, Günter (Hrsg.) (1970): Karl Marx und Friedrich Engels als Journalisten. Leipzig: Karl-Marx-Universität.
- Bucher, Hans-Jürgen (2004): Journalismus als kommunikatives Handeln. Grundlagen einer handlungstheoretischen Journalismustheorie. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 263-285.

- Bücher, Karl (1926): *Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde*. Tübingen: H. Laupp'sche Buchhandlung.
- Budzislawski, Hermann (1966): *Sozialistische Journalistik. Eine wissenschaftliche Einführung*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- Bus, Heiner (2003): *Der U.S.-amerikanische New Journalism der 60er und 70er Jahre*. Truman Capote, Michael Herr, Norman Mailer und Tom Wolfe. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 273-292.
- Ceballos Betancur, Karin (2000): *Egon Erwin Kisch in Mexiko. Die Reportage als Literaturform im Exil*. Frankfurt am Main etc.: Lang.
- Cepe, Andrea M. (1991): *Von der „Apodemik“ zur Sozialreportage. Gedanken zu möglichen historischen Entwicklungszusammenhängen zwischen apodemischen, sozialwissenschaftlichen bzw. statistischen und literarischen bzw. journalistischen Methoden des Zugriffs auf soziale Wirklichkeit*. Diplomarbeit Universität Wien.
- Cepl-Kaufmann, Gertrude/Johanning, Antje (2003): *Joseph Görres. Von der jakobinischen Rheinlandidee zum „Rheinischen Merkur“*. In: dies. (Hrsg.): *Mythos Rhein. Zur Kulturgeschichte eines Stromes*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 65-71.
- Chance, Jean/McKeen, William (Hrsg.) (2001): *Literary journalism. A reader*. Belmont (CA) etc.: Wadsworth.
- Chatman, Seymour (1978): *Story and discourse. Narrative structure in fiction and film*. Ithaca (NY) etc.: Cornell University Press.
- Connery, Thomas B. (1990): *A third way to tell the story. American literary journalism at the turn of the century*. In: Sims, Norman (Hrsg.): *Literary journalism in the twentieth century*. New York, Oxford: Oxford University Press, S. 3-20.
- Connery, Thomas B. (1992): *A sourcebook of American literary journalism. Representative writers in an emerging genre*. New York etc.: Greenwood.
- Conter, Claude D. (1999): *Zu Besuch bei Kaspar Stieler. „Zeitungs Lust und Nutz“ – ein Beitrag zur historischen Kommunikationsforschung*. In: *Publizistik*, 44, S. 75-93.
- Conter, Claude D. (2003): *Kommunikationsgeschichte als Literaturgeschichte. Robert Eduard Prutz' Geschichte des deutschen Journalismus (1845) als Vorläufer einer historischen Kommunikationswissenschaft*. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 137-158.

- Coyle, Martin/Garside, Peter/Kelsall, Malcolm/Peck, John (Hrsg.) (1990): *Encyclopedia of literature and criticism*. London: Routledge.
- Cudlik, Thomas (2005): *Mise en Scène der Wirklichkeit. Der Literarjournalist Tom Wolfe und seine fiktionalisierte Reportage. Eine Morphologie*. Wien etc.: LIT.
- Culler, Jonathan (2002): *Literaturtheorie. Eine kurze Einführung*. Stuttgart: Reclam.
- Daviau, Donald G. (2002): *Understanding Hermann Bahr*. St. Ingbert: Röhrig.
- de Berg, Henk (1995): *Luhmann in literary studies. A bibliography*. Siegen: LUMIS.
- de Berg, Henk/Prangel, Matthias (Hrsg.) (1993): *Kommunikation und Differenz. Systemtheoretische Ansätze in der Literatur- und Kunstwissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- de Berg, Henk/Prangel, Matthias (Hrsg.) (1995): *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus*. Tübingen, Basel: Francke.
- de Berg, Henk/Prangel, Matthias (Hrsg.) (1997): *Systemtheorie und Hermeneutik*. Tübingen, Basel: Francke.
- de Man, Paul (1971): *Blindness and insight. Essays in the rhetoric of contemporary criticism*. New York etc.: Oxford University Press.
- de Man, Paul (1979): *Allegories of reading. Figural language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust*. New Haven etc.: Yale University Press.
- Degler, Frank/Paulokat, Ute (2008): *Neue Deutsche Popliteratur*. Paderborn: Fink.
- Dennis, Everette E./Rivers, William L. (1974): *Other voices. The New Journalism in America*. San Francisco: Canfield.
- Derrida, Jacques (1972): *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1974): *Grammatologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Diekmann, Andreas (1999): *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. 5., durchgesehene Auflage. Reinbek: Rowohlt.
- Diez, Georg (2002): *Die Ich-Krise. Die Jugend stirbt immer zuerst: Warum Deutschland den sogenannten Popjournalismus braucht – heute mehr denn je*. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 11. August 2002, S. 21.
- Dilthey, Wilhelm (1883): *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte*. Duncker & Humblot.
- Dithmar, Reinhard (1973): *Günter Wallraffs Industriereportagen*. Kronberg: Scriptor.
- DJV – Deutscher Journalisten-Verband (Hrsg.) (2009): *Berufsbild Journalistin – Journalist*. Berlin: Deutscher Journalisten-Verband.
- Doderer, Klaus (2001): *Erich Kästner – republikanischer Augenzeuge und pazifistischer Ankläger nach 1945*. In: Heukenkamp, Ursula (Hrsg.): *Schuld und Sühne? Kriegserlebnis*

- und Kriegsdeutung in deutschen Medien der Nachkriegszeit (1945-1961). Amsterdam: Rodopi, S. 387-394.
- Doll, Jürgen (1998): Leo Lania, intermédiaire entre la gauche littéraire berlinoise et les intellectuels sociaux-démocrates viennois. In: *Le texte et l'idée*, 13, S. 249-268.
- Donsbach, Wolfgang (1982): *Legitimationsprobleme des Journalismus. Gesellschaftliche Rolle der Massenmedien und berufliche Einstellungen von Journalisten*. Freiburg, München: Alber.
- Dovifat, Emil (1927): *Der amerikanische Journalismus. Mit einer Darstellung der journalistischen Berufsbildung*. Berlin, Leipzig: Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.
- Dovifat, Emil (1929): *Wege und Ziele der zeitungswissenschaftlichen Arbeit*. Berlin: de Gruyter.
- Dovifat, Emil (1931): *Zeitungswissenschaft*. 2 Bde. Berlin, Leipzig: de Gruyter.
- Dovifat, Emil/Wilke, Jürgen (1976): *Zeitungswissenschaft II. Redaktion – Die Sparten – Verlag und Vertrieb – Wirtschaft und Technik – Sicherung der öffentlichen Aufgabe*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Duchkowitsch, Wolfgang (2010): *Journalismus und Literatur. Diskussionsstand und neue studentische Arbeiten zu einem alten Thema*. In: *Otázky žurnalistiky*, (1-2), S. 15-25.
- Duchkowitsch, Wolfgang/Hausjell, Fritz/Pöttker, Horst/Semrad, Bernd (Hrsg.) (2009): *Journalistische Persönlichkeit. Aufstieg und Fall eines Phänomens*. Köln: Halem.
- Dusiska, Emil (Hrsg.) (1973): *Wörterbuch der sozialistischen Journalistik*. Leipzig: Karl-Marx-Universität Leipzig, Sektion Journalistik.
- Dygutsch-Lorenz, Ilse (1971): *Die Rundfunkanstalt als Organisationsproblem. Ausgewählte Organisationseinheiten in Beschreibung und Analyse*. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag.
- Eagleton, Mary (Hrsg.) (1986): *Feminist literary theory. A reader*. Oxford, Cambridge (MA): Blackwell.
- Eagleton, Mary (Hrsg.) (1991): *Feminist literary criticism*. London etc.: Longman.
- Eagleton, Terry (1976): *Marxism and literary criticism*. London: Methuen.
- Eagleton, Terry (1997): *Einführung in die Literaturtheorie*. 4., erweiterte und aktualisierte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Easthope, Antony (1991): *Literary into cultural studies*. London etc.: Routledge.
- Eberwein, Tobias (2010a): *Bringing in structure. A systems-theoretical view on literary journalism*. Vortrag auf der 5. Jahrestagung der International Association for Literary Journalism Studies (IALJS) an der Roehampton University in London (UK), 20. Mai 2010.

- Eberwein, Tobias (2010b): Literarisierung als Systemschutz. Literarische Herangehensweisen im Journalismus sind mehr als nur ein berufsethischer Problemfall – sie helfen der Profession, sich selbst zu erhalten. In: *Journalistik Journal*, 13 (1), S. 16-17.
- Eberwein, Tobias (2010c): Beobachter des Unsichtbaren. Der österreichische Romancier Joseph Roth zählte zu den sprachgewaltigsten Journalisten seiner Zeit – und zu den höchstbezahlten. Nach 1933 soff er sich im Pariser Exil systematisch zu Tode. In: *Message*, (1), S. 96-97.
- Eberwein, Tobias (2013): Controversy as literary journalism's defining element. The Nannen Award scandal and its impact on journalistic storytelling in Germany. In: *Literary Journalism*, 7 (1), S. 17-19.
- Eco, Umberto (1987): *Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten.* München etc.: Hanser.
- Eder, Gabriele (2005): *Literatur und Journalismus: ein komplexes Beziehungsgeflecht. Schnittmengen und Funktionsunterschiede in einer analysierenden Betrachtung.* In: *Fachjournalist*, 20, S. 22-25.
- Eichenbaum, Boris (1965): *Aufsätze zur Theorie und Geschichte der Literatur.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eicher, Thomas (Hrsg.) (2010): *Joseph Roth und die Reportage.* Heidelberg: Mattes.
- Eichinger, Margarete (1975): *Redaktion und Umwelt. Die Redaktion „Aktueller Dienst“ des ORF-Fernsehens und ihre Beziehungen zu sechs ausgewählten Umweltbereichen.* Dissertation Universität Salzburg.
- Eilders, Christiane (1997): *Nachrichtenfaktoren und Rezeption. Eine empirische Analyse zur Auswahl und Verarbeitung politischer Information.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Eke, Norbert Otto (2005): *Einführung in die Literatur des Vormärz.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Engesser, Evelyn (2005): *Journalismus in Fiktion und Wirklichkeit. Ein Vergleich des Journalistenbildes in literarischen Bestsellern mit Befunden der empirischen Kommunikationsforschung.* Köln: Halem.
- Enkemann, Jürgen (1983): *Journalismus und Literatur. Zum Verhältnis von Zeitungswesen, Literatur und Entwicklung bürgerlicher Öffentlichkeiten in England im 17. und 18. Jahrhundert.* Tübingen: Niemeyer.
- Enzensberger, Hans Magnus (Bearb.) (1986): *Ludwig Börne und Heinrich Heine. Ein deutsches Zerwürfnis.* Nördlingen: Greno.
- Ernst, Thomas (2001): *Popliteratur.* Hamburg: Rotbuch-Verlag.

- Esposito, Elena (1996): Code und Form. In: Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hrsg.): Systemtheorie der Literatur. München: Fink, S. 56-81.
- Esposito, Elena (1997a): Interpenetration. In: Baraldi, Claudio/Corsi, Giancarlo/Esposito, Elena: GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 85-88.
- Esposito, Elena (1997b): Strukturelle Kopplung. In: Baraldi, Claudio/Corsi, Giancarlo/Esposito, Elena: GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 186-189.
- Faulstich, Werner (1986): Systemtheorie des Literaturbetriebs: Ansätze. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 16 (62), S. 125-133.
- Fehlig, Juliane (2007): Theaterkritik in der Weimarer Republik. Alfred Kerr, der Dichterkritiker. o.O.: GRIN.
- Fengler, Susanne/Ruß-Mohl, Stephan (2005): Der Journalist als „Homo oeconomicus“. Konstanz: UVK.
- Fischbach, Peter/Hensel, Horst/Naumann, Uwe (Hrsg.) (1979): Zehn Jahre Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Dokumente, Analysen, Hintergründe. Frankfurt am Main: Fischer.
- Fischer, Rotraut (1990): Reisen als Erfahrungskunst. Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein“. Die „Wahrheit“ in den „Bildern des Wirklichen“. Frankfurt am Main: Hain.
- Flippen, Charles C. (Hrsg.) (1974): Liberating the media. The New Journalism. Washington, D.C.: Acropolis.
- Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hrsg.) (1996): Systemtheorie der Literatur. München: Fink.
- Ford, Edwin H. (1937): A bibliography of literary journalism in America. Minneapolis: Burgess.
- Forde, Kathy Roberts (2010): The emergence and expansion of Literary Journalism Studies. Building a cathedral of knowledge. Vortrag auf der 5. Jahrestagung der International Association for Literary Journalism Studies (IALJS) an der Roehampton University in London (UK), 21. Mai 2010.
- Foucault, Michel (1973): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Francke, Warren T. (1974): W. T. Stead: The first New Journalist? In: Journalism History, 1 (2), S. 36, 63-66.
- Frank, Dirk (2004): Generation Tristesse. Zum Verhältnis von Literatur und Journalismus in der jüngeren Pöpliteratur. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 267-303.

- Fretwurst, Benjamin (2008): Nachrichten im Interesse der Zuschauer. Eine konzeptionelle und empirische Neubestimmung der Nachrichtenwerttheorie. Konstanz: UVK.
- Fricke, Harald (1991): Literatur und Literaturwissenschaft. Beiträge zu Grundfragen einer verunsicherten Disziplin. Paderborn etc.: Schöningh.
- Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: facultas.wuv.
- Fry, Don/Clark, Roy Peter (1994): Return of the narrative. The rebirth of writing in America's newsrooms. In: Quill, 82 (4), S. 27-28.
- Gadamer, Hans-Georg (1960): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr.
- Galtung, Johan/Ruge, Mari H. (1965): The structure of foreign news. The presentation of the Congo, Cuba and Cyprus crises in four Norwegian newspapers. In: Journal of Peace Research, 2 (1), S. 64-90.
- Ganahl, Simon (2008): Ad oculos et aures. Presse, Radio und Film in der „Dritten Walpurgisnacht“ von Karl Kraus. Dissertation Universität Wien.
- Gaug, Christa (2005): Chronicles of Vienna. Urban memory in Daniel Spitzer's "Wiener Spaziergänge". In: Modern Austrian Literature, 38 (1-2), S. 19-28.
- Geisenhanslüke, Achim (2003): Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Geisler, Michael (1982): Die literarische Reportage in Deutschland. Möglichkeiten und Grenzen eines operativen Genres. Königstein: Scriptor.
- Geißler, Ralf (2007): Wort-Maler. „Spiegel“-Reporter Cordt Schnibben hat 500 Reportagen geschrieben und alle wichtigen Journalistenpreise gewonnen. Mit einer großen Leidenschaft ist er aber gescheitert. In: Journalist, (8), S. 17-19.
- Geissler, Rudolf (1982): Die Entwicklung der Reportage Egon Erwin Kischs in der Weimarer Republik. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Genette, Gérard (1980): Narrative discourse. An essay in method. Ithaca (NY): Cornell University Press.
- Geppert, Hans Vilmar/Zapf, Hubert (Hrsg.) (2003ff.): Theorien der Literatur. Grundlagen und Perspektiven. Tübingen, Basel: Francke.
- Gerhard, Ute/Palm, Hanneliese (Hrsg.) (2012): Schreibarbeiten an den Rändern der Literatur. Die Dortmunder Gruppe 61. Essen: Klartext.

- Gerhards, Jürgen (1994): Politische Öffentlichkeit. Ein system- und akteurstheoretischer Bestimmungsversuch. In: Neidhardt, Friedrich (Hrsg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 77-105.
- Gieseler, Jens/Schröder, Thomas (1996): Bestandsaufnahme zum Untersuchungsbereich „Textstruktur, Darstellungsformen und Nachrichtenauswahl“. In: Fritz, Gerd/Straßner, Erich (Hrsg.): Die Sprache der ersten deutschen Wochenzeitungen im 17. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer, S. 26-69.
- Glaser, Barney/Strauss, Anselm (1967): The discovery of Grounded Theory. Strategies for qualitative research. New York: Aldine.
- Gleba, Kerstin/Schumacher, Eckhard (Hrsg.) (2007): Pop seit 1964. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Gobron, Christine (1978): L'écrivain et journaliste littéraire Georg Weerth. Défenseur de la classe ouvrière et agitateur de la révolution de 1848/49. Dissertation Univ. Paris.
- Görke, Alexander (1999): Risikojournalismus und Risikogesellschaft. Sondierung und Theorieentwurf. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Görke, Alexander (2001a): Unterhaltung als Leistungssystem öffentlicher Kommunikation. Ein systemtheoretischer Entwurf. In: Schmidt, Siegfried J./Westerbarkey, Joachim/Zurstiege, Guido (Hrsg.): a/effektive Kommunikation. Unterhaltung und Werbung. Münster etc.: LIT, S. 53-74.
- Görke, Alexander (2001b): Entertainment as public communication: A systems-theoretic approach. In: Poetics, 29, S. 209-224.
- Görke, Alexander (2002a): Journalismus und Öffentlichkeit als Funktionssystem. In: Scholl, Armin (Hrsg.): Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft. Konstanz: UVK-Medien, S. 69-90.
- Görke, Alexander (2002b): Unterhaltung als soziales System. In: Baum, Achim/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten. Konstanz: UVK, S. 63-73.
- Görke, Alexander (2004): Programmierung, Netzwerkbildung, Weltgesellschaft. Perspektiven einer systemtheoretischen Journalismusforschung. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 233-247.
- Görke, Alexander/Kohring, Matthias (1996): Unterschiede, die Unterschiede machen. Neuere Theorieentwürfe zu Publizistik, Massenmedien und Journalismus. In: Publizistik, 41 (1), S. 15-31.

- Görke, Alexander/Kohring, Matthias (1997): Worüber reden wir? Vom Nutzen systemtheoretischen Denkens für die Publizistikwissenschaft. In: *Medien Journal*, 21 (1), S. 3-14.
- Görke, Alexander/Scholl, Armin (2006): Niklas Luhmann's Theory of Social Systems and Journalism Research. In: *Journalism Studies*, 7 (4), S. 644-655.
- Gottschalk, Jörn/Köppe, Tilmann (Hrsg.) (2006): Was ist Literatur? Basistexte Literaturtheorie. Paderborn: Mentis.
- Gottschlich, Jürgen (2007): Der Mann, der Günter Wallraff ist. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Gottschlich, Maximilian (1980): Journalismus und Orientierungsverlust. Grundprobleme öffentlich-kommunikativen Handelns. Wien, Köln, Graz: Böhlau.
- Graf, Guido (2009): Silbenarbeit. Über die Reporterin und Erzählerin Marie-Luise Scherer. In: *Non Fiktion*, 4 (1), S. 63-71.
- Greenblatt, Stephen (1980): Renaissance self-fashioning. From More to Shakespeare. Chicago: University of Chicago Press.
- Greenblatt, Stephen (1987): Towards a poetics of culture. In: *Southern Review*, 20 (1), S. 3-15.
- Greenblatt, Stephen (1988): Shakespearean negotiations. The circulation of social energy in Renaissance England. Oxford: Clarendon Press.
- Greiling, Werner (2008): Kultur aus den „zwey Hauptquellen“ Europas. Friedrich Justin Bertuchs Journal „London und Paris“. In: Seemann, Hellmut Th. (Hrsg.): Europa in Weimar. Visionen eines Kontinents. Göttingen: Wallstein, S. 138-158.
- Greimas, Algirdas Julien (1971): Strukturele Semantik. Methodologische Untersuchungen. Braunschweig: Vieweg.
- Greis, Friedhelm/King, Ian (Hrsg.) (2006): Tucholsky und die Medien. Dokumentation der Tagung 2005: „Wir leben in einer merkwürdigen Zeitung“. St. Ingbert: Röhrig.
- Griem, Julika (Hrsg.) (1998): Bildschirmfiktionen. Tübingen: Narr.
- Groeben, Norbert (1977): Rezeptionsforschung als empirische Literaturwissenschaft. Paradigma- durch Methodendiskussion an Untersuchungsbeispielen. Kronberg: Athenäum.
- Groth, Otto (1928-1930): Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde (Journalistik). 4 Bde. Mannheim, Berlin, Leipzig: Bensheimer.
- Haas, Hannes (1987): Die hohe Kunst der Reportage. Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Journalismus und Sozialwissenschaften. In: *Publizistik*, 32 (3), S. 277-294.
- Haas, Hannes (1989): Der perfekte Blick. Metropolenrecherche von Johann Pezzl im josephinischen Wien. In: *Medien & Zeit*, 4 (4), S. 18-28.

- Haas, Hannes (1999): *Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Haas, Hannes (2000): Demaskierung durch Verkleidung. Für den Blick von „ganz unten“ begab sich Max Winter vor hundert Jahren in die Welt der Wiener Elendsklasse und lebte als Obdachloser in der Gosse. Seine Sozialreportagen zeigten Wirkung. In: *Message*, (2), S. 132-133.
- Haas, Hannes (2004): Fiktion, Fakt & Fake? Geschichte, Merkmale und Protagonisten des New Journalism in den USA. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Grenzgänger. Formen des New Journalism*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 43-73.
- Haas, Hannes/Wallisch, Gian-Luca (1991): Literarischer Journalismus oder journalistische Literatur? Ein Beitrag zu Konzept, Vertretern und Philosophie des „New Journalism“. In: *Publizistik*, 36 (3), S. 298-314.
- Haase, Fee-Alexandra (2009): Revolutions as sensational writing. Karl Marx as London correspondent for *The New York Tribune* (1852-1861). In: *Neohelicon*, 36 (1), S. 201-214.
- Habermas, Jürgen (1985): *Die neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Häder, Michael (2006): *Empirische Sozialforschung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialforschung.
- Hagemann, Walter (1947): *Grundzüge der Publizistik*. Münster: Regensberg.
- Haller, Michael (1997): *Die Reportage. Ein Handbuch für Journalisten*. 4. Auflage. Konstanz: UVK-Medien.
- Haller, Michael (2000): Fakes. Wenn Grubenhunde bellen. Alle schimpfen über den Interview-Fälscher Tom Kummer. Doch die Verantwortung für den so genannten Borderline-Journalismus trägt vor allem die Redaktion. In: *Message*, (3), S. 68-69.
- Haller, Michael (2004): Die zwei Kulturen. Journalismustheorie und journalistische Praxis. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 129-150.
- Hanitzsch, Thomas (2006): Journalism Research in Germany. Origins, theoretical innovations and future outlook. In: *Brazilian Journalism Research*, 2 (1), S. 39-53.
- Hartley, John (1996): *Popular reality. Journalism, modernity, popular culture*. London etc.: Arnold.
- Hartsock, John C. (2000): *A history of American literary journalism. The emergence of a modern narrative form*. Amherst (MA): University of Massachusetts Press.

- Hartsock, John C. (2009a): Note from the editor... In: *Literary Journalism Studies*, 1 (1), S. 5.
- Hartsock, John C. (2009b): Literary reportage. The "other" literary journalism. In: *Genre*, XLII, S. 113-134.
- Haucke, Brigitta (1987): Die literarische Reportage. Ein Vergleich ausgewählter Industriereportagen von Egon Erwin Kisch und Günter Wallraff. Magisterarbeit Universität Marburg.
- Hauptmeier, Ariel Stefan (1997): Wirklichkeitssplitter im Bildersturm. Literarische Reportage als Möglichkeit realistischen Schreibens in der entwickelten Mediengesellschaft? Magisterarbeit FU Berlin.
- Hauschild, Jan-Christoph (2004): Georg Büchner. Überarbeitete und erweiterte Neuausgabe. Reinbek: Rowohlt.
- Heinritz, Reinhard (2003): Der Essayist auf der Weltbühne: Erasmus und Montaigne. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 91-109.
- Hejl, Peter M. (1982): *Sozialwissenschaft als Theorie selbstreferentieller Systeme*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Hejl, Peter M. (1987a): Konstruktion der sozialen Konstruktion. Grundlinien einer konstruktivistischen Sozialtheorie. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 303-339.
- Hejl, Peter M. (1987b): Zum Begriff des Individuums. Bemerkungen zum ungeklärten Verhältnis von Psychologie und Soziologie. In: Schiepek, Günter (Hrsg.): *Systeme erkennen Systeme. Individuelle, soziale und methodische Bedingungen systemischer Diagnostik*. München, Weinheim: Psychologie-Verlags-Union, S. 115-154.
- Hellmann, John (1981): *Fables of fact. The New Journalism as New Fiction*. Urbana, Chicago, London: University of Illinois Press.
- Hempel, Dirk (2010): „Der Vernünftler“. Johann Mattheson und der britisch-deutsche Kulturtransfer in der Frühaufklärung. In: Hirschmann, Wolfgang/Jahn, Bernhard (Hrsg.): *Johann Mattheson als Vermittler und Initiator. Wissenstransfer und die Etablierung neuer Diskurse in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Hildesheim etc.: Olms, S. 99-113.
- Hensel, Horst (1980): *Werkkreis oder Die Organisierung politischer Literaturarbeit. Die Entstehung des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt als Modell kultureller Emanzipation von Arbeitern*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Herman, David (2002): *Story logic. Problems and possibilities of narrative*. Lincoln (NE): University of Nebraska Press.

- Herman, David (Hrsg.) (2003): *Narrative theory and the cognitive sciences*. Stanford (CA): CSLI.
- Herrmann, Friederike (2006): „Es muss mit einer Tatze gerissen sein“. Marie-Luise Scherer über Präzision, Zeit und Zigaretten. In: dies. (Hrsg.): *Unter Druck. Die journalistische Textwerkstatt. Erfahrungen, Analysen, Übungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 29-38.
- Herskovics, Isabella (1990): *Alfred Kerr als Kritiker des Berliner Tageblattes, 1919-1933. Grenzen und Möglichkeiten einer subjektiv geprägten Publizistik*. Dissertation FU Berlin.
- Heß, Dieter (1997): *Kulturjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis*. 2., aktualisierte Auflage. München: List.
- Heydebrand, Renate von/Pfau, Dieter/Schönert, Jörg (Hrsg.) (1988): *Zur theoretischen Grundlegung einer Sozialgeschichte der Literatur. Ein struktural-funktionaler Entwurf*. Tübingen: Niemeyer.
- Hiebel, Irmfried (1973): *F. C. Weiskopf – Schriftsteller und Kritiker. Zur Entwicklung seiner literarischen Anschauungen*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Hienzsch, Ulrich (1990): *Journalismus als Restgröße. Redaktionelle Rationalisierung und publizistischer Leistungsverlust*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Hirsch, Jr., E. D. (1967): *Validity in interpretation*. New Haven etc.: Yale University Press.
- Hjelmlev, Louis (1974): *Aufsätze zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Klett.
- Hofmann, Fritz (1988): *Egon Erwin Kisch. Der rasende Reporter. Biographie*. Berlin: Verlag Neues Leben.
- Hoggart, Richard (1957): *The uses of literacy. Aspects of working-class life, with special references to publications and entertainments*. London: Chatto & Windus.
- Hohlfeld, Ralf (2003): *Journalismus und Medienforschung. Theorie, Empirie, Transfer*. Konstanz: UVK.
- Hohlfeld, Ralf (2004): *Der schnelle Marsch durch die Institutionen. Formen des New Journalism in etablierten Medien – Zur Diffusion eines innovativen Journalismuskonzeptes*. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Grenzgänger. Formen des New Journalism*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 337-360.
- Höhn, Gerhard (1987): *Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk*. Stuttgart: Metzler.
- Hollowell, John (1977): *Fact and fiction. The New Journalism and the nonfiction novel*. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Holub, Robert C. (1984): *Reception theory. A critical introduction*. London, New York: Methuen.

- Holzer, Horst (1971): *Gescheiterte Aufklärung? Politik, Ökonomie und Kommunikation in der Bundesrepublik Deutschland*. München: Piper.
- Holzer, Horst (1973): *Kommunikationssoziologie*. Reinbek: Rowohlt.
- Holzhaider, Hans (2004): *Der Menschenfreund. Paul Schlesinger 1878-1928*. In: Jakobs, Hans-Jürgen/Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): *Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus*. Wien: Picus, S. 127-131.
- Hömberg, Walter (1975): *Zeitgeist und Ideenschmuggel. Die Kommunikationsstrategie des Jungen Deutschland*. Stuttgart: Metzler.
- Hopf, Christel (1993): *Soziologie und qualitative Forschung*. In: Hopf, Christel/Weingarten, Elmar (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung*. 3. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 11-37.
- Hornig, Frank/Schulz, Thomas (2002): *Generation Flop*. In: *Der Spiegel* vom 19. August 2002, S. 98-102.
- Houska, Miriam (2003): *Journalismus der Sinne und des Sinns. Max Winters Wahrnehmung und Vermittlung des Wiener Elends in Sozialreportagen der „Arbeiter-Zeitung“ 1896 bis 1910*. Diplomarbeit Universität Wien.
- Hüls, Elisabeth (2004): *Johann Georg August Wirth (1798-1848). Ein politisches Leben im Vormärz*. Düsseldorf: Droste.
- Hüls, Elisabeth (2006): *Zwei mutige Streiter für die Freiheit. Johann Georg August Wirth und Philipp Jakob Siebenpfeiffer*. In: Kermann, Joachim/Nestler, Gerhard/Schiffmann, Dieter (Hrsg.): *Freiheit, Einheit und Europa. Das Hambacher Fest von 1832. Ursachen, Ziele, Wirkungen*. Ludwigshafen: Pro Message, S. 85-134.
- Hummel, Roman (1990): *Die Computerisierung des Zeitungsmachens. Auswirkungen auf Journalisten, graphische Facharbeiter, Verlagsangestellte und Printmedienunternehmen*. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes.
- Hund, Wulf D./Kirchhoff-Hund, Bärbel (1980): *Soziologie der Kommunikation*. Reinbek: Rowohlt.
- IALJS – International Association for Literary Journalism Studies (2006): *Mission Statement*. URL: http://www.ialjs.org/?page_id=83
- Ihl, Daniela (2010): *Egon Erwin Kischs Reportagebuch „Landung in Australien“*. Eine historisch-literarische Studie. Frankfurt am Main etc.: Lang.
- Iser, Wolfgang (1970): *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Iser, Wolfgang (1972): *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München: Fink.

- Iser, Wolfgang (1976): *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München: Fink.
- Jahn, Manfred (1997): *Frames, preferences, and the reading of third-person narratives. Toward a cognitive narratology*. In: *Poetics Today*, 18, S. 441-468.
- Jahraus, Oliver (2004): *Literaturtheorie. Theoretische und methodische Grundlagen der Literaturwissenschaft*. Tübingen, Basel: Francke.
- Jakobs, Hans-Jürgen/Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.) (2004): *Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus*. Wien: Picus.
- Jakobson, Roman (2005): *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*. Hrsg. v. Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jameson, Frederic (1971): *Marxism and form. Twentieth-century dialectical theories of literature*. Princeton (NJ): Princeton University Press.
- Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hrsg.) (2000): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart: Reclam.
- Japp, Uwe (1977): *Hermeneutik. Der theoretische Diskurs, die Literatur und die Konstruktion ihres Zusammenhanges in den philologischen Wissenschaften*. München: Fink.
- Jauß, Hans Robert (1970): *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jauß, Hans Robert (1982): *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jauß, Hans Robert (1999): *Probleme des Verstehens. Ausgewählte Aufsätze*. Stuttgart: Reclam.
- Jelle Behnert, Gabriele (1992): *Anatomie eines Genres. Das Bild des Journalisten im Spielfilm*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms.
- Jendretzki, Joachim (1988): *Karl Gutzkow als Pionier des literarischen Journalismus*. Frankfurt am Main etc.: Lang.
- Jensen, Jay (1974): *The New Journalism in historical perspective*. In: *Journalism History*, 1 (2), S. 37, 66.
- Johnson, Michael L. (1971): *The New Journalism. The underground press, the artists of non-fiction, and the changes in the established media*. Lawrence, Manhattan, Wichita: The University Press of Kansas.
- Jolles, Charlotte (1975): *Theodor Fontane als Essayist und Journalist*. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, 7 (2), S. 98-119.

- Josephi, Beate/Müller, Christine (2010): The importance of being eyewitness. Vortrag auf der 5. Jahrestagung der International Association for Literary Journalism Studies (IALJS) an der Roehampton University in London (UK), 22. Mai 2010.
- Kaiser, Gerhard R. (2000): „Jede große Stadt ist eine Moral in Beispielen“. Bertuchs Zeitschrift „London und Paris“. In: Kaiser, Gerhard R./Seifert, Siegfried (Hrsg.): Friedrich Justin Bertuch (1747-1822). Verleger, Schriftsteller und Unternehmer im klassischen Weimar. Tübingen: Niemeyer, S. 547-575.
- Karst, Theodor (1976a): Einleitung. In: ders. (Hrsg.): Reportagen. Stuttgart: Reclam, S. 5-16.
- Karst, Theodor (Hrsg.) (1976b): Reportagen. Stuttgart: Reclam.
- Keeble, Richard Lance/Tulloch, John (Hrsg.) (2012): Global Literary Journalism. Exploring the journalistic imagination. New York etc.: Lang.
- Keeble, Richard Lance/Wheeler, Sharon (Hrsg.) (2007): The journalistic imagination. Literary journalists from Defoe to Capote and Carter. London etc.: Routledge.
- Kelle, Udo (2000): Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 485-501.
- Kelle, Udo/Kluge, Susann (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Kepplinger, Hans Mathias (Hrsg.) (1979): Angepaßte Außenseiter. Was Journalisten denken und wie sie arbeiten. Freiburg, München: Alber.
- Kepplinger, Hans Mathias (2011): Journalismus als Beruf. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kernmayer, Hildegard (2000): Wider die Dezentrierung. Zu Theodor Herzls journalistischen Arbeiten. In: Doll, Jürgen (Hrsg.): Les écrivains juifs autrichiens (du Vormärz à nos jours). Poitiers: Licorne, S. 91-122.
- Keuneke, Susanne (2005): Qualitatives Interview. In: Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Konstanz: UVK, S. 254-267.
- Kirchner, Joachim (1957): Der Hamburger Patriot. Eine Untersuchung zur Frühgeschichte der Zeitschrift. In: Publizistik, 2, S. 43-56.
- Kirchner, Joachim (1960): Deutschlands erste Literaturzeitschrift. Die „Monatsgespräche“ des Christian Thomasius (1655-1728). In: Welt und Wort, 15, S. 37-38.
- Kittler, Friedrich A. (1985): Aufschreibesysteme 1800/1900. München: Fink.
- Klages, Victor (1964): Grosser Meister der kleinen Form. Der Feuilletonist Victor Auburtin. Berlin: RIAS.

- Klaus, Elisabeth (2004): Jenseits der Grenzen. Die problematische Unterscheidung zwischen Fakt und Fiktion. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 100-125.
- Klaus, Elisabeth/Lünenborg, Margret[h] (2000): Der Wandel des Medienangebots als Herausforderung an die Journalismusforschung. Plädoyer für eine kulturorientierte Annäherung. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 48 (2), S. 188-211.
- Klaus, Elisabeth/Lünenborg, Margret[h] (2002): Journalismus: Fakten, die unterhalten – Fiktionen, die Wirklichkeiten schaffen. Anforderungen an eine Journalistik, die dem Wandel des Journalismus Rechnung trägt. In: Baum, Achim/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten. Konstanz: UVK, S. 152-164.
- Kleinsteuber, Hans J. (2003): Medienthriller – Ein neues Genre ist entstanden. Deutsche und internationale Entwicklungen. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 227-271.
- Kleinsteuber, Hans J. (2004): Tom Wolfe und der Mythos vom New Journalism. Porträt eines Karrieristen im interkulturellen Vergleich. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 193-221.
- Klimbacher, Wolfgang (1999): „Wo Chassepot und Krupp reden, haben Roman und Novelle zu schweigen“. Ferdinand Kürnbergers Kriegsfeuilletons. In: Neohelicon, 26 (1), S. 165-183.
- Köcher, Renate (1985): Spürhund und Missionar. Eine vergleichende Untersuchung über Berufsethik und Aufgabenverständnis britischer und deutscher Journalisten. Dissertation Universität München.
- Kohli, Martin (1978): „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview. Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. In: Soziale Welt, 29 (1), S. 1-25.
- Kohring, Matthias (1997): Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus. Ein systemtheoretischer Entwurf. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kohring, Matthias (2004a): Journalismus als soziales System. Grundlagen einer systemtheoretischen Journalismustheorie. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 185-200.

- Kohring, Matthias (2004b): Vertrauen in Journalismus. Theorie und Empirie. Konstanz: UVK.
- Kohring, Matthias/Hug, Detlef Matthias (1997): Öffentlichkeit und Journalismus. Zur Notwendigkeit der Beobachtung gesellschaftlicher Interdependenz. In: Medien Journal, 21 (1), S. 15-33.
- Koller, Barbara (1981): Lokalredaktion und Autonomie. Eine Untersuchung in Außenredaktionen regionaler Tageszeitungen. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung.
- Köppe, Tilmann/Winko, Simone (2007): Theorien und Methoden der Literaturwissenschaft. In: Anz, Thomas (Hrsg.): Handbuch Literaturwissenschaft, Bd. 2. Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 285-372.
- Köppe, Tilmann/Winko, Simone (2008): Neuere Literaturtheorien. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Körper, Esther-Beate (1986): Görres und die Revolution. Wandlungen ihres Begriffs und ihrer Wertung in seinem politischen Weltbild 1793-1819. Husum: Matthiesen.
- Kostenzer, Caterina (2009): Die literarische Reportage. Über eine hybride Form zwischen Journalismus und Literatur. Innsbruck etc.: Studien-Verlag.
- Koszyk, Kurt (1966): Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse, Teil II. Berlin: Colloquium.
- Köwer, Irene (1987): Peter Altenberg als Autor der literarischen Kleinform. Untersuchungen zu seinem Werk unter gattungstypologischem Aspekt. Frankfurt am Main etc.: Lang.
- Kramaschki, Lutz (1993): Zur Integration von Systemkonzepten in eine Empirische Literaturwissenschaft als kritische Sozialwissenschaft. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 101-143.
- Kramer, Mark (1995): Breakable rules for literary journalists. In: Sims, Norman/Kramer, Mark (Hrsg.): Literary journalism. A new collection of the best American nonfiction. New York: Ballantine, S. 21-34.
- Kramp, Leif/Weichert, Stephan (2012): Innovationsreport Journalismus. Ökonomische, medienpolitische und handwerkliche Faktoren im Wandel. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Krause, Jessica (2008): Das Für und Wider des New Journalism am Beispiel von Helge Timmerberg. Vortrag auf der Tagung „Faszination Indien: Literaturwissenschaft und Printmedien“ an der Universität Hamburg, 11. Juli 2008. URL: http://www.slm.uni-hamburg.de/ifg2/personal/Anne-Rose_Meyer/Vortrag_Jessica_Krause.pdf

- Krausnick, Michail (1997): Johann Georg August Wirth. Vorkämpfer für Einheit, Recht und Freiheit. Weinheim, Berlin: Beltz Quadriga.
- Kreissler, Félix (1999): Der Wiener Spaziergänger. Le promeneur viennois Daniel Spitzer. In: Ravy, Gilbert/Benay, Jeanne (Hrsg.): Satire, parodie, pamphlet, caricature en Autriche à l'époque de François-Joseph (1848-1914). Rouen: Université de Rouen, S. 133-151.
- Krings, Dorothee (2008): Theodor Fontane als Journalist. Selbstverständnis und Werk. Köln: Halem.
- Kuckartz, Udo (2005): Computergestützte Inhaltsanalyse. In: Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Konstanz: UVK, S. 445-457.
- Kuckartz, Udo (2007): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kuhles, Doris (1994): Deutsche literarische Zeitschriften von der Aufklärung bis zur Romantik. Bibliographie der kritischen Literatur von den Anfängen bis 1990. 2 Bde. München etc.: K. G. Saur.
- Kürbisch, Friedrich G. (1982): Über die Sozialreportage. Einige Hinweise und Befunde. In: Kürbisch, Friedrich G. (Hrsg.): Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wann steht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1918. Berlin: Dietz, S. 7-18.
- Kurz, Josef (1988): Der Philosoph als Journalist. Zum 170. Geburtstag von Karl Marx. In: Sprachpflege, 37, S. 61-65.
- Kutsch, Arnulf (1988): Max Webers Anregung zur empirischen Journalismusforschung. Die „Zeitungs-Enquête“ und eine Redakteurs-Umfrage. In: Publizistik, 33 (1), S. 5-31.
- Kyora, Sabine/Neuhaus, Stefan (Hrsg.) (2006): Realistisches Schreiben in der Weimarer Republik. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Labuhn, Wolfgang (1980): Literatur und Öffentlichkeit im Vormärz. Das Beispiel Ludwig Börne. Königstein: Forum Academicum.
- Ladeur, Karl-Heinz (2007): Ein Roman ist ein Roman ist ein Roman? Zu den gerichtlichen Auseinandersetzungen um die autobiographischen Werke von Maxim Biller, Alban Nikolai Herbst, Birgit Kempker und zur Notwendigkeit einer Rekonstruktion der Kunstfreiheit. In: ders.: Das Medienrecht und die Ökonomie der Aufmerksamkeit. In Sachen Dieter Bohlen, Maxim Biller, Caroline von Monaco u.a. Köln: Halem, S. 198-254.
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz.
- Lampert, Marie/Wespe, Rolf (2011): Storytelling für Journalisten. Konstanz: UVK.

- Langenbucher, Wolfgang R. (1993): Autonomer Journalismus. Unvorsichtige Annäherungen an ein (Un-)Thema heutiger Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In: Mahle, Walter A. (Hrsg.): Journalisten in Deutschland. Nationale und internationale Vergleiche und Perspektiven. München: Verlag Ölschläger, S. 127-135.
- Langenbucher, Wolfgang R. (2002a): Vorwort. In: ders. (Hrsg.): Sensationen des Alltags. Meisterwerke des modernen Journalismus. München: Ölschläger, S. 9-20.
- Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.) (2002b): Sensationen des Alltags. Meisterwerke des modernen Journalismus. München: Ölschläger.
- Langenbucher, Wolfgang R. (2008): Wider die biografische Blindheit. Plädoyer für Journalismus, Werke und Personen. In: Arnold, Klaus/Behmer, Markus/Semrad, Bernd (Hrsg.): Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch. Berlin etc.: LIT, S. 185-207.
- Langenbucher, Wolfgang R./Wetzstein, Irmgard (2010): Der real existierende Hochkulturjournalismus. Über Personen, Werke und einen Kanon. In: Eberwein, Tobias/Müller Daniel (Hrsg.): Journalismus und Öffentlichkeit. Eine Profession und ihr gesellschaftlicher Auftrag. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 387-409.
- Lengauer, Hubert (2008): Lob der Fußreise. Editorisches und Interpretatorisches zu Ferdinand Kürnbergers Reisefeuilletons. In: Scheichl, Sigurd Paul (Hrsg.): Feuilleton – Essay – Aphorismus. Nicht-fiktionale Prosa in Österreich. Beiträge eines polnisch-österreichischen Germanistensymposiums. Innsbruck: Innsbruck University Press, S. 77-92.
- Lethen, Helmut (1970): Neue Sachlichkeit 1924-1932. Studien zur Literatur des „Weißen Sozialismus“. Stuttgart: Metzler.
- Lindemann, Margot (1969): Deutsche Presse bis 1815. Geschichte der deutschen Presse, Teil I. Berlin: Colloquium.
- Linder, Christian (Hrsg.) (1986): In Sachen Wallraff. Von den Industriereportagen bis *Ganz unten*. Berichte, Analysen, Meinungen und Dokumente. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Löffelholz, Martin (2002): Journalismuskonzepte. Eine synoptische Bestandsaufnahme. In: Neverla, Irene/Grittmann, Elke/Pater, Monika (Hrsg.): Grundlagentexte zur Journalistik. Konstanz: UVK, S. 35-51.
- Löffelholz, Martin (2004a): Theorien des Journalismus. Eine historische, metatheoretische und synoptische Einführung. In: ders. (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17-63.

- Löffelholz, Martin (2004b): Ein privilegiertes Verhältnis. Theorien zur Analyse der Inter-Relationen von Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit. In: ders. (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 471-485.
- Löffelholz, Martin (Hrsg.) (2004c): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Löffelholz, Martin (2008): Heterogeneous – multidimensional – competing. Theoretical approaches to journalism – An overview. In: Löffelholz, Martin/Weaver, David [H.] (Hrsg.): Global journalism research. Theories, methods, findings, future. Malden (MA), Oxford (UK), Carlton (AUS): Blackwell, S. 15-27.
- Loosen, Wiebke/Scholl, Armin (2002): Entgrenzungsphänomene im Journalismus. Entwurf einer theoretischen Konzeption und empirischer Fallstudien. In: Baum, Achim/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten. Konstanz: UVK, S. 139-151.
- Lotman, Jurij M. (1973): Die Struktur des künstlerischen Textes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lublinski, Jan (2004): Wissenschaftsjournalismus im Hörfunk. Redaktionsorganisation und Thematisierungsprozesse. Konstanz: UVK.
- Lucius, Wulf D. von (2007): Verlagswirtschaft. Ökonomische, rechtliche und organisatorische Grundlagen. 2., neubearbeitete und erweiterte Auflage. Konstanz: UVK.
- Luhmann, Niklas (1976): Ist Kunst codierbar? In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): „schön“. Zur Diskussion eines umstrittenen Begriffs. München: Fink, S. 60-95.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1986a): Das Medium der Kunst. In: Delfin, 7, S. 6-15.
- Luhmann, Niklas (1986b): Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hrsg.): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 620-672.
- Luhmann, Niklas (1990): Weltkunst. In: Luhmann, Niklas/Bunsen, Frederick/Baecker, Dirk (Hrsg.): Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur. Bielefeld: Haux, S. 7-45.
- Luhmann, Niklas (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1993): Die Evolution des Kunstsystems. In: Kunstforum, 124, S. 221-228.
- Luhmann, Niklas (1995a): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Luhmann, Niklas (1995b): *Literatur als fiktionale Realität*. Typoskript. Bielefeld.
- Luhmann, Niklas (1996): *Die Realität der Massenmedien*. 2., erweiterte Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Ausdifferenzierung des Kunstsystems*. In: Calleen, Justinus Maria (Hrsg.): *Was ist das: Kunst? Ein interdisziplinäres Symposium*. Stuttgart: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, S. 111-156.
- Luhmann, Niklas (2000): *The reality of the mass media*. Stanford (CA): Stanford University Press.
- Lukács, Georg (1955): *Der historische Roman*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Lünenborg, Margreth (2004a): *Regime der Wahrheit. Docu-Soaps als New Journalism im Fernsehen?* In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Grenzgänger. Formen des New Journalism*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 395-415.
- Lünenborg, Margret[h] (2004b): *Phänomene der Entgrenzung: Journalismus zwischen Fakt und Fiktion, Information und Unterhaltung*. In: Friedrichsen, Mike/Göttlich, Udo (Hrsg.): *Diversifikation in der Unterhaltungsproduktion*. Köln: Halem, S. 108-123.
- Maar, Elke (1995): *Bildung durch Unterhaltung: Die Entdeckung des Infotainment in der Aufklärung. Hallenser und Wiener Moralische Wochenschriften in der Blütezeit des Moraljournalismus, 1748-1782*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Machill, Marcel/Beiler, Markus/Zenker, Martin (2008): *Journalistische Recherche im Internet. Bestandsaufnahme journalistischer Arbeitsweisen in Zeitungen, Hörfunk, Fernsehen und Online*. Berlin: Vistas.
- Makaryk, Irena R. (Hrsg.) (1993): *Encyclopedia of contemporary literary theory. Approaches, scholars, terms*. Toronto etc.: University of Toronto Press.
- Marcinkowski, Frank (1993): *Publizistik als autopoietisches System. Politik und Massenmedien. Eine systemtheoretische Analyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Marcinkowski, Frank/Bruns, Thomas (2004): *Autopoiesis und strukturelle Kopplung. Theorien zur Analyse der Beziehungen von Journalismus und Politik*. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 487-501.
- Marcuse, Ludwig (1980): *Ludwig Börne. Aus der Frühzeit der deutschen Demokratie*. Zürich: Diogenes.
- Martens, Wolfgang (1968): *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*. Stuttgart: Metzler.

- Mayer, Hans (Hrsg.) (1954/56): Meisterwerke deutscher Literaturkritik. 2 Bde. Berlin: Rütten & Loening.
- Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zum qualitativen Denken. 5., überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz.
- Mayring, Philipp (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 8. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz.
- Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hrsg.) (2005): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Weinheim, Basel: Beltz.
- Mayring, Philipp/Hurst, Alfred (2005): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Konstanz: UVK, S. 436-444.
- McCombs, Maxwell E. (1992): Explorers and surveyors. Expanding strategies for agenda setting research. In: Journalism Quarterly, 69, S. 813-824.
- McCombs, Maxwell E./Shaw, Donald L. (1972): The agenda-setting function of mass media. In: Public Opinion Quarterly, 36, S. 176-187.
- Meckel, Miriam (2002): Gibt es eigentlich die Wirklichkeit noch? Einige Thesen zu den Fakten und Fiktionen medialer Entgrenzung. In: Baum, Achim/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten. Konstanz: UVK, S. 31-35.
- Medvedev, Pavel N. (1976): Die formale Methode in der Literaturwissenschaft. Stuttgart: Metzler.
- Meier, Klaus (2002): Ressort, Sparte, Team. Wahrnehmungsstrukturen und Redaktionsorganisation im Zeitungsjournalismus. Konstanz: UVK.
- Meier, Klaus (2003): Qualität im Online-Journalismus. In: Bucher, Hans-Jürgen/Altmeppen, Klaus-Dieter (Hrsg.): Qualität im Journalismus. Grundlagen – Dimensionen – Praxismodelle. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 247-266.
- Meier, Klaus (2007): Journalistik. Konstanz: UVK.
- Meier, Oliver (2004): Literatur und Journalismus. Ein Geschwisterstreit geht ins 21. Jahrhundert. In: Medienheft vom 9. Juli 2004. URL: http://www.medienheft.ch/kritik/bibliothek/k22_MeierOliver.pdf
- Melchinger, Siegfried (1968): Vorwort. In: Polgar, Alfred: Auswahl – Prosa aus vier Jahrzehnten. Hrsg. v. Bernt Richter. Reinbek: Rowohlt, S. 5-14.
- Melis, François (2005): Georg Weerth in neuer Sicht. Großbritannien-Berichterstatte und Feuilletonist der „Neuen Rheinischen Zeitung“. In: Roessler, Kurt/Schütze, Peter (Hrsg.):

- „... daß besagter Dietrich Grabbe ... von allen unseren dramatischen Dichtern ... die meiste Verwandtschaft mit Shakespeare hat.“ Grabbe-Jahrbuch 2004. Bielefeld: Aisthesis, S. 176-203.
- Merten, Klaus (1973): Aktualität und Publizität. Zur Kritik der Publizistikwissenschaft. In: Publizistik, 18 (3), S. 216-235.
- Meyer, Friederike/Ort, Claus-Michael (1988): Konzept eines struktural-funktionalen Theoriemodells für eine Sozialgeschichte der Literatur. In: Heydebrand, Renate von/Pfau, Dieter/Schönert, Jörg (Hrsg.): Zur theoretischen Grundlegung einer Sozialgeschichte der Literatur. Ein struktural-funktionaler Entwurf. Tübingen: Niemeyer, S. 85-171.
- Meyer, Friederike/Ort, Claus-Michael (1990): Literatursysteme, Literatur als System. Eine theoretische Vorbemerkung. In: SPIEL – Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft, 9 (1), S. 1-14.
- Minkmar, Nils (2000): Die Kummer-Fälschungen: Einzelfall oder Symptom? Ex-„Tempo“-Chef Markus Peichl streitet mit Siegfried Weischenberg vom Deutschen Journalistenverband. In: Die Zeit vom 21. Juni 2000, S. 36-37.
- Mlitz, Andrea (2001): Für Freiheit, Recht und Vaterland. Philipp Jakob Siebenpfeiffer als Publizist des Vormärz. Diplomarbeit Universität Eichstätt.
- Monteath, Peter (1990): The Spanish Civil War and the aesthetics of reportage. In: Bevan, David (Hrsg.): Literature and war. Amsterdam: Rodopi, S. 69-85.
- Mosser, Jason (2012): What's Gonzo about Gonzo Journalism? In: Literary Journalism Studies, 4 (1), S. 85-90.
- Mühlfeld, Emily (2006): Literaturkritik im Fernsehen. Wien etc.: LIT.
- Müller, Harro (1997): Systemtheorie/Literaturwissenschaft. In: Bogdal, Klaus-Michael (Hrsg.): Neue Literaturtheorien. Eine Einführung. 2., neubearbeitete Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 208-224.
- Müller, Jürgen E. (1981): Literaturwissenschaftliche Rezeptionstheorien und empirische Rezeptionsforschung. Mit einem Forschungsmodell, erläutert am Paradigma des französischen Populärromans. Frankfurt am Main, Bern: Lang.
- Murphy, James E. (1974): The new journalism. A critical perspective. Austin (TX): Association for Education in Journalism.
- Natori, Motoki (1994): Das Sozialsystem Literatur und die Handlungsrolle „Verarbeitung“. Skizze des Problems und einige theoretische Überlegungen. In: Barsch, Achim/Rusch, Gebhard/Viehoff, Reinhold (Hrsg.): Empirische Literaturwissenschaft in der Diskussion. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 123-137.

- Neuberger, Christoph (1996): Journalismus als Problembearbeitung. Objektivität und Relevanz in der öffentlichen Kommunikation. Konstanz: UVK-Medien.
- Neuberger, Christoph (2004a): Journalismus als systembezogene Akteurkonstellation. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 287-303.
- Neuberger, Christoph (2004b): Grenzgänger im World Wide Web. „Way New Journalism“ und nonfiktionales Erzählen im Internet. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 416-439.
- Neuberger, Christoph (2004c): Qualität im Online-Journalismus. In: Beck, Klaus/Schweiger, Wolfgang/Wirth, Werner (Hrsg.): Gute Seiten – schlechte Seiten. Qualität in der computervermittelten Kommunikation. München: Reinhard Fischer, S. 32-57.
- Neuberger, Christoph/Nuernbergk, Christian/Rischke, Melanie (Hrsg.) (2009): Journalismus im Internet. Profession – Partizipation – Technisierung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Neuhaus, Stefan (1992): Zwischen Beruf und Berufung. Untersuchungen zu Theodor Fontanes journalistischen Arbeiten über Großbritannien. In: Fontane Blätter, 54, S. 75-87.
- Neuhaus, Stefan (1998): Und nichts als die Wahrheit? Wie der Journalist Fontane Erlebtes wiedergab. In: Fontane Blätter, 65-66, S. 188-213.
- Neuhaus, Stefan (2003a): Von Texten, Menschen und Medien. Die Literaturwissenschaft und ihr Gegenstand. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 11-21.
- Neuhaus, Stefan (2003b): Vom Sinn und Unsinn der Literaturkritik. Mit einigen grundsätzlichen Überlegungen zum Verhältnis von Literatur und Journalismus. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 53-72.
- Neuhaus, Stefan (2003c): Erich Kästner zwischen Literatur und Journalismus. Konzeptionelle Gemeinsamkeiten der Weltbühnen-Beiträge bis 1933. In: Oswalt, Stefanie (Hrsg.): Die Weltbühne. Zur Tradition und Kontinuität demokratischer Publizistik. St. Ingbert: Röhrig, S. 85-98.
- Neuhaus, Stefan (2004): Literaturkritik. Eine Einführung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Neuhaus, Stefan (2005): Das Feuilleton als Ort für literarische Streitigkeiten. Als die Kritiker selbst noch Schriftsteller waren. In: *Journalistik Journal*, 8 (1), S. 28-29.
- Neuhaus, Stefan/Selbmann, Rolf/Unger, Thorsten (Hrsg.) (1999): Ernst Toller und die Weimarer Republik. Ein Autor im Spannungsfeld von Literatur und Politik. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Neumann, Helga/Neumann, Manfred (2003): Maximilian Harden (1861-1927). Ein unerschrockener deutsch-jüdischer Kritiker und Publizist. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Newton, K. M. (Hrsg.) (1997): *Twentieth-century literary theory. A reader. Second edition.* Houndmills, London: Macmillan.
- Niefanger, Susanne (1997): *Schreibstrategien in Moralischen Wochenschriften. Formalstilistische, pragmatische und rhetorische Untersuchungen am Beispiel von Gottscheds „Vernünftigen Tadlerinnen“.* Tübingen: Niemeyer.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1980): *Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut.* München: Piper.
- Nöllke, Matthias (1994): *Daniel Spitzers Wiener Spaziergänge. Liberales Feuilleton im Zeitungskontext.* Frankfurt am Main etc.: Lang.
- Nünning, Ansgar (1998a): *Vom Nutzen und Nachteil wissenschaftlicher Theorien, Modelle und Methoden für das Studium: Eine Einführung in eine studentInnenorientierte Einführung.* In: ders. (Hrsg.): *Literaturwissenschaftliche Theorien, Modelle und Methoden. Eine Einführung.* Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, S. 1-12.
- Nünning, Ansgar (Hrsg.) (1998b): *Literaturwissenschaftliche Theorien, Modelle und Methoden. Eine Einführung.* Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier.
- Nünning, Ansgar (Hrsg.) (2001): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage.* Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (2007): *Grundkurs anglistisch-amerikanische Literaturwissenschaft.* Stuttgart: Klett.
- Obenaus, Sibylle (1986): *Literarische und politische Zeitschriften 1830-1848.* Stuttgart: Metzler.
- Oberkampf, Walter (1934): *Die zeitungskundliche Bedeutung der moralischen Wochenschriften. Ihr Wesen und ihre Bedeutung. Nach den Quellen mit einer Bibliographie.* Dresden: Risse.

- Orfei, Nadja-Irena (2007): *Wiener Spaziergänge mit Wagner*. Daniel Spitzers satirischer Blick auf Richard Wagner. Dissertation Universität Freiburg (CH).
- Ormrod, John (1990): Lesegesellschaften und das „Sozialsystem Literatur“: Überlegungen zur Flexibilisierung des Theoriemodells der Münchener Forschergruppe (MFG). In: Dimpfl, Monika/Jäger, Georg (Hrsg.): *Zur Sozialgeschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert*. Einzelstudien, Teil II. Tübingen: Niemeyer, S. 1-24.
- Ott, Klaus/Ramelsberger, Annette (2000): Der Fall Tom Kummer. Eine Dokumentation in eigener Sache. In: *Süddeutsche Zeitung vom 27./28. Mai 2000*, S. 21-22.
- Pasternack, Gerhard (1975): *Theoriebildung in der Literaturwissenschaft*. Einführung in Grundfragen des Interpretationspluralismus. München: Fink.
- Patka, Marcus G. (1997): *Egon Erwin Kisch. Stationen im Leben eines streitbaren Autors*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Pätzold, Ulrich (2008): Die Kluft der Kulturen. Über die Paradoxie, dass eine Wissenschaft ihren Gegenstand nicht kennt. In: Pörksen, Bernhard/Loosen, Wiebke/Scholl, Armin (Hrsg.): *Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 679-694.
- Pauly, John J. (1990): The politics of the New Journalism. In: Sims, Norman (Hrsg.): *Literary journalism in the twentieth century*. New York, Oxford: Oxford University Press, S. 110-129.
- Pauly, John J. (2011): Literary journalism and the drama of civic life. Keynote address, IALJS, Brussels, Belgium. May 13, 2011. In: *Literary Journalism Studies*, 3 (2), S. 73-82.
- Peirce, Charles S. (2000): *Semiotische Schriften*. 3 Bde. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Platon (1963): *Ion*. Hrsg. v. Hellmut Flashar. München: Heimeran.
- Plumpe, Gerhard (1993): *Ästhetische Kommunikation der Moderne*. 2 Bde. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Plumpe, Gerhard (1995): *Epochen moderner Literatur*. Ein systemtheoretischer Entwurf. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Plumpe, Gerhard/Werber, Niels (1993): *Literatur ist codierbar*. Aspekte einer systemtheoretischen Literaturwissenschaft. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): *Literaturwissenschaft und Systemtheorie*. Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-43.
- Plumpe, Gerhard/Werber, Niels (Hrsg.) (1995): *Beobachtungen der Literatur*. Aspekte einer polykontextualen Literaturwissenschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Polt-Heinzl, Evelyne/Scheichl, Sigurd Paul (Hrsg.) (2007): *Der Untertreiber schlechthin*. Studien zu Alfred Polgar. Mit unbekanntenen Briefen. Wien: Löcker.
- Pörksen, Bernhard (2004a): Die Tempojahre. Merkmale des deutschsprachigen New Journalism am Beispiel der Zeitschrift *Tempo*. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Grenzgänger. Formen des New Journalism*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 307-336.
- Pörksen, Bernhard (2004b): Das Problem der Grenze. Die hintergründige Aktualität des New Journalism – eine Einführung. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Grenzgänger. Formen des New Journalism*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15-28.
- Pörksen, Bernhard (2007): Apologie eines Fälschers. Die Memoiren des Borderline-Journalisten Tom Kummer. In: *Publizistik*, 52 (3), S. 405-408.
- Pörksen, Bernhard (2010): The Milieu of a Magazine: *Tempo* as an Exponent of German New Journalism. In: *Literary Journalism Studies*, 2 (1), S. 9-29.
- Porombka, Stephan (2006): *Kritiken schreiben. Ein Trainingsbuch*. Konstanz: UVK.
- Porombka, Stephan/Schmundt, Hilmar (2004): *Dandy, Diva & Outlaw. Die Inszenierungen des New Journalism*. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Grenzgänger. Formen des New Journalism*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 222-248.
- Porombka, Stephan/Schütz, Erhard (Hrsg.) (2008): *55 Klassiker des Kulturjournalismus*. Berlin: Siebenhaar.
- Pöttker, Horst (2000a): Kompensation von Komplexität. Journalismustheorie als Begründung journalistischer Qualitätsmaßstäbe. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 373-390.
- Pöttker, Horst (2000b): Journalismus, Journalistik, Soziologie. In: *Soziologische Revue*, 23 (4), S. 444-456.
- Pöttker, Horst (2000c): Heines Tagesberichte für die „Allgemeine Zeitung“. Ein Beitrag zu Geschichte und Bestimmung der Reportage. In: Jarren, Otfried/Kopper, Gerd G./Toepser-Ziegert, Gabriele (Hrsg.): *Zeitung. Medium mit Vergangenheit und Zukunft. Eine Bestandsaufnahme*. München: K. G. Saur, S. 27-46.
- Pöttker, Horst (2005): Comments on the German tradition of news journalism. In: Høyer, Svennik/Pöttker, Horst (Hrsg.): *Diffusion of the news paradigm 1850-2000*. Göteborg: Nordicom, S. 139-145.

- Pöttker, Horst (2006): Öffentlichkeit. In: Bentele, Günter/Brosius, Hans-Bernd/Jarren, Otfried (Hrsg.): Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 205-206.
- Pöttker, Horst (2008): Modellfall Heinrich Heine. Über das Verhältnis von Journalismus und Schriftstellertum in Deutschland. In: Hahn, Oliver/Schröder, Roland (Hrsg.): Journalistische Kulturen. Internationale und interdisziplinäre Theoriebausteine. Köln: Halem, S. 56-75.
- Pöttker, Horst (2010): Der Beruf zur Öffentlichkeit. Über Aufgabe, Grundsätze und Perspektiven des Journalismus in der Mediengesellschaft aus der Sicht praktischer Vernunft. In: Publizistik, 55 (2), S. 107-128.
- Pöttker, Horst/Kornilov, Evgenij A. (2010): Genre-Systematik. In: Bespalova, Alla G./Kornilov, Evgenij A./Pöttker, Horst (Hrsg.): Journalistische Genres in Deutschland und Russland. Handbuch. Köln: Halem, S. 46-52.
- Prokosch, Erdmute (1985): Egon Erwin Kisch. Reporter einer rasenden Zeit. Bonn: Keil.
- Propp, Vladimir (1972): Morphologie des Märchens. München: Hanser.
- Prutz, Robert E. (1971): Geschichte des deutschen Journalismus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg.
- Pürer, Heinz/Raabe, Johannes (1996): Medien in Deutschland. Band 1: Presse. 2. Auflage. Konstanz: UVK-Medien.
- Quandt, Thorsten (2005): Journalisten im Netz. Eine Untersuchung journalistischen Handelns in Online-Redaktionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Quaresima, Leonardo (1994): Der Schatten, die Stimme. Joseph Roth als Filmkritiker. In: Kessler, Michael/Hackert, Fritz (Hrsg.): Joseph Roth. Interpretation – Kritik – Rezeption. 2. Auflage. Tübingen: Stauffenburg, S. 245-259.
- Queißer, Günter (1964): Die Komposition der Kisch-Reportage. Dissertation Universität Leipzig.
- Raabe, Johannes (2003): Die Soziologie Pierre Bourdieus und die Journalismusforschung. Auftakt oder Abgesang? In: Publizistik, 48 (4), S. 470-474.
- Raabe, Johannes (2005): Die Beobachtung journalistischer Akteure. Optionen einer empirisch-kritischen Journalismusforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rauschenberg, Monica (1989): „La Balance“ oder die Kunst des Lebens. Zur Integration von Sozialkritik und Ästhetik in Ludwig Börnes Schriften. Frankfurt am Main etc.: Lang.

- Reichertz, Jo (2005): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. In: Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. Konstanz: UVK, S. 571-579.
- Reimann, Benedict (2006): Literatur und Journalismus. Die „Geschichte des deutschen Journalismus“ (1845) von Robert Eduard Prutz – Zwischen Literaturgeschichtsschreibung und dem Kampf um Pressefreiheit. In: Averbek, Stefanie/Kutsch, Arnulf/Voigt, Susanne (Hrsg.): Großbothener Vorträge zur Kommunikationswissenschaft VII. Bremen: Edition Lumière, S. 37-62.
- Reinhardt, Christoph (1997): Der Sinn der fiktionalen Wirklichkeiten. Ein systemtheoretischer Entwurf zur Ausdifferenzierung des englischen Romans vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Heidelberg: Winter.
- Reinhardt, Christoph (2003): Romantische Kommunikation. Zur Kontinuität der Romantik in der Kultur der Moderne. Heidelberg: Winter.
- Rommel-Gortat, Barbara (1991): Deutscher Journalismus im Vormärz. Die Pariser Berichterstattung der „Allgemeinen Zeitung“ von 1840 bis 1843 und Heinrich Heines „Lutezia“. Dissertation Universität Düsseldorf.
- Renger, Rudi (2000): Populärer Journalismus. Nachrichten zwischen Fakten und Fiktion. Innsbruck etc.: Studien-Verlag.
- Renger, Rudi (2004): Journalismus als kultureller Diskurs. Grundlagen der Cultural Studies als Journalismustheorie. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 359-371.
- Reporter Forum (2007): Über uns. URL: <http://www.reporter-forum.de/index.php?id=9>
- Requate, Jörg (1995): Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Reus, Gunter (1999): Ressort: Feuilleton. Kulturjournalismus für Massenmedien. 2., überarbeitete Auflage. Konstanz: UVK-Medien.
- Reus, Gunter (2002): „Zum Tanze freigegeben“. Fiktion im seriösen Journalismus – ein illegitimes Verfahren? In: Baum, Achim/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten. Konstanz: UVK, S. 77-89.
- Reus, Gunter (2003): Ironie als Widerstand. Heinrich Heines frühe Feuilletons *Briefe aus Berlin* und ihre Bedeutung für den modernen Journalismus. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus,

- Stefan (Hrsg.): Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 159-172.
- Reus, Gunter (2004): Mit doppelter Zunge. Tom Kummer und der New Journalism. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 249-266.
- Ricœur, Paul (1973): Hermeneutik und Strukturalismus. München: Kösel.
- Ricœur, Paul (1974): Hermeneutik und Psychoanalyse. München: Kösel.
- Rieder, Thomas (2009): Die Sozialreportage im Kontext von Beobachtung, Beschreibung und Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Versuch einer interdisziplinären Entwicklungsgeschichte. Diplomarbeit Universität Wien.
- Riesenfellner, Stefan (1987): Der Sozialreporter. Max Winter im alten Österreich. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Roll, Evelyn (2004): Der Großkritiker. Alfred Kerr 1867-1948. In: Jakobs, Hans-Jürgen/Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus. Wien: Picus, S. 101-105.
- Roß, Dieter (2004): Fakten und/oder Fiktionen. Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Journalismus und Literatur in Deutschland. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 74-99.
- Rossmann, Andreas (2010): Grand Tour der schweren Industrie. Im Jahr 1928 durchstreifte Heinrich Hauser das Ruhrgebiet, das er als „Schwarzes Revier“ erfuhr. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25. September 2010, S. Z3.
- Rühl, Manfred (1969): Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System. Bielefeld: Bertelsmann Universitätsverlag.
- Rühl, Manfred (1980): Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf. Mainz: von Hase & Koehler.
- Rühl, Manfred (1989): Organisatorischer Journalismus. Tendenzen der Redaktionsforschung. In: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 253-269.
- Rühl, Manfred (1992): Theorie des Journalismus. In: Burkart, Roland/Hömberg, Walter (Hrsg.): Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung. Wien: Braumüller, S. 117-133.
- Rühl, Manfred (1993): Marktpublizistik. Oder: Wie alle – reihum – Presse und Rundfunk bezahlen. In: Publizistik, 38 (2), S. 125-152.

- Rühl, Manfred (1999): Publizieren, damit wir ehrlichen Leute die Welt verstehen: Kaspar Stieler. In: ders.: Publizieren. Eine Sinngeschichte der öffentlichen Kommunikation. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 91-102.
- Rühl, Manfred (2004): Des Journalismus vergangene Zukunft. Zur Emergenz der Journalistik. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 69-85.
- Rühl, Manfred (2008): Journalism in a globalizing world society. A societal approach to journalism research. In: Löffelholz, Martin/Weaver, David [H.] (Hrsg.): Global journalism research. Theories, methods, findings, future. Malden (MA), Oxford (UK), Carlton (AUS): Blackwell, S. 28-38.
- Rühl, Manfred (2011): Journalistik und Journalisten im Wandel. Eine kommunikationswissenschaftliche Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ruhrmann, Georg (1989): Rezipient und Nachricht. Struktur und Prozeß der Nachrichtenrekonstruktion. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rusch, Gebhard (1991): Zur Systemtheorie und Phänomenologie von Literatur. In: SPIEL – Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft, 10 (2), S. 305-339.
- Rusch, Gebhard (1994): Systemtheorien in der germanistischen Literaturgeschichtsschreibung. Siegen: LUMIS.
- Ruß-Mohl, Stephan (1994): Der I-Faktor. Qualitätssicherung im amerikanischen Journalismus – Modell für Europa? Zürich: Edition Interfrom, Osnabrück: Fromm.
- Ruß-Mohl, Stephan (2009): Kreative Zerstörung. Niedergang und Neuerfindung des Zeitungsjournalismus in den USA. Konstanz: UVK.
- Russell, Jennifer M. (2012): "A savage place!" Hunter S. Thompson and his pleasure dome. In: Literary Journalism Studies, 4 (1), S. 51-84.
- Ryan, Michael (Hrsg.) (2011): The encyclopedia of literary and cultural theory. Malden (MA), Oxford, Chichester: Wiley-Blackwell.
- Said, Edward W. (1978): Orientalism. New York: Pantheon.
- Said, Edward W. (1993): Culture and imperialism. New York: Knopf.
- Sarkowicz, Hans (1999): Nachrichten vom Tage. Erich Kästners publizistisches Werk bis 1933. In: Wegner, Manfred (Hrsg.): „Die Zeit fährt Auto“. Erich Kästner zum 100. Geburtstag. Berlin, München: Deutsches Historisches Museum und Münchener Stadtmuseum, S. 33-44.

- Saussure, Ferdinand de (1931): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hrsg. v. Charles Bally und Albert Sechehaye. Berlin: de Gruyter.
- Saxer, Ulrich (1992): Strukturelle Möglichkeiten und Grenzen von Medien- und Journalismusethik. In: Haller, Michael/Holzhey, Helmut (Hrsg.): Medien-Ethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 104-128.
- Scherpe, Klaus R. (1982a): Einleitung. In: ders. (Hrsg.): In Deutschland unterwegs. Reportagen, Skizzen, Berichte 1945-1948. Stuttgart: Reclam, S. 9-25.
- Scherpe, Klaus R. (1982b): Erzwungener Alltag. Wahrgenommene und gedachte Wirklichkeit in der Reportageliteratur der Nachkriegszeit. In: Hermand, Jost/Peitsch, Helmut/Scherpe, Klaus R. (Hrsg.): Nachkriegsliteratur in Westdeutschland 1945-49. Schreibweisen, Gattungen, Institutionen. Berlin: Argument, S. 35-102.
- Schilling, Michael (1990): Bildpublizistik der frühen Neuzeit. Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700. Tübingen: Niemeyer.
- Schlenstedt, Dieter (1959): Die Reportage bei Egon Erwin Kisch. Berlin: Rütten & Loening.
- Schlenstedt, Dieter (1985): Egon Erwin Kisch. Leben und Werk. Berlin: Volk und Wissen.
- Schmidt, Siegfried J. (1984): Vom Text zum Literatursystem. Skizze einer konstruktivistischen Empirischen Literaturwissenschaft. Siegen: Institut für Empirische Literatur- und Medienforschung.
- Schmidt, Siegfried J. (1989): Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmidt, Siegfried J. (1993a): Kommunikationskonzepte für eine systemorientierte Literaturwissenschaft. In: ders. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 241-268.
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1993b): Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schmidt, Siegfried J. (1995): Konstruktivismus, Systemtheorie und Empirische Literaturwissenschaft. Anmerkungen zu einer laufenden Debatte. In: de Berg, Henk/Prangel, Matthias (Hrsg.): Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus. Tübingen, Basel: Francke, S. 213-245.
- Schmidt, Siegfried J. (1996): „System“ und „Beobachter“: Zwei wichtige Konzepte in der (künftigen) literaturwissenschaftlichen Forschung. In: Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hrsg.): Systemtheorie der Literatur. München: Fink, S. 106-133.
- Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (1994): Mediengattungen, Berichterstattungsmuster, Darstellungsformen. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried

- fried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 212-236.
- Schneider, Hubertus (1984): Alfred Kerr als Theaterkritiker. Untersuchung zum Wertsystem des Kritikers. Rheinfelden: Schäuble.
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (2005): Methoden der empirischen Sozialforschung. 7., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. München, Wien: Oldenbourg.
- Schochet, Simon Samuel (1950): Dr. Theodor Herzl als Journalist, Schriftsteller, Staatsmann. Dissertation Universität München.
- Schoeps, Julius H. (1995): Theodor Herzl und die Dreyfus-Affäre. Wien: Picus.
- Scholl, Armin (1996): Sampling journalists. In: Communications, 21 (3), S. 331-343.
- Scholl, Armin/Weischenberg, Siegfried (1998): Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schönbach, Klaus (1977): Trennung von Nachricht und Meinung. Freiburg, München: Alber.
- Schulenburg, Ulrich N. (Hrsg.) (2001): Der unsterbliche Österreicher. Wien: Löcker.
- Schulz, Michael (2009): Der „rasende Reporter“ Egon Erwin Kisch. Entwicklung vom neu-sachlichen Flaneur zum politisch agitierenden Berichterstatter. Hamburg: Diplomica-Verlag.
- Schulz, Rüdiger (1974): Entscheidungsstrukturen der Redaktionsarbeit. Eine vergleichende empirische Analyse des redaktionellen Entscheidungshandelns bei regionalen Abonnementzeitungen. Dissertation Universität Mainz.
- Schulz, Winfried (1976): Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung. Freiburg, München: Alber.
- Schütz, Erhard (Hrsg.) (1974): Reporter und Reportagen. Texte zur Theorie und Praxis der Reportage der zwanziger Jahre. Ein Lesebuch. Gießen: Achenbach.
- Schütz, Erhard (1976): Facetten zur Vorgeschichte der Reportage. Kritik eines operativen Genres an seinen Traditionsversuchen. In: Hübner, Raoul/Schütz, Erhard (Hrsg.): Literatur als Praxis. Aktualität und Tradition operativen Schreibens. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 44-70.
- Schütz, Erhard (1977): Kritik der literarischen Reportage. Reportagen und Reiseberichte aus der Weimarer Republik über die USA und die Sowjetunion. München: Fink.
- Schütz, Erhard (1979a): Einleitung. In: ders. (Hrsg.): Die literarische Reportage. Ein Arbeitsbuch. Frankfurt am Main: Diesterweg, S. 1-26.
- Schütz, Erhard (Hrsg.) (1979b): Die literarische Reportage. Ein Arbeitsbuch. Frankfurt am Main: Diesterweg.

- Schütz, Erhard (1992): „Dichter der Gesellschaft“. Neuer deutscher Journalismus oder Für eine erneuerte Asphaltliteratur. In: Text + Kritik, 113, S. 63-71.
- Schütz, Erhard (1995): Tucholskys Erben oder Wiener Wiederkehr? Versuch einer Terrainerkundung zur Literatur von Leben & Stil: Biller, Droste, Goldt und andere. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik, XXVII (1), S. 101-122.
- Schwanitz, Dietrich (1990a): Systemtheorie und Literatur. Ein neues Paradigma. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schwanitz, Dietrich. (1990b): Selbstreferentielle Systeme. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 20 (77), S. 100-125.
- Schwanitz, Dietrich (1993): Systemtheoretischer Handlungsbegriff und literarische Kommunikation. In: SPIEL – Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft, 12 (1), S. 72-80.
- Schwedler, Rainer (1973): Das Werk Alfred Polgars. Die Spiegelung der politischen und sozialen Realität in der Kurzprosa des Wiener Feuilletonisten. Dissertation Universität Hamburg.
- Seibt, Gustav (2004): Druckfahnen der Freiheit. Ludwig Börne 1786-1837. In: Jakobs, Hans-Jürgen/Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus. Wien: Picus, S. 52-57.
- Selbherr, Gabriele (1995): Max Winter – sein Wort sprach für Freiheit und Recht; seine Feder diente den Verkannten und Enterbten; sein Herz aber schlug für die Kinder. Diplomarbeit Universität Wien.
- Selected bibliography of scholarship and criticism examining literary journalism, updated March 1, 2012. URL: http://www.davidabrahamson.com/WWW/IALJS/LJS_Biblio_v120301.pdf
- Sexl, Martin (Hrsg.) (2004): Einführung in die Literaturtheorie. Wien: WUV.
- Shaber, Sarah R. (1980): Hemingway's literary journalism. The Spanish Civil War Dispatches. In: Journalism Quarterly, 57 (3), S. 420-424, 535.
- Siegel, Christian (1973): Egon Erwin Kisch. Reportage und politischer Journalismus. Bremen: Schünemann.
- Siegel, Christian (1978): Die Reportage. Stuttgart: Metzler.
- Sill, Oliver (2001): Literatur in der funktional differenzierten Gesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven auf ein komplexes Phänomen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Simfors, Per (2009): Extrakte des Schweigens. Zu Sprache und Stil bei Peter Altenberg. Tübingen: Stauffenburg.

- Sims, Norman (1984a): The literary journalists. In: ders. (Hrsg.): The literary journalists. New York: Ballantine Books, S. 3-25.
- Sims, Norman (Hrsg.) (1984b): The literary journalists. New York: Ballantine Books.
- Sims, Norman (Hrsg.) (1990): Literary journalism in the twentieth century. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Sims, Norman (2007): True stories. A century of literary journalism. Evanston (IL): Northwestern University Press.
- Sims, Norman/Kramer, Mark (Hrsg.) (1995): Literary journalism. A new collection of the best American nonfiction. New York: Ballantine.
- Sittner, Gernot (Hrsg.) (2007): Die Seite Drei. Reportagen aus fünf Jahrzehnten. 2., überarbeitete Auflage. München: Süddeutsche Zeitung.
- Sondermann, Ernst Friedrich (1983): Karl August Böttiger. Literarischer Journalist der Goethezeit in Weimar. Bonn: Bouvier.
- Sontag, Susan (Hrsg.) (1982): A Barthes reader. New York: Hill and Wang.
- Sösemann, Bernd (2000): Politik im Feuilleton – Feuilleton in der Politik. Überlegungen zur kommunikationshistorischen Bedeutung literarischer Texte und zu ihrer medienwissenschaftlichen Interpretation. In: Kauffmann, Kai/Schütz, Erhard (Hrsg.): Die lange Geschichte der Kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung. Berlin: Weidler, S. 40-59.
- Spangenberg, Peter M. (1993): Stabilität und Entgrenzung von Wirklichkeiten. Systemtheoretische Überlegungen zu Funktion und Leistung der Massenmedien. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 66-100.
- Staab, Joachim Friedrich (1990): Nachrichtenwert-Theorie. Formale Struktur und empirischer Gehalt. Freiburg, München: Alber.
- Stalder, Helmut (2003): Siegfried Kracauer. Das journalistische Werk in der „Frankfurter Zeitung“ 1921-1933. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Stangl, Julius (2005): Armut im Journalismus. Der Beginn der Sozialreportage im Österreich des 19. Jahrhunderts. Diplomarbeit Universität Wien.
- Stanitzek, Georg (2000): Systemtheorie? Anwenden? In: Brackert, Helmut/Stückrath, Jörn (Hrsg.): Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs. Sechste Auflage. Reinbek: Rowohlt, S. 650-664.
- Stanzel, Franz K. (1979): Theorie des Erzählens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Staub, Harald (2007): Sex, Partys und Zeitungspapier. Die Zeiten waren nie besser, um anspruchsvolle Magazine zu machen. Nicht viele hätten darauf gewettet, dass sogenannte

- Independent-Magazine überhaupt so lange überleben. Gibt es ein Erfolgsgeheimnis? Ein Interview mit drei Herausgebern. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 30. Dezember 2007, S. 33.
- Stieler, Kaspar (1969): *Zeitungs Lust und Nutz*. Bremen: Schünemann.
- Stöber, Rudolf (2005): *Deutsche Pressegeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 2., überarbeitete Auflage. Konstanz: UVK.
- Stöckmann, Ingo (2001): *Vor der Literatur. Eine Evolutionstheorie der Poetik Alteuropas*. Tübingen: Niemeyer.
- Studnitz, Cecilia von (1983): *Kritik des Journalisten. Ein Berufsbild in Fiktion und Realität*. München etc.: K. G. Saur.
- Studnitz, Cecilia von (2003): Ist die Wirklichkeit Fiktion oder ist die Fiktion Wirklichkeit? Gedanken zum Bild des Journalisten in der Literatur. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 73-89.
- Suleiman, Susan R./Crosman, Inge (Hrsg.) (1980): *The reader in the text. Essays on audience and interpretation*. Princeton (NJ): Princeton University Press.
- Tauschke, Christian (1997): „Vivisektion der Zeit“. Studien zur Darstellung und Kritik der Zeitgeschichte in Publizistik und Romanwerk Erik Regers (1924-1932). Hamburg: Kovac.
- Thompson, Edward P. (1963): *The making of the English working class*. London: Gollancz.
- Timmerberg, Helge (1988): Das Glück des Süchtigen. Helge Timmerberg über Gonzo-Journalismus. In: *Medium Magazin*, 3 (2), S. 18-19.
- Todorow, Almut (1994): Brechungen. Joseph Roth und das Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“. In: Kessler, Michael/Hackert, Fritz (Hrsg.): *Joseph Roth. Interpretation – Kritik – Rezeption*. 2. Auflage. Tübingen: Stauffenburg, S. 373-384.
- Tomczuk, Dorota (2008): *Das Paradigma des Lebens im feuilletonistischen Werk Victor Auburtins und Alfred Polgars*. Lublin: Wydawnictwo KUL.
- Tompkins, Jane P. (Hrsg.) (1980): *Reader-response criticism. From formalism to post-structuralism*. Baltimore (MD) etc.: Johns Hopkins University Press.
- Treglown, Jeremy/Bennett, Bridget (1998): Introduction. In: dies. (Hrsg.): *Grub Street and the Ivory Tower. Literary Journalism and Literary Scholarship from Fielding to the Internet*. Oxford: Clarendon, S. ix-xi.
- Unger, Thorsten (2003): *Erlebniszfähigkeit, unbefangene Zeugenschaft und literarischer Anspruch. Zum Reportagekonzept von Egon Erwin Kisch und seiner Durchführung in Para-*

- dies Amerika*. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 171-194.
- Unterstöger, Hermann (2004): *Das Schwein im Menschen. Karl August Böttiger 1760-1835*. In: Jakobs, Hans-Jürgen/Langenbacher, Wolfgang R. (Hrsg.): *Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus*. Wien: Picus, S. 42-46.
- Vaßen, Florian (1971): *Georg Weerth. Ein politischer Dichter des Vormärz und der Revolution von 1848/49*. Stuttgart: Metzler.
- Vaydat, Pierre (Hrsg.) (1991): *Die „Neue Sachlichkeit“. Lebensgefühl oder Markenzeichen?* Lille: Université Charles de Gaulle.
- Veeser, H. Aram (Hrsg.) (1989): *The New Historicism*. New York, London: Routledge.
- Vogl, Erich (2004): *Literarischer Journalismus und die Zeitung. Eine historische und empirische Annäherung mit besonderer Berücksichtigung des Feuilletons und der Reportage*. München: GRIN.
- Vogt, Klaus (1953): *Joseph Görres. Ein Journalist wird zum Gewissen der Nation*. Berlin: Kongress-Verlag.
- Vogt, Michael (Hrsg.) (1999): *Georg Weerth und das Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung“*. Bielefeld: Aisthesis.
- Vollgraf, Carl-Erich (Hrsg.) (2006): *Die Journalisten Marx und Engels. Das Beispiel Neue Rheinische Zeitung*. Berlin, Hamburg: Argument.
- Wachten, Johannes (1991): *Theodor Herzl. Zionismus und Journalismus*. In: Grözinger, Karl Erich (Hrsg.): *Judentum im deutschen Sprachraum*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 357-370.
- Wagener, Benjamin (2003): *Inländische Perspektivierungen. Erich Kästner als Feuilletonist der Neuen Zeitung*. In: Blöbaum, Bernd/Neuhaus, Stefan (Hrsg.): *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 195-226.
- Wagner, Rudolph G. (1992): *Inside a service trade. Studies in contemporary Chinese prose*. Cambridge (MA): Council on East Asian Studies, Harvard University.
- Wallisch, Gianluca (2000): *Kreative Wirklichkeit. In den sechziger Jahren forderten einige junge Autoren den Journalismus heraus. Mit Zeitgeist-Themen, literarischen Elementen und subjektiver Darstellung vermitteln sie Lebensgefühl statt Fakten*. In: *Message*, (2), S. 84-89.
- Wallisch, Gianluca (2004): *Gehetzte Erben, hektische Epigonen. Spurenelemente des New Journalism in amerikanischen und britischen Zeitschriften*. In: Bleicher, Joan Kristin/

- Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Grenzgänger. Formen des New Journalism*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 361-394.
- Wallisch, Gianluca (2005): *New Journalism*. In: Weischenberg, Siegfried/Kleinstüber, Hans J./Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Handbuch Journalismus und Medien*. Konstanz: UVK, S. 320-322.
- Warning, Rainer (Hrsg.) (1975): *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. München: Fink.
- Webb, Joseph M. (1974): *Historical perspective on the New Journalism*. In: *Journalism History*, 1 (2), S. 38-42, 60.
- Weber, Johannes (1992): *Unterthenige Supplication Johann Caroli/Buchtruckers. Der Beginn gedruckter politischer Wochenzeitungen im Jahre 1605*. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, 38, S. 257-265.
- Weber, Johannes (1999): *Der große Krieg und die frühe Zeitung. Gestalt und Entwicklung der deutschen Nachrichtenpresse in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts*. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 1, S. 23-61.
- Weber, Johannes (2005): *Straßburg 1605: Die Geburt der Zeitung*. In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*, 7, S. 3-26.
- Weber, Max (2001): *Vorbericht über eine vorgeschlagene Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens*. In: Pöttker, Horst (Hrsg.): *Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Auftrag. Klassiker der Sozialwissenschaft über Journalismus und Medien*. Konstanz: UVK, S. 316-325.
- Weber, Ronald (Hrsg.) (1974): *The reporter as artist. A look at the New Journalism controversy*. New York: Hastings House.
- Weber, Ronald (1980): *The literature of fact. Literary nonfiction in American writing*. Athens (OH): Ohio University Press.
- Weinzierl, Ulrich (1985): *Alfred Polgar. Eine Biographie*. Wien etc.: Löcker.
- Weischenberg, Siegfried (1982): *Journalismus in der Computergesellschaft. Informatisierung, Medientechnik und die Rolle der Berufskommunikatoren*. München etc.: K. G. Saur.
- Weischenberg, Siegfried (1983): *Investigativer Journalismus und „kapitalistischer Realismus“*. Zu den Strukturbedingungen eines anderen Paradigmas der Berichterstattung. In: *Rundfunk und Fernsehen*, 31 (3-4), S. 349-369.
- Weischenberg, Siegfried (2002): *Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Band 2: Medientechnik, Medienfunktionen, Medienakteure*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

- Weischenberg, Siegfried (2004): *Journalistik. Medienkommunikation: Theorie und Praxis. Band 1: Mediensysteme – Medienethik – Medieninstitutionen*. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weischenberg, Siegfried (2012): *Max Weber und die Entzauberung der Medienwelt. Theorien und Querelen – eine andere Fachgeschichte*. Wiesbaden: Springer VS.
- Weischenberg, Siegfried/Malik, Maja/Scholl, Armin (2006): *Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland*. Konstanz: UVK.
- Weischenberg, Siegfried/von Bassewitz, Susanne/Scholl, Armin (1989): *Konstellationen der Aussagenentstehung. Zur Handlungs- und Wirkungsrelevanz journalistischer Kommunikationsabsichten*. In: Kaase, Max/Schulz, Winfried (Hrsg.): *Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 280-300.
- Welke, Martin (2008): *Johann Carolus und der Beginn der periodischen Tagespresse. Versuch, einen Irrweg der Forschung zu korrigieren*. In: Welke, Martin/Wilke, Jürgen (Hrsg.): *400 Jahre Zeitung. Die Entwicklung der Tagespresse im internationalen Kontext*. Bremen: Edition Lumière, S. 9-122.
- Weller, Björn Uwe (1970): *Maximilian Harden und die „Zukunft“*. Bremen: Schünemann.
- Welling, Peter (1999): *Zwischen Kulturkritik und Melancholie. Peter Altenberg und die Wiener Jahrhundertwende*. Stuttgart: Heinz.
- Werber, Niels (1992): *Literatur als System. Zur Ausdifferenzierung literarischer Kommunikation*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Werber, Niels (1996): *Nur Kunst ist Kunst*. In: *Soziale Systeme*, 2 (1), S. 166-177.
- Werber, Niels (2003): *Liebe als Roman. Zur Koevolution intimer und literarischer Kommunikation*. München: Fink.
- Werber, Niels (2004): *Factual Fiction. Zur Differenzierungsgeschichte von Literatur und Journalismus aus systemtheoretischer Perspektive*. In: Bleicher, Joan Kristin/Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Grenzgänger. Formen des New Journalism*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 160-189.
- Werber, Niels (2008): *Niklas Luhmanns Kunst der Gesellschaft – Ein einführender Überblick*. In: Luhmann, Niklas: *Schriften zu Kunst und Literatur*. Hrsg. v. Niels Werber. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 438-476.
- Werber, Niels (Hrsg.) (2011): *Systemtheoretische Literaturwissenschaft. Begriffe – Methoden – Anwendungen*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Westermann, Klaus (1987): *Joseph Roth, Journalist. Eine Karriere 1915-1939*. Bonn: Bouvier.

- Westermann, Klaus (1994): Brot und Butter. Joseph Roth – Arbeitsbedingungen eines Journalisten. In: Kessler, Michael/Hackert, Fritz (Hrsg.): Joseph Roth. Interpretation – Kritik – Rezeption. 2. Auflage. Tübingen: Stauffenburg, S. 395-405.
- White, David Manning (1950): The “gatekeeper”: A case study in the selection of news. In: Journalism Quarterly, 27, S. 383-390.
- Wildhagen, Andreas (1985): Das politische Feuilleton Ferdinand Kürnbergers. Themen und Technik einer literarischen Kleinform im Zeitalter des deutschen Liberalismus in Österreich. Frankfurt am Main etc.: Lang.
- Wilke, Jürgen (1978): Literarische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts (1688-1789). Teil I: Grundlegung. Stuttgart: Metzler.
- Wilke, Jürgen (2008a): Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. 2. durchgesehene und ergänzte Auflage. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Wilke, Jürgen (2008b): Über den Tag hinaus. Journalisten als Buchautoren. In: Communicatio Socialis, 41 (2), S. 171-191.
- Willeke, Stefan (Hrsg.) (2011): Die besten Reportagen aus 65 Jahren ZEIT-Geschehen. Hamburg: Zeitverlag Bucerius.
- Williams, Patrick/Christman, Laura (Hrsg.) (1993): Colonial discourse and postcolonial theory. A reader. New York etc.: Harvester Wheatsheaf.
- Williams, Raymond (1958): Culture and society, 1780-1950. London: Chatto & Windus.
- Williams, Raymond (1961): The long revolution. London: Chatto & Windus.
- Williams, Raymond (1977): Marxism and literature. Oxford: Oxford University Press.
- Wimmer, Gertrud (1969): Johann Gottfried Seumes „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“. Untersuchungen zu Erzähltechnik, Sprachkunst und literarischer Form. Dissertation Universität Wien.
- Winkler, Daniela (1998): Literarischer Journalismus. Ein Porträt der Zeitschrift „Transatlantik“. Magisterarbeit FU Berlin.
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt am Main: Campus.
- Witzel, Andreas (1989): Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundlagen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Heidelberg: Asanger, S. 227-255.
- Woitkewitsch, Thomas (1970): Thomasius „Monatsgespräche“. Eine Charakteristik. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens, 10, Sp. 655-678.
- Wolf, Fritz (2000): Grenzgänger. In: Freitag vom 30. Juni 2000.

- Wolfe, Tom (1973): *The New Journalism*. In: Wolfe, Tom/Johnson, E. W. (Hrsg.): *The New Journalism. With an anthology*. New York etc.: Harper & Row, S. 1-52.
- Wolfe, Tom/Johnson, E. W. (Hrsg.) (1973): *The New Journalism. With an anthology*. New York etc.: Harper & Row.
- Wyss, Vinzenz (2001): *Journalismusforschung*. In: Jarren, Otfried/Bonfadelli, Heinz (Hrsg.): *Einführung in die Publizistikwissenschaft*. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt, S. 259-284.
- Wyss, Vinzenz (2002): *Redaktionelles Qualitätsmanagement. Ziele, Normen, Ressourcen*. Konstanz: UVK.
- Wyss, Vinzenz (2004). *Journalismus als duale Struktur. Grundlagen einer strukturationstheoretischen Journalismustheorie*. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 305-320.
- Young, Harry F. (1971): *Maximilian Harden, Censor Germaniae. Ein Publizist im Widerstreit von 1892 bis 1927*. Münster: Regensburg.
- Zelizer, Barbie (2004): *Taking journalism seriously. News and the academy*. Thousand Oaks (CA), London, New Delhi: Sage.

Personenregister

In das Personenregister wurden aus Gründen der Übersichtlichkeit nur journalistische und literarische Akteure sowie ihre jeweiligen Vorläufer aufgenommen. Für einen Überblick über die zitierten wissenschaftlichen Referenzen sei auf das Quellenverzeichnis in Kapitel 15 verwiesen.

Addison, Joseph	91	Breslin, Jimmy	121
Adler, Victor	107, 109	Brinkmann, Rolf Dieter	124
Adorján, Johanna	140 Fn 42	Brockes, Barthold Heinrich	92
Agee, James	8	Broder, Henryk M.	145-147, 157
Ahlers, Conrad	114	Brunold, Georg	167-169, 180
Altenberg, Peter	105	Büchner, Georg	8, 96
Altmann, Andreas	140, 144-146, 151, 154, 162, 166 Fn 83, 167, 178	Burger, Jörg	128 Fn 37
Amend, Christoph	147 Fn 52, 158	Büscher, Wolfgang	144, 154, 157, 159 Fn 72
Andersch, Alfred	114	Buschheuer, Else	124
Arntz, Jochen	140, 144, 155, 158, 165, 167, 179, 182 Fn 128, 184-185	Capote, Truman ..	8, 67, 74, 121, 143, 155
Auburtin, Victor	105	Cardoso, Bill	120
Bahr, Hermann	105, 123	Carolus, Johann	91
Bertuch, Friedrich Justin	99	Claudius, Matthias	93
Biller, Maxim	70, 123, 127-128, 140 Fn 42, 145, 157, 166, 178	Conover, Ted	8
Bittorf, Wilhelm	114	Cotta, Johann Friedrich	95
Boie, Heinrich Christian	93	Crane, Stephen	8, 75
Börne, Ludwig	8, 86, 95-96	Davis, Richard Harding	74
Böttiger, Karl August	67, 93-94	Defoe, Daniel	86
Brentano, Bernard von	109	Didion, Joan	74
		Diederichsen, Diedrich	70
		Dohm, Christian Konrad Wilhelm von .	93

Döpfner, Mathias	6	Hemingway, Ernest	8, 75, 155
Dreiser, Theodore	74	Hennig von Lange, Alexa	124
Droste, Wiglaf	123	Henrichs, Benjamin	154
Engels, Friedrich	96	Hentschel, Joachim	70
Enzensberger, Hans Magnus ..	69, 96, 122	Herder, Johann Gottfried	93
Fichtner, Ullrich	180	Herodot	98
Fischer, Marc	70, 121, 127, 140 Fn 42, 145	Herr, Michael	74
Fontane, Theodor ..	8, 55, 64, 71, 102-103	Hersey, John	8
Forster, Georg	99, 107	Herzl, Theodor	86, 104
Freyermuth, Gundolf S.	121-122	Hesse, Hermann	106, 123
Frieling-Huchzermeyer, Ute	6	Horx, Matthias	69, 121-122, 127
Frisch, Max	154	Hübsch, Paul-Gerhard	124
Gertz, Holger	144, 185	Hüetlin, Thomas	127
Geyer, Matthias	122	Illies, Florian	69, 124
Glaser, Peter	70	Jäkel, Julia	6
Goethe, Johann Wolfgang	13, 93	Jauer, Marcus	65 Fn 31-32, 124, 140, 150, 154, 158, 165, 170, 172-173, 181-182, 187
Goetz, Rainald	154	Junger, Sebastian	8
Goldt, Max	123	Kämmerling, Christian	125
Gorkow, Alexander	158, 159 Fn 73, 160, 164	Kästner, Erich	55, 64, 71, 106, 113
Görres, Joseph	8, 96	Kempski, Hans-Ulrich	114
Gottsched, Johann Christoph	92-93	Kerr, Alfred	105
Greiner, Ulrich	61 Fn 30	Kidder, Tracy	8
Gülden, Jörg	125	Kisch, Egon Erwin	8, 70-71, 74, 86, 108-110, 113-116, 121, 149, 153-155, 169, 180
Gutzkow, Karl	71, 96	Kister, Kurt	158
Hapgood, Hutchins	75	Klopstock, Friedrich Gottlieb	92-93
Harden, Maximilian	105	Klotzek, Timm	69, 158
Harpprecht, Klaus	114	Koch, Erwin	65 Fn 33, 140, 142, 144- 145, 151, 154, 158-159, 160 Fn 75, 161, 164-166, 169, 171-175, 177, 179, 182-184
Hauptmeier, Ariel	140, 144, 153-154, 163, 165, 167-168, 179-180, 184-185		
Hauser, Heinrich	109		
Heine, Heinrich	8, 55, 64, 71, 86, 96- 98, 100-103, 106-107, 109, 153		

Kopf, Uwe	70	Norris, Frank	74
Kracauer, Jon	8	North, Joseph	74
Kracauer, Siegfried	86, 109, 121	Orwell, George	155
Kracht, Christian	70-71, 124, 127, 144, 147, 160, 173	Osang, Alexander	69, 140 Fn 42, 144, 154, 157, 169
Kramer, Jane	8	Paquet, Alfons	109
Kraus, Karl	61, 71, 106-107, 153	Pezzl, Johann	99
Kreye, Andrian	69, 123, 127	Pfister, René	179-181
Kruse, Kuno	140, 148, 151, 153, 159 Fn 71, 160, 163-165, 168, 172, 179- 180, 184, 187	Plinius der Jüngere	98
Kuh, Anton	105, 153	Polgar, Alfred	86, 105, 110, 123
Kuh, Emil	105	Poschardt, Ulf	69, 125
Kummer, Tom	9, 68, 71, 125, 152, 173	Prause, Gerhard	114
Kurbjuweit, Dirk	144, 157	Raddatz, Fritz J.	64
Kürnberger, Ferdinand	104	Rebmann, Georg Friedrich	99
Lania, Leo	109	Reger, Erik	109, 121
Lebert, Benjamin	69, 124	Reifenberg, Benno	110
Lebert, Stephan	147 Fn 52, 168	Reifenberg, Jan	114
Lessing, Gotthold Ephraim	93	Reitz, Ulrich	6
London, Jack	8	Richter, Hans Werner	114
Lotter, Wolf	140, 143, 146-147, 153, 155, 157-160, 162, 167, 185-186	Roll, Evelyn	154
Mailer, Norman	8, 67, 74, 121	Roth, Joseph	5, 8, 55, 64, 71, 86, 109- 111, 113, 121, 153
Marx, Karl	96	Rückert, Sabine	140, 143, 149, 153, 163, 166, 168-169, 173-174, 177, 181
Mattheson, Johann	91	Sack, Manfred	114
Matussek, Matthias ..	64, 69, 121-122, 179	Schädlich, Hans Joachim	154
McPhee, John	8	Scherer, Marie-Luise	71, 122, 140- 141, 144, 154, 160, 169, 171-172, 175- 177, 187
Meinhardt, Birk	144, 154, 169	Scheuring, Christoph	140 Fn 42, 149, 154, 169, 175, 177-178
Meinhof, Renate	144	Schiller, Friedrich	93
Mencken, H. L.	74	Schlegel, Johann Elias	92
Mitchell, Joseph	8	Schlesinger, Paul (Sling)	106, 153
Nicolai, Friedrich	93		
Nietzsche, Friedrich	154		

Schlosser, Eric	8	Timmerberg, Helge	69-70, 120-121, 127-128, 139, 141-142, 144, 147, 152, 154, 158, 166, 171-173, 177, 179, 186
Schnibben, Cordt	69, 121-122, 140, 143-145, 150-151, 154-155, 157-158, 164-165, 168-169, 173, 179, 182 Fn 127, 185	Toller, Ernst	109
Seidel, Christian	69	Trevisan, Tobias	6
Seidl, Claudius	69, 123, 127-128, 157, 169, 178, 180 Fn 123	Tucholsky, Kurt	71, 106, 109, 123, 153
Seume, Johann Gottfried	99, 107	Twain, Mark	8, 74
Siebenpfeiffer, Philipp Jakob	96	Uslar, Moritz von	60 Fn 28, 140-142, 145, 147, 153-154, 160 Fn 74, 163- 164, 166 Fn 81, 168, 175-176, 183- 184, 186
Sieburg, Friedrich	110	Wallraff, Günter	71, 116, 140 Fn 42, 148
Spiel, Hilde	64	Weerth, Georg	96, 107
Spitzer, Daniel	104	Weiskopf, Franz Carl	109
Steele, Richard	91	Wickert, Ulrich	64
Steffens, Lincoln	75	Wieland, Christoph Martin	93
Steinmayr, Jochen	114	Willeke, Stefan	169, 170 Fn 88, 178 Fn 117, 180
Stern, Carola	114	Winkler, Willi	69, 123
Stuckrad-Barre, Benjamin von	60 Fn 27, 69, 124, 128, 140 Fn 42, 145, 159 Fn 70, 179	Winter, Max	71, 86, 107, 109
Talese, Gay	8, 67, 74, 121, 155	Wirth, Johann August Georg	96
Thomasius, Christian	92	Wolfe, Tom	5, 8, 67-69, 74-75, 118- 119, 121, 155
Thompson, Hunter S.	8, 69, 74, 120, 154-155	Zilk, Helmut	114
Thoreau, Henry David	74		

Zusammenfassung

In der gegenwärtigen Zeitungs- und Zeitschriftenkrise kann das Konzept des Literarischen Journalismus für die ökonomisch schwächelnde Printbranche zu einem Rettungsanker werden. Das legt eine aktuelle Studie nahe, die an der Fakultät Kulturwissenschaften der Technischen Universität (TU) Dortmund entstanden ist.

In einer empirischen Bestandsaufnahme zeigt die Forschungsarbeit, dass literarisch inspirierte Thematisierungsstrategien im Printjournalismus bereits jetzt weit verbreitet sind. Bei erfolgreichen Wochenblättern wie der „Zeit“, dem „Spiegel“ und der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ gehören sie seit längerem zum zentralen Vermittlungsprinzip – und sind offenbar zum Kaufanreiz geworden. Gespräche mit Literarischen Journalisten lassen erkennen, dass sie sich damit bewusst vom Konzept des möglichst neutralen Nachrichtenjournalismus abgrenzen wollen, der vor allem auf zahlreichen News-Plattformen im Internet weit verbreitet sei. „Langfristig werden nur solche Printmedien am Markt bestehen, die sich vom Geschwindigkeitswahn im Online-Bereich distanzieren und stattdessen auf überzeitliche Themen, tiefgründige Recherche und gut erzählte Geschichten setzen“, folgert Tobias Eberwein, Autor der Studie und Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Journalistik der TU Dortmund.

Literarischer Journalismus zeichnet sich laut Eberwein durch besondere Merkmale wie Immersion, Präzision, Subjektivität, einen Fokus auf Alltagsthemen und oft kunstvolle dramaturgische und sprachliche Gestaltung aus. Er sei jedoch keine Einladung zur Verfälschung oder Fiktionalisierung gesellschaftlicher Wirklichkeit, stellt der Autor klar – und wirkt damit gängigen Missverständnissen entgegen. „Literarischer Journalismus basiert genauso wie herkömmlicher Journalismus auf Fakten, die in meist sehr aufwändigen Rechercheprozessen zusammengetragen werden“, so Eberwein weiter. Er bereite sie nur anders auf.

In seiner Studie begründet der Autor das Konzept des Literarischen Journalismus mit Hilfe der Systemtheorie des Bielefelder Soziologen Niklas Luhmann. Demnach lassen sich Literatur und Journalismus als eigenständige soziale Systeme darstellen, die im Falle des Literarischen Journalismus über eine so genannte ‚strukturelle Kopplung‘ eine Austauschbeziehung

eingehen. Der theoretische Rahmen der Arbeit greift verschiedene Forschungstraditionen in Literaturwissenschaft und Journalismusforschung auf und bringt sie zu einer neuartigen Synthese. In diesem Sinne kann die Studie als Musterbeispiel für einen interdisziplinären Forschungsansatz gelten, der am Modell des Literarischen Journalismus einen gesellschaftlich relevanten Anwendungsfall diskutiert.

Die Studie demonstriert auch, dass Literarischer Journalismus im deutschen Sprachraum eine lange Tradition hat, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht und vor allem zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine große Blüte erlebte. Für die Arbeit der heute aktiven Literarischen Journalisten spielt diese Tradition jedoch so gut wie keine Rolle. Mit einem detailreichen Überblick zu den unterschiedlichen Entwicklungslinien dieses Typs journalistischer Berichterstattung möchte Eberwein zugleich Perspektiven aufzeigen. Der Autor wörtlich: „Die Auseinandersetzung mit historischen Vorläufern und Vorbildern kann auch dem Gegenwartsjournalismus helfen, ein neues Selbstverständnis zu generieren – und ihn so bereit für die Zukunft machen.“ (tse)

Erklärung gemäß § 8 Prom.O.

Die vorgelegte Dissertation ist in allen ihren Teilen ohne die unzulässige Hilfe Dritter (z. B. gewerbsmäßiger Promotionsberater) und nur unter Benutzung der angegebenen Hilfsmittel durch den Bewerber erarbeitet und verfasst worden.

Die vorgelegte Dissertation hat weder ganz noch in einer anderen Fassung noch in Teilen einer Hochschule im Zusammenhang mit einer staatlichen oder akademischen Prüfung vorgelegen. Sie ist weder ganz noch in einer anderen Fassung noch in Teilen bereits veröffentlicht worden.

Dortmund, 8. Januar 2013

(Tobias Eberwein)